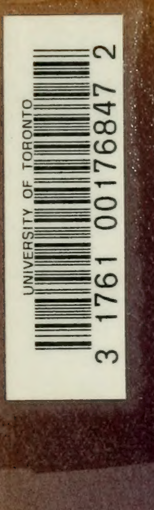

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00176847 2

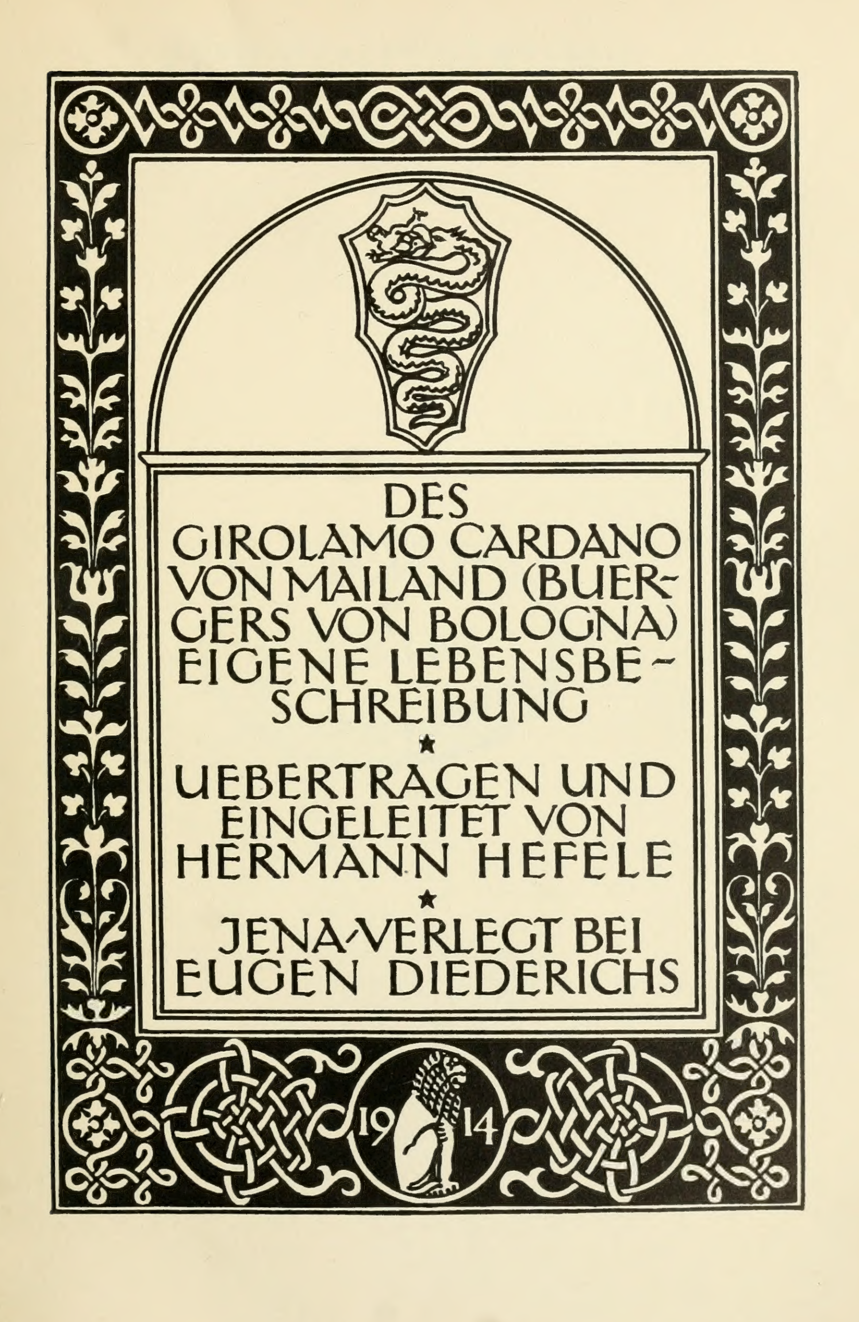


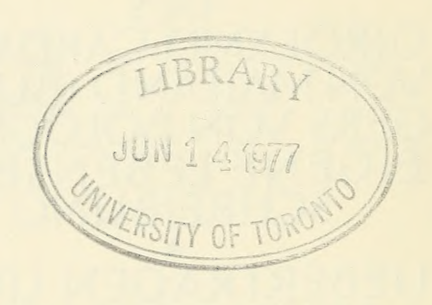









DES
GIROLAMO CARDANO
VON MAILAND (BUER-
GERS VON BOLOGNA)
EIGENE LEBENSBE-
SCHREIBUNG
UEBERTRAGEN UND
EINGELEITET VON
HERMANN HEFELE
JENA·VERLEGT BEI
EUGEN DIEDERICHS
19 14


LIBRARY
JUN 14 1977
UNIVERSITY OF TORONTO

# ZUR EINFÜHRUNG



Was goethe von benvenuto cellini sagt, gilt in ebenso prä=gnantem und besonderem Sinne von der Persönlichkeit, die uns im folgenden beschäftigen wird: »... ein Mann, der als Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht als Repräsentant sämtlicher Menschheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Äußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen, unkenntlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen eingeschrieben ist.« In girolamo cardanos autobiographischen Aufzeichnungen besitzen benvenuto cellinis vielgelesene und vielgerühmte Memoiren eine Ergänzung in wesentlichen Zügen und ein Gegenstück von gleichem Werte und gleich starker Eigenart.

Selbstbiographien haben über das eigentlich Stoffliche hinaus ihre Bedeutung in doppelter Hinsicht: als Dokumente einer bestimm=ten historischen Kultur wie als individualisierter Ausdruck des ewig Bleibenden im rein menschlichen Sein und Wesen. Im Schick=sal und im Wirken des Einzelnen spiegelt sich das Ganze seiner Zeit und seines Volkes, verengt freilich und mehr oder minder ge=brochen, aber jedenfalls stärker, lebhafter und vielsagender wie=der als in den groben Umrissen eines langsamen politischen Ge=schehens; und in seinem Empfinden und Denken, seinem Streben und Erdulden offenbart sich unter der Schale des Zufälligen und Geschichtlichen für den, der zu lesen versteht, das Wesentliche und Unveränderliche menschlichen Geistes deutlicher und lebens=voller als in den Theorien und Systemen der einzelnen wissen=schaftlichen Disziplinen. Daß dabei das äußere wie das innere Leben mit Bewußtsein im eigenen Urteil des Helden wiederge=geben ist, das fällt vor dem Forum einer höheren Art von historischer Wahrheit nur zugunsten der Glaubwürdigkeit des Erzählten ins Gewicht. –

cardano und cellini waren Zeitgenossen und Söhne der selben nationalen Kultur. Beider Jugend fiel in die großen Tage der Hochblüte der Renaissancekultur; beide sahen, gleichgültig und nur mit halbem Verständnis wie fast alle Italiener ihrer Zeit, die große nationale Katastrophe der neuen Barbareninvasionen, der Knebelung des freien Italien durch spanisches Wesen; beide

fühlten die Stürme der Reformation und Gegenreformation und ahnten die neue Zeit und ihre neuen Formen, und beide wahrten sich auch unter der Herrschaft fremden Geistes das Beste, was das Vaterland ihrer Jugend besessen: sie blieben im tiefsten Innern reine und unverfälschte Italiener. Wenn auch der Mailänder um eine starke Note ernster und schwerfälliger erscheinen mag als der heitere, rasche Florentiner, die letzten Formen ihres geistigen Seins laufen doch bei beiden parallel. Bei allem Bizarren, Phantastischen, Abenteuerlichen sind sie frei, ruhig, klar und sicher, bei allen Verrenkungen ihres Gefühlslebens gesund und lebenbejahend, trotz allem sich da und dort ansetzenden Barock sind sie noch immer die starken Menschen der Renaissance, objektiv und sachlich, geradlinig und einfach, durchaus vom Intellekt beherrscht und vom autonomen Willen geformt. Beider Wege haben sich nie gekreuzt. Sie mochten einander kaum dem Namen nach gekannt haben; denn nicht nur eine lokale Entfernung und berufliche Verschiedenheit trennte sie, es waren zwei verschiedene soziale Welten, die sie bewohnten. CELLINI, der Künstler, lebte in mondänen Zirkeln und bewegte sich mit derselben Sicherheit und dem gleichen Anstand in Palästen und vor den Großen Europas wie auf den Gassen, in den Spelunken und verrufenen Häusern der Großstadt. CARDANOS Welt war die bürgerliche, kleinstädtische. Die soziale Stellung des Arztes oder Naturforschers war damals der des Künstlers nicht gleichgeordnet. Er konnte sich Weltruf und Vermögen so gut wie dieser erwerben, aber im gesellschaftlichen Leben der höheren Stände, wo die Fragen der feinen Bildung den Ton angaben, fand er keinen Platz. Auch CARDANO weiß wie CELLINI von der Gunst von Päpsten, Kardinälen, Königen und Fürstlichkeiten zu erzählen; aber es war, seine ärztlichen Dienste abgerechnet, eben nur Gunst und Dankbarkeit, kein gegenseitiges Verhältnis des Austausches und geistiger Gleichberechtigung. Der Schauplatz, wo CARDANO lebte und wirkte, war das bürgerliche Haus, der Hörsaal der kleinen Universität, die Mitspieler waren Bürger, Handwerker, zänkische Professoren, frohe Studenten; die Fragen, die ihn beschäftigten, waren nicht die heiteren Formen der Kunst, sondern die ernstesten Dinge des Lebens, medizinisches Können und Wissen, naturwissenschaftliche

und technische Entdeckungen und Erfindungen, dazu die letzten und tiefsten Probleme politischen und ethischen Verhaltens. Nur die gemeinsame Welt der humanistischen Bildung, bei CARDANO freilich bewußter und stärker als bei CELLINI, umschloß beide. Die Ähnlichkeit und die Verschiedenheit ihres Wesens treten zum Greifen plastisch in den Selbstbiographien beider Männer zutage. Hier wie dort klingt trockene, sonore Sachlichkeit; eine widerstandsfähige Eigenart, eine starke Selbständigkeit und grenzenlose Eitelkeit, kühne und doch gefällige Phantastereien, ein durchaus abenteuernder Geist füllen die Seiten ihrer Erzählung und formen ihren innersten Rhythmus. Größer und mehr in die Augen springend freilich sind die Unterschiede. Der Künstler gefällt sich im ruhigen epischen Fluß, in novellistischer Pointierung, in gegenstandsfreudiger, eitler Geschwätzigkeit; der Naturwissenschaftler zerbricht den geschlossenen Gang der Erzählung, scheidet und trennt nach stofflichen Gesichtspunkten, analysiert das Ganze und sucht das Einzelne zu fassen, spricht viel, detailliert, aber in einer zum Bersten knappen Form. CELLINI bietet die geistvolle Oberfläche eines Lebens, ein stilreines, überlegenes, fertiges Kunstwerk; CARDANO gibt Längs- und Querschnitte, seziert wie ein Anatom, berechnet wie ein Mathematiker. Was er uns zu sagen hat, ist weder schön noch erheiternd, häufig häßlich und abstoßend, aber immer fesselnd und immer unerbittlich wahr. Wie kein zweiter vor oder nach ihm läßt er uns die tiefsten und klarsten Blicke tun in die nüchterne Werkstatt eines Menschenlebens.

CARDANOS Zeit war die des italienischen Niedergangs. Die kurzatmige Hegemonie Italiens in Europa ruhte auf der überlegenen Kultur der Renaissance; sie war vorüber, sobald sich Europa vor neue Aufgaben und Formen des Kulturlebens gestellt sah. Die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien boten neue, ungeahnte wirtschaftliche und politische Möglichkeiten. Italien blieb von ihnen ausgeschlossen; die Verluste, die sein Handel im nahen Osten erlitten hatte, waren durch nichts auszugleichen, die Konkurrenz der großen seefahrenden Nationen schlug Italien überall aus dem Felde, das italienische Geld verlor

an Wert, die italienischen Bankhäuser an Kredit und politischem Einfluß. Das rasche Fortschreiten im Staatsleben der großen europäischen Nationen ignorierte die politischen Formen der italienischen Renaissance. Weder der kaufmännische Geist der venezianischen Signoria oder des Hauses MEDICI, noch die heroische Politik der SFORZA, BORGIA oder ROVERE waren stark genug, sich auf die Dauer selbständig neben den neuen Großmächten zu halten. Fest konsolidierte nationale Staatsgebilde und absolutistische Weltreiche traten den liberalen Tyrannenstaaten und städtischen Republiken Italiens gegenüber; ein neuer politischer Geist, gegründet auf Autorität und staatliche Ordnung, drohte die verfeinerte italienische Demokratie zu überwinden, und die neuen militärischen Formen, verbunden mit dem umfassenden Gebrauch des Pulvers, erwiesen sich stärker als die spitzfindigen Manöver der italienischen Condottieren. Die Buchdruckerkunst, die in Italien nur im Dienste der ruhigen Bildung stand, schuf sich anderswo eine volkstümliche Publizistik mit starkem, revolutionärem Willen. Wirtschaftliche und soziale Umwälzungen erschütterten Mitteleuropa. Eine neue, aus Innerlichkeit und Subjektivismus erwachsene Weltanschauung schien sich bilden zu wollen und ward von einem brutalen Absolutismus niedergeworfen. Auf die kühle, klare Bildung des italienischen Humanismus antwortete aus ganz Europa ein Chaos von Mystik und glühender Religionsschwärmerei, auf die stille ethisch-psychologische Art des romanischen Geistes die grüblerische Metaphysik einer zuchtlosen Naturphilosophie deutscher Herkunft. Das krankhafte Hervorzerren religiöser Gesichtspunkte, das mit der Reformation und Gegenreformation gegeben war, und die neue gefährlichere Art von Intoleranz und Geistestyrannei, die beide im Gefolge hatten, widersprachen im tiefsten Innern dem Geist, der seit PETRARCA in Italien herrschte. Auf jedem Gebiet und von allen Seiten sah sich die maßvolle Kultur der Renaissance verneint, abgelehnt und überwunden. Italien war von Deutschland, England, Frankreich, Spanien aus dem Felde geschlagen. Fast unvermittelt folgten auf die heiteren Tage der MEDICI die Periode der deutschen und französischen Religionskriege, das Zeitalter PHILIPP II. und der englischen ELISABETH. Noch lebten die meisten von denen, die einst

die strahlenden Tage reifster Höhe dieser Kultur gesehen hatten, und schon war der neue Geist in Europa Herr geworden.
Italien hatte mit der politischen Selbständigkeit auch die Kraft des Widerstands gegen fremde Einflüsse verloren. Mit dem ersten Franzosenzug nach Neapel und dem Sturze des Hauses Aragon begann das Unheil des Barbarenregiments in Italien. Kein Staat, kein Herrscherhaus und keine Partei in Italien war ohne Schuld an der großen nationalen Katastrophe: weder Venedig noch Genua, nicht die SFORZA in Mailand noch die ESTE in Ferrara, weder SAVONAROLA und sein Anhang noch die MEDICI in Florenz, weder die BORGIA noch die ROVERE, weder die COLONNA noch die ORSINI in Rom. Keiner erhob sich über Eigennutz und Engherzigkeit, und jeder war gewillt, das Ganze seinem eignen Wohl zu opfern. Nur der kraftvolle, verzweifelte Versuch JULIUS II., die Franzosen aus Italien zu verjagen, schien vorübergehend gut zu machen, was in den vorausgegangenen Jahren gesündigt worden war. Doch die schuldbeladene egoistische Politik der Päpste aus dem Hause MEDICI lieferte das Land und seine blühende Kultur endgültig an fremde Herrschaft und an fremden Geist aus. Die Erstürmung und Plünderung Roms im Jahre 1527 ist nicht Grund und Ursache, sondern nur ein blutiges Symbol des längst besiegelten Niedergangs der Kultur der Renaissance. Aus dem einst ans Ausland verratenen Neapel hielt der neue Geist des politischen Absolutismus und der Gegenreformation seinen Einzug in Rom und Italien. Auf die MEDICI folgten die CARAFFA und die Jesuiten, Theologen verdrängten die Humanisten. Auf dem Umweg über Spanien und Frankreich eroberte sich, wie in den Zeiten der gotischen Invasion, germanischer Geist das Land, wo BRAMANTE und RAFFAEL, PETRARCA und POGGIO geherrscht hatten. Bildung und Kunst der Renaissance versanken. Nur wenige Große, wie PAUL III. aus dem Hause FARNESE, MICHELAGNIOLO, TIZIAN und ARETINO retteten etwas vom alten Geist in die neue Zeit hinüber.
Umschwung und Wandlung freilich vollzogen sich nur langsam, unmerklich; am raschesten verhältnismäßig auf wirtschaftlichem, sozialem, politischem und kirchlichem Gebiete. Hier waren sie schon um die Mitte des Jahrhunderts mit der endgültigen Festigung der französischen, spanischen und habsburgischen Einflüsse

auf den Papst und die italienischen Despotien, spätestens aber mit den großen reformatorischen Entscheidungen des Konzils von Trient zum Abschluß gekommen. Die großen Traditionen der Renaissancekunst und der humanistischen Bildung dagegen waren zu stark, um von heute auf morgen verleugnet werden zu können. Aber je stärker der Widerstand war, den der neue Geist hier fand, desto tiefgreifender und deutlicher war schließlich die Umwälzung, die er herbeiführte. Man kann diese Wandlung am besten bezeichnen als den großen Schritt vom Objektiven zum Subjektiven, von der Kultur des Formalen zur Überwucherung des Innerlichen, vom Künstlerischen zum Sittlichen. Die Kunst der Renaissance ging über in die Kunst des Barock, der Humanismus, soweit er nicht durch die erstarkende Theologie erstickt war, versank in der starken Welle pantheistischer Naturphilosophie. In der Kunst wie in der Geistesbildung blieb nur noch das Material italienisch, der Geist, der lebendig machte, war der spanisch-germanische. Im Barock verinnerlichten und belebten sich die ruhigen Formen der Renaissance, die gerade Linie wurde zur Kurve, die zweidimensionale Fläche zum dreidimensional bewegten lebendigen Organismus, der Raum wurde nicht mehr geschaffen und bedingt durch die autonomen Formen der Architektonik, er wurde zum Primären, Selbstbewußten und schuf und formte seinerseits nach seinen immanenten Bedürfnissen Mauer, Pfeiler und Säule. Nicht mehr Verstand und Wille beherrschten das Kunstgeschehen, sondern die kraftvolle, lebendige Empfindung; die »Werkgerechtigkeit« in der Kunst wurde verdrängt durch den alleinseligmachenden »Glauben«. Die gleiche Entwicklung verfolgen wir auf dem Gebiete der Wissenschaft. Die objektive Psychologie des Humanismus konnte der gärenden Zeit nicht geben, was diese suchte; sie mußte dem Sturm und Drang einer neuplatonischen Metaphysik weichen. Auch hier verdrängte ein germanisches Element das romanische. Wie maßvoll erscheint selbst noch der ruhige Platonismus eines PICO DELLA MIRANDOLA gegenüber der der deutschen Mystik entstammenden, mehr an PLOTIN als an PLATO orientierten Naturschwärmerei im Stile des THEOPHRASTUS PARACELSUS, der nun der Lehrmeister der müden Renaissancephilosophie wurde. Wie die Kunst des Barock, so ist auch die Weltanschauung des GIORDANO

BRUNO, die reifste und verfeinertste Frucht dieser neuen Art zu denken, eine Konzession Italiens an den Geist LUTHERS. Wie dieser drängte auch sie zu Radikalismen, und diese Radikalismen der Meinung zwangen die Autorität zur Unerbittlichkeit. Skeptiker wie POGGIO und VALLA und selbst noch ein von der Inquisition Verfehmter, wie CARDANO, der mehr Humanist war als BRUNO, lebten sicher und geehrt im Schatten des Papsttums, während der unglückliche Dominikaner, noch zu CARDANOS Lebzeiten von der Inquisition durch ganz Europa verfolgt, ein halbes Menschenalter später auf dem römischen Scheiterhaufen endete. Das war die Wandlung, die die Kultur Italiens im Jahrhundert der Reformation durchgemacht hat.

CARDANOS engere Heimat, das Herzogtum Mailand, teilte das Schicksal Italiens. Das kluge Regiment der SFORZA hatte das Land nach innen und außen stark gemacht, die wachsende Wohlhabenheit der Bevölkerung und ein gebefreudiger Mäzenat der Fürsten hoben die Kultur Mailands auf eine Stufe, die der anderer italienischer Staaten nicht nachstand. Darum empfand man auch die Niederlage des Herzogs LODOVICO MORO im April 1500 und die Eroberung Mailands durch die Franzosen als eine Niederlage der mailändischen Kultur. Nur allmählich verstand es die Liberalität der fremden Herrscher, vor allem der französischen und später der kaiserlichen und spanischen Vizekönige und Gouverneure, die Wunden zu schließen, die die unaufhörlichen Kriege dem Lande schlugen. Die mailändische Selbständigkeit war — sieht man von der kurzen Regierung (Ende 1512 bis September 1515) des schwachen MASSIMILIANO SFORZA ab — unwiederbringlich dahin und das Herzogtum jahrzehntelang der Zankapfel zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg, bis es um die Mitte des Jahrhunderts spanischer Besitz wurde. Die Franzosen, 1512 vorübergehend aus Italien verjagt, kehrten 1515 wieder, und die Schlacht bei Marignano nötigte MASSIMILIANO SFORZA zur Abdankung. Das Land war französische Provinz, bis das päpstlich-kaiserliche Bündnis die Franzosen von neuem verdrängte und im Jahre 1522 Mailand als Reichslehen an den zweiten Sohn des MORO, MASSIMILIANOS Bruder FRANCESCO SFORZA II., fiel (gestorben 1535); in Wirklichkeit

herrschte der Kaiser. Es folgten neue französische Feldzüge, die Schlacht bei Pavia (Februar 1525), der kaiserlich=päpstliche Krieg vom Jahre 1526, der mit der Plünderung Roms endete, die fran= zösische Invasion vom Jahre 1527 und die Plünderung Pavias; nach der kurzen Ruhe, die der Friede von Cambrai (1529) und die Kaiserkrönung in Bologna (1530) dem Lande gönnten, tob= ten in den Jahren 1536—1538, 1542—1544 in Oberitalien neue Kriege zwischen KARL V. und FRANZ I. Das Land litt unsäglich. Epidemien und Teuerungen vermehrten das allgemeine Elend. Die dauernde Unsicherheit der rechtlichen und politischen Verhält= nisse, die wirtschaftliche Verarmung und Verödung des Landes, die Barbarei der fremden, vor allem der schweizerischen Soldateska hatten in wenigen Jahren weggefegt, was die Kultur der Renais= sance in Mailand geschaffen. Nur mühsam fristete ein armer Rest von Kunst und Wissenschaft eine kümmerliche Existenz. Die von den Kriegsunruhen und von dem mittelbaren Einfluß der Fremd= herrschaft weniger berührten Nachbarstaaten, Venedig, Ferrara, die Romagna und Toscana, überflügelten Mailand weit. Die kleine, verarmte mailändische Universität Pavia hatte jahrzehntelang einen verzweifelten Kampf um ihr Dasein zu führen; die Konkurrenz der finanziell besser fundierten Nachbaruniversitäten, des vene= zianischen Padua und vor allem des päpstlichen Bologna schadete ihr jetzt in den Zeiten des völligen Darniederliegens der mailän= dischen Kultur weit mehr noch als in den ruhigen Jahrzehnten des ausgehenden Quattrocento.
CARDANO hatte das Unglück, das sein Vaterland traf, am eigenen Leibe zu spüren. Wenn für ihn die ersten vier Jahrzehnte seines Lebens fast nur Elend und Mühsal boten, so war daran die prekäre politische Lage des Landes in ebenso starkem Maße schuld als CARDANOS eigene körperliche und sittliche Schwäche. Wo das Morgen noch unsicherer ist als das Heute, da nimmt der allgemeine Kampf um die wirtschaftliche Existenz radikalere, rücksichtslosere und unbilligere Formen an als sonst. CARDANOS Wanderleben, seine dauernde Arbeitslosigkeit, sein Kampf um die Aufnahme in das Mailänder Ärztekollegium, ohne die er weder eine geord= nete Praxis noch eine gesicherte private medizinische Lehr= tätigkeit ausüben konnte, die ganze Art seines katilinarischen

Daseins während vieler Jahre erklärt sich daraus. Noch als Professor an der Universität zu Pavia litt er unter dem politischen Unglück des Landes. Die Kassen der Universitätsstiftungen waren leer, ihre Bezüge blieben ebenso aus wie die staatlichen Zuschüsse, die Beiträge der Studierenden, und die sonst sehr hohen Gebühren für Prüfungen und akademische Graduierung wurden in solchen Zeiten darniederliegenden wirtschaftlichen Lebens seltener. CARDANO, dessen Professur eine untergeordnete war, erhielt seine geringe Besoldung — sie war damals in keinem Falle ausreichend: Dozenten der Medizin waren für ihr Auskommen auf ärztliche Praxis angewiesen, geistliche Dozenten genossen kirchliche Pfründen — nur unregelmäßig oder gar nicht, und da ihm die gelegentlichen Einnahmequellen in Mailand reicher flossen als in dem kleinen armen Pavia, siedelte er in solchen Jahren nach der Hauptstadt über. Die Universität war nicht imstande, die Dozenten zu halten, und die Unregelmäßigkeit des Unterrichts hatte wieder einen Rückgang der Frequenz der Hochschule und damit eine neue finanzielle Unterbilanz zur Folge.

Der Organismus der Universitäten, worin sich der größte Teil von CARDANOS Leben und Leiden abspielte, war im wesentlichen noch immer der gleiche wie zu den Zeiten ihrer höchsten Blüte im Mittelalter. Sie waren noch immer selbständige Körperschaften, autonom auf dem Boden des kirchlichen wie weltlichen Rechtes. Nur lose organisiert auf Grund der korporativ gruppierten Nationalitäten und Landsmannschaften ohne scharfe rechtliche Scheidung zwischen Lehrkörper und Studierenden, die beide in der Abstufung der akademischen Grade ineinander übergingen, mit einem starken Maß von Selbstverwaltung und Selbstverfügung und dabei nur mit einer geringen Anzahl bezahlter Posten begabt — die Zahl der besoldeten Professoren einer vollen italienischen Universität mittleren Umfangs mochte vierzig nicht überschreiten, — waren sie ein dankbares Feld für all die kollegialen Eifersüchteleien, Schikanen und Niederträchtigkeiten, von denen CARDANO so viel zu erzählen weiß. Gerade damals, im beginnenden absolutistischen Zeitalter, zeigten sich auch auf der Universität die ersten leisen Spuren einer Wandlung von der alten Freiheit zur staatlichen Oberaufsicht. Zwar stand noch immer der von der

ganzen Universität auf die Dauer von einem oder einem halben Jahre frei gewählte Rektor, der Vorsitzende des Senats und das ausführende Organ der Prokuratoren der »Nationen«, als das verkörperte Prinzip akademischer Selbstbestimmung dem Kanzler — meist war es ein höherer Kleriker — dem Hüter staatlicher und kirchlicher Autorität, gegenüber und drängte ihn nach und nach in eine fast ausschließlich repräsentative Stellung, aber immer stärker und immer deutlicher machten sich staatliche, kirchliche und kommunale Einflüsse auf die Verwaltung wie auf den Lehrbetrieb bemerkbar. Die mit der Verarmung der Universitäten immer nötiger werdenden landesherrlichen, fürstlichen oder städtischen Dotationen gewährten dem Landesherrn oder der Stadt mehr und mehr wachsende Rechte auf die Besetzung der Professuren, selbst auf die akademischen Graduierungen und damit schließlich auf den ganzen Geist der Anstalt.
Eine tiefgehende innere Krisis hatten die italienischen Universitäten schon im Zeitalter der Renaissance zu bestehen gehabt. Der Humanismus, dessen Begründer und dessen ersten und bedeutendsten Vertreter stets außerhalb des engen Rahmens der mittelalterlichen Fakultäten standen, führte einen neuen, selbständigen Begriff der Bildung und der Geisteswissenschaft herauf, der sich mit dem Bewußtsein der Überlegenheit neben die juristische und theologische Scholastik stellte. Auf den Universitäten selber trug man dem neuen Geiste bald Rechnung; die philosophische, die sogenannte Artistenfakultät, deren meisten Vertreter sich dem Humanismus zuwandten, errang für lange Zeit die unbestrittene Vorherrschaft im Reigen der Fakultäten. Der führende Humanismus freilich, der sich rasch eine eigene gesellschaftliche Berechtigung in den Kreisen der kirchlichen und weltlichen Großen errungen hatte, fand es für gut, sich auch eine eigene Organisation außerhalb der Universitäten zu schaffen. Die humanistischen Akademien, die im Jahrhundert vor CARDANOS Tod in Italien in großer Anzahl aus dem Boden schossen, waren auf dem Mäzenat weniger privater Persönlichkeiten ruhende, frei organisierte Institute zur Pflege wissenschaftlichen, vor allem humanistischen Geistes. Die Accademia degli Affidati, die in CARDANOS Leben eine Rolle spielte, gehört in ihre Reihe. In vielen Fällen waren diese Akademien, Ahnen

und Vorbilder der heutigen, freilich mehr Konkurrenz als Ergänzung der Universitäten. Sie gönnten ihre finanzielle und moralische Unterstützung jeder Art des Schrifttums, auch der freien dichterischen Produktion, bekämpften alle traditionelle Wissenschaft und pflegten jenen freien, selbständigen Geist, der das Denken der Hochrenaissance kennzeichnet. Die Universitäten schienen durchaus zurückgedrängt.
Dann kam mit dem beginnenden Barock eine neue Wandlung. Der Humanismus löste sich auf in eine libertinistische Publizistik im Stile ARETINOS einerseits, andrerseits in pedantische philologische und historische Detailarbeit. Seine schöpferische, bildende Kraft war vertrocknet. Neue wissenschaftliche Inhalte und ein neuer wissenschaftlicher Geist hielten ihren Einzug im italienischen Geistesleben. Die Akademien traten ihre kurz genossene Vorherrschaft wieder an die alten Universitäten ab, und unter dem Druck neuer staatlicher und kirchlicher Bedürfnisse erhoben sich die juristische und theologische Fakultät wieder zu Bedeutung und Ansehen. Und neben diesen zeigte sich als wesentliches Merkmal der neuen Zeit eine starke Betonung naturwissenschaftlichen Denkens und naturphilosophischer Spekulation. Mathematische, medizinische und technische Probleme wurden erörtert mit derselben Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der im Mittelalter die großen scholastischen und im Zeitalter des Humanismus die ethischen, stilistischen und philologischen Kämpfe ausgefochten wurden. Ein neuer Geist beseelte die neuen Inhalte der Wissenschaft. Eine pedantische, jedenfalls aber strengere Auffassung vom Sinn und von der Aufgabe wissenschaftlicher Arbeit gewann Raum und Herrschaft; auch hierfür ist uns CARDANO Zeuge. Der Fachmann verdrängte den Dilettanten.
In gewissem Sinne mag gerade Mailand als typisch für diese neue Stufe der Entwicklung italienischer Kultur gelten. Sieht man auch davon ab, daß einst auch LIONARDO DA VINCI, der Techniker und Erfinder, hier gewirkt, und hält man auch vereinzelte historische Notizen für belanglos, die darauf schließen lassen dürften, daß in Mailand das Interesse für naturwissenschaftliche und technische Dinge stets stark gewesen war, so läßt sich doch einigermaßen der Nachweis führen, daß der neue naturwissenschaftliche Geist

in Oberitalien rascher Fuß faßte als anderswo, daß der Mailänder Humanismus früher und deutlicher als jeder andere gerade die Wendung genommen hat, die mit CARDANOS humanistischen und philosophischen Schriften gegeben ist, und daß die italienische Bildung in Mailand bewußter als die der anderen italienischen Kulturzentren Anschluß an das Ausland suchte. Die »Bibliotheca scriptorum Mediolanensium« des FILIPPO ARGELLATI und die »Historia literario-typographica Mediolanensis« des GIUSEPPE ANTONIO SASSI (beide Werke erschienen gemeinsam in Mailand 1745), umfangreiche Zusammenstellungen statistischer Art, aus denen sich bei aller Ungenauigkeit des Einzelnen doch ein zuverlässiges Bild des Ganzen gewinnen läßt, beweisen, daß das wissenschaftliche Leben und die Publizistik Mailands, die bis in die ersten Jahrzehnte des Cinquecento herein fast ausschließlich humanistischen Charakters waren oder doch im Dienste humanistischer Bildung standen, mit dem fortschreitenden Jahrhundert neben den wiedererweckten juristischen und theologischen Studien mehr und mehr mathematischen, medizinischen und naturwissenschaftlichen Werken Raum und Kraft gönnten. Schon im zweiten Drittel des Jahrhunderts war diese Wandlung vollzogen; wie einst im Mittelalter waren Wissenschaft und Bildung wieder universalistisch und international geworden. Nur einige wenige, wie CARDANO, verstanden es, den großen Geist des Humanismus mit dem neuen Inhalt und den neuen Tendenzen der Wissenschaft zu vereinigen.

CARDANOS Leben zählte, bei allen inneren Kontrasten seines Charakters, nach keiner Seite hin starke Akzente. Es floß im trägen Rhythmus von häuslichem Ärger und Kummer, von Berufs- und Nahrungssorgen, von Krankheiten und üblen Erfahrungen gesellschaftlicher Art, von Müdigkeit, Schwäche und angestrengtester, erfolgreichster Arbeit. CARDANO selbst empfand es mit jener stillen Art lächelnder Bitterkeit, die sein Memoirenwerk vom ersten bis zum letzten Wort beherrscht, daß das einzig Dauernde in seinem Erdendasein Mühsal und Unglück war. Und doch nannte er sich glücklich. Sein Leben war ein Leben ohne Schönheit, aber es war geadelt durch die ruhige, starke Herrschaft unerschütterlicher Vernunft und kalten, klaren Verstandes. In all

die trübe Wirrsal seines Lebens leuchtete sein schauender und ver⸗
stehender Blick; sachlich, wie nur ein Naturforscher, unerbittlich,
wie nur ein Arzt sein kann, sah, erkannte und urteilte er: daß das
Leben eitel und voll Erbärmlichkeit, daß es aber für den Menschen
hinlänglich gut und lebenswert sei und daß es sich für ihn wie
für alle andern gelohnt habe, Mensch zu sein.

Zerrissene häusliche Verhältnisse und eine höchst mangelhafte
Erziehung bestimmten das körperliche und seelische Wachstum
des jungen CARDANO. Neben seinem Vater, einem guten, bizarren
Pedanten im Stile des alten Rat GOETHE, und neben seiner Mutter,
die alles andere als eine Frau AJA war, wuchs der kränkliche
junge Sonderling fremd, verschlossen, sich duckend und doch
innerlich selbständig auf. Sein frühreifer, heller Verstand wies
ihm durch alle Absonderlichkeiten seines Wesens und durch alle
Winkelzüge eines verfehlten, unmethodischen Unterrichts einen
klaren, raschen Weg. Als er, ein Neunzehnjähriger, die Uni⸗
versität bezog, war sein Charakter ausgereift, sein Wille bestimmt
und stark genug, sein Schicksal in die eigene Hand zu nehmen.
Der väterliche Wunsch ward in den Wind geschlagen, die enge
Juristerei, kaum begonnen, wieder aufgegeben. Dem weiten Feld
der Naturforschung und der Bildung des Humanisten gehörte
seine Liebe, technische, mathematische und ethische Probleme
fesselten sein Interesse, nicht juristischer und historischer Klein⸗
kram. Er warf sich mit dem Eifer des Jünglings und mit der
Sicherheit seines ausgereiften Intellektes auf die Studien, hörte,
las, lernte, dachte, grübelte und ordnete das Chaos der Erfahrung
mit methodischer Korrektheit. Tatsächlich hat er in den Jahren
seiner Studienzeit den breiten und tiefen Grund zu der späteren
Universalität seines Wissens und seiner Bildung gelegt. Dabei
blieb CARDANO durchaus Student und jugendlich, lebensfroh und
übermütig. Die trüben Jahre der Jugend waren ausgelöscht und
vergessen. Sein Vater hatte ihn durchaus nicht spärlich mit Mitteln
versehen, und wo das väterliche Geld trotzdem nicht genügen
wollte, wie im kostspieligen, üppigen Jahre seines Rektorats,
halfen wohlhabende Freunde mit Darlehen. Sein scharfer Geist,
seine Selbständigkeit, die frühreife Überlegenheit seines Charak⸗
ters sicherten ihm einen angesehenen Platz im Getriebe der kleinen

Universitäten, die er besuchte; sie waren wohl auch der Grund seiner Wahl zum Rektor in Padua. Beliebt freilich war CARDANO nicht. Sein Hochmut, seine böse Zungenfertigkeit, die staunenswerte Schnelligkeit und Sicherheit seines wissenschaftlichen Verstehens und Lernens schufen ihm Feinde und Neider in allen Kreisen. Wie einst der junge MICHELAGNIOLO in den Künstlerwerkstätten zu Florenz, so ging CARDANO durch die Hörsäle der Universitäten, schlagfertig, unliebenswürdig, boshaft und verletzend, von wenigen geliebt, von den meisten gehaßt, beneidet und gefürchtet, von allen bewundert und geachtet.

Der Vater hatte mit seinen Besorgnissen um des Sohnes Zukunft recht behalten. Als GIROLAMO nach fünf- bis sechsjährigem Studium, mit Mühe zum Doktor promoviert, die Universität verließ, war er völlig existenzlos. Doch er verlor die gute Laune, die Sorglosigkeit und Siegesgewißheit seiner Studienjahre nicht. Er siedelte nach Sacco, einem kleinen Landstädtchen, über, lebte dort in Arbeit und Vergnügungen bedürfnislos, mit einer schmalen ärztlichen Praxis und vom Gelde freundlicher Gönner. Unbekümmert um die fernere Zukunft genoß er die Reize dieser katilinarischen Existenz, vertiefte sein medizinisches Wissen, machte die ersten größeren Ausflüge ins rätselvolle Land der Naturmystik und trieb Astrologie und Chiromantik. Sechs Jahre währte diese einzige sonnige Zeit seines Lebens. Da tat er gegen Ende des Jahres 1531 den Schritt über die enge Grenze, die zwischen sorgloser Jugend und dem bittern Ernst des Daseins läuft: er heiratete — vielleicht in der ersten Freude seiner geschlechtlichen Genesung—die LUCIA BANDARINI, die Tochter eines Abenteurers, ein schönes, aber wenig bemitteltes Mädchen. Was ihm damals im Traum erschienen war, wurde Wirklichkeit: die Türe ins Paradies war hinter ihm geschlossen.

Wir wissen von CARDANOS Frau sehr wenig. Sie mag ihm eine treue Gattin und Hausfrau, den Kindern eine gute Mutter gewesen sein. Jedenfalls hat sie mit ihrem Gatten Sorgen und Elend treu geteilt. Fünfzehn Jahre lebte sie mit CARDANO zusammen, die trübste, drückendste Zeit seines Lebens. Zwei Fehlgeburten leiteten das eheliche Glück ein; Krankheiten, Familien- und Nahrungssorgen, der wissenschaftliche und gesellschaftliche Existenzkampf ihres

Mannes folgten. CARDANOS Ruhm hat sie nicht mehr erlebt. Als sie im Jahre 1546 starb, konnte sie auf ein Leben zurückblicken, das ihr viel, wenn nicht alles schuldig geblieben war.
Für CARDANO blieb die Erinnerung an sein eheliches Leben stets eng verknüpft mit dem düsteren Empfinden drückendster Sorgen. Was dem Tag seiner Hochzeit folgte, das waren zwölf Jahre der Not und des Elends. Als Familienvater sah er sich jetzt genötigt für eine sichere Lebensstellung und dauernden Unterhalt zu sorgen. Im Februar 1532 war er nach Mailand übergesiedelt, in der Hoffnung, durch ärztliche Praxis oder als Dozent an einer Laienschule oder einer Akademie sein Brot zu verdienen. Alles schlug fehl. Das Kollegium der Ärzte verweigerte ihm die Aufnahme und damit die rechtlich anerkannte Ausübung einer ärztlichen Praxis wie einer Professur, vermutlich weil die schlechten Zeiten jede Konkurrenz zu vermeiden und zu verhindern hießen. Der Prozeß, den CARDANO um seine Aufnahme führte, war resultatlos; andere Prozesse, die der Konsolidation seines kleinen ererbten Vermögens dienten, gewann er, aber sie verschlangen das Vermögen. CARDANO lebte in bitterster Armut und in den ungeordnetsten Verhältnissen. Der anderthalbjährige Aufenthalt zu Gallarate besserte seine Lage so wenig wie das stets erneute und stets erfolglose Gesuch um Aufnahme in das Ärztekollegium. Nur die Unterstützung einiger Gönner half über die drückendste Geldnot hinweg. Zwar arbeitete CARDANO mit eisernem Fleiß, moralphilosophische Betrachtungen wechselten mit astrologischen Grübeleien und strengsten medizinischen und mathematischen Studien; einige Schriften erschienen sogar, vermittelt durch seinen Freund OTTAVIANO SCOTO, der die Kosten deckte, im Druck. Aber innerlich war CARDANO zusammengebrochen, mutlos, der Verzweiflung nahe. Er selber hat später diese Jahre als eine Zeit des moralischen Bankrotts betrachtet. Der Spielteufel hatte ihn gepackt, und um die Sorgen und das drückende Gefühl der Existenzlosigkeit zu verjagen, verbrachte er Tag und Nacht am Spieltisch. Das Jahr 1539 schien vorübergehend eine Besserung bringen zu wollen: Das Kollegium der Ärzte nahm ihn endlich auf, und die Veröffentlichung mathematischer Werke und die daran sich anknüpfenden Auseinandersetzungen mit dem berühmten Mathematiker NICCOLÒ TARTAGLIA über

eine von diesem gefundene, von CARDANO, wie TARTAGLIA behaup=tete, zu Unrecht veröffentlichte wichtige mathematische Formel begannen seinen Namen in weitere Kreise zu tragen. Aber die Geldsorgen drückten nach wie vor. Zwar gewann er mit dem wachsenden Ruhme auch neue Freunde und suchte mit deren Hilfe nutzbringende Beziehungen anzuknüpfen; verschiedene Rei=sen dienten diesem Zweck. Aber der Erfolg blieb aus, und CAR=DANO spann im trägen Wechsel von Studium und Spiel, Arbeit und Zerstreuung den dunklen Faden seines Lebens weiter. Er wurde bei aller ruhigen Klugheit bitter und ungerecht und gab sich, bestärkt durch astrologische Phantastereien, seinem immer satter werdenden Lebensüberdrusse hin. Er hatte alle Hoffnung auf Besserung seiner Lage aufgegeben, als ihn im Jahre 1543 die Berufung an die Universität zu Pavia aus der Melancholie des Verzichts riß. »So kam es denn, daß mein Leben eigentlich erst anfing, da ich sein Ende gekommen glaubte, in meinem 43. Le=bensjahre« — urteilt er selbst, in der Beschaulichkeit des Alters, über diese bedeutsame Wendung seines Lebens.

Allzu günstig freilich waren die neuen Verhältnisse nicht. CARDANOS wirtschaftliche Lage hatte sich dadurch kaum gebessert. Die Uni=versität litt unter den dauernden politischen Wirren, ihre Kassen waren leer, und häufig konnte den Professoren die Besoldung nicht ausgezahlt werden. Mehrmals verließ CARDANO die Univer=sität und siedelte für ein oder zwei Jahre wieder nach dem größe=ren Mailand über, das ihm mehr Möglichkeiten des Erwerbs durch ärztliche Praxis bot, als das kleine, verarmte Pavia. Aber so unsicher und zweifelhaft im einzelnen der Wert der neuen Stel=lung war, für CARDANO war die Professur doch von höchster Bedeutung. Zum erstenmal lebte er in gesichertem sozialen Da=sein und genoß die Vorzüge eigentlicher beruflicher Arbeit. Sein Leben gewann einen neuen Inhalt; die Wunden, die die trostlosen Jahre der Arbeitslosigkeit seinem Charakter geschlagen, vernarb=ten rasch. Seine wissenschaftliche Tätigkeit nahm einen bewußten und starken Aufschwung. Neben den medizinischen Studien, die seine Professur erforderte, waren es mathematische, vor allem algebraische Arbeiten, die ihn fesselten. Und als diese im Jahre 1545 durch Veröffentlichung seiner »ars magna«, einer umfassenden

Darlegung der Algebra, abgeschlossen waren, begann er mit der Ausarbeitung eines der Hauptwerke seines Lebens, den 21 Büchern »de subtilitate«, worin er von der Natur, von den Künsten und von übernatürlichen Dingen handelnd einen großzügigen Aspekt vom physischen, mechanischen und metaphysischen Naturgeschehen geben wollte. Das Werk, das im Jahre 1551 veröffentlicht wurde, ist die reifste Frucht jener arbeitsreichen Jahre, in denen CARDANO gesundete und die Höhe seiner wissenschaftlichen Bedeutung erstieg. Und ein freundliches Schicksal gönnte ihm nun auch das seltene Glück zeitiger Anerkennung. Neue, einflußreiche Freunde, wie MORONE und ALCIATI, waren stolz, sich seiner annehmen zu dürfen, und als erste Frühlingsboten kommenden Weltruhms durfte er die ehrenden Angebote betrachten, die ihm im Jahre 1546 vom Papst PAUL III. und König CHRISTIAN III. von Dänemark zugegangen waren.

Der Ruf und die Reise nach Edinburg krönten diesen Weltruhm; CARDANO selbst betrachtete sie als den höchsten Triumph seines Lebens. Die Reise — das Itinerar ist weder in chronologischer noch geographischer Hinsicht einwandfrei festzustellen — führte ihn mit Königen, Fürsten und Gelehrten zusammen und ließ ihn etwas von der internationalen europäischen Luft atmen, in der sich die großen Humanisten und Künstler jener Zeit, ERASMUS, ARETINO, TIZIAN u. a., wohl und heimisch fühlten. Es folgten sieben Jahre wissenschaftlicher Arbeit und ärztlicher Praxis in Mailand (1553—59), eine Zeit wachsenden Ansehens und stetiger wirtschaftlicher Besserstellung, freilich auch eine Zeit neidvoller Anfeindungen, Verleumdungen und Verdächtigungen durch wissenschaftliche und persönliche Gegner. Häusliches Unglück, das nach dem Tod seiner Gattin immer häufiger wurde, drückte ihn und raubte dem Einsamen die beruhigende Wohltat des Familienlebens. Er vergrub sich in seinen Arbeiten; sein einziger Verkehr waren die jungen Leute, die er als Schüler und wissenschaftliche Hilfsarbeiter zu sich ins Haus genommen. Im Jahre 1560, als er eben die Professur in Pavia von neuem angetreten, erfolgte die große Katastrophe seines Lebens: das Verbrechen und die Verhaftung seines ältesten Sohnes, des hoffnungsvollen GIANBATTISTA. CARDANO eilte nach Mailand zurück. Obwohl er an der Schuld

seines Sohnes nicht zweifeln konnte, tat er alles, ihn zu retten; das Gericht blieb unerbittlich und verurteilte den Gattenmörder zum Tode. Die Hinrichtung brachte den alten CARDANO außer Fassung. Weitere Todesfälle und das leichtsinnige Leben seines Sohnes ALDO zerstörten ihm vollends das, was er einst seine Familie genannt hatte. Als er nach Pavia zurückkehrte, stand sein Haus verödet. Alt und fremd geworden mied er jeden kollegialen Verkehr, verbohrte sich in Trübsal und mystische Erlebnisse, versank in moralphilosophische Grübeleien, fühlte sich mißachtet, gemieden und verfolgt. Ein krankhaftes, an Verfolgungswahn grenzendes Mißtrauen und eine tiefe Bitterkeit des Urteils hatten ihn gepackt; nur langsam kehrte die kluge Ruhe des Humanisten zurück, aber sie blieb beherrscht von jener kalten, zynischen Art, Welt und Leben zu mißachten, die sein ferneres Denken charakterisierte und die tiefer ging als der bloße Pessimismus der üblen Erfahrung.

Im Jahre 1562 verließ CARDANO endgültig das ihm verhaßt gewordene Pavia. Er lebte einige ruhige Monate in der Umgebung von Tochter und Schwiegersohn in Mailand und verhandelte inzwischen mit der Universität Bologna über die Bedingungen, unter denen er bereit war, eine ihm angebotene Professur für Medizin anzunehmen. Die Verhandlungen führten zu gutem Ende, und CARDANO siedelte gegen Ausgang des Jahres nach Bologna über. Acht Jahre lebte er dort, dozierte unter starkem Zulauf, übte eine große ärztliche Praxis aus, genoß trotz aller kollegialen Schikanen unbestrittenes Ansehen, die Stadt ehrte ihn durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts, zum erstenmal gestalteten sich auch seine finanziellen Verhältnisse so, daß er ohne Sorge in die Zukunft schauen konnte. Innerlich war er ruhiger und stiller geworden und spann unermüdlich am Faden seines großen Lebenswerkes der Naturerkenntnis, Einzelheit reihte sich an Einzelheit und ordnete sich ein in die kühnen Linien seines Weltbildes, Kopf und Feder waren ruhelos, und die zahllosen Abhandlungen aus allen Provinzen des Wissens und der Bildung, die er in ununterbrochener Folge veröffentlichte, offenbarten deutlich, welch staunenswerte Kraft des Geistes noch immer in diesem zähen Greisenkörper wirkte.

Da schien es noch einmal, als wolle das Schicksal den mühsam

errichteten Bau seiner bürgerlichen Existenz zerstören. Am 13. Oktober 1570 wurde CARDANO eingekerkert. Ein rätselhaftes Dunkel liegt über diesem Ereignis. CARDANO selbst deutet nur in ängstlich versteckter Weise an, daß es sich um Verleumdungen auf dem Gebiete der kirchlichen Rechtgläubigkeit gehandelt habe, aber gerade die zurückhaltende Art, womit er in seinen unter den Augen des Papsttums in Rom verfaßten Memoiren über diese Dinge berichtet, bestätigt, was die ganze Lagerung der Tatsachen uns beweist: CARDANO stand vor dem Tribunal der Inquisition. Wir kennen weder die Anklagepunkte noch den Gang des Prozesses. Verdächtigungen seiner Rechtgläubigkeit und offene Anklagen wegen Häresie wurden namentlich nach CARDANOS Tode immer häufiger; daß er gewagt habe, Christus das Horoskop zu stellen, galt als stärkster Beweis seines Unglaubens. Ähnlicher Anklagen wegen mochte er sich im Herbst 1570 zu verantworten gehabt haben. Man behandelte ihn mit Milde und Achtung, seine beiden Freunde, die Kardinäle GIOVANNI MORONE und der heilige CARLO BORROMEO traten für ihn ein, und CARDANO selbst gab die einzig mögliche Antwort, die der Humanismus dem neuen Geist der Gegenreformation geben konnte, er unterwarf sich mit der Ruhe des guten Gewissens und dem stillen Lächeln höherer Einsicht. Nichts lag ihm ferner, als ein Ketzer sein zu wollen, und er hatte zu tiefe Blicke in das Wesen der Natur, des All und des Geistes getan, um sich über den Wert der sittlichen Forderungen der Wissenschaft einer frommen Täuschung hingeben zu können. Das Urteil, das die Inquisition fällte, war milde und doch bestimmt: man verbot ihm jede weitere Publikation, legte ihm nahe, auf seinen Lehrstuhl zu verzichten, und lud ihn ein, vom Papst mit einer anständigen Pension versehen, zu Rom im Schutze des Vatikans und im Schatten kirchlicher Aufsicht zu leben. CARDANO leistete ruhig und gern Verzicht auf die letzten spröden Fasern kleinlicher Eigenwilligkeit, er unterwarf sich den kirchlichen Verfügungen wie einst ein PICCOLOMINI und ein VALLA mit der adligen Geste des Verstehens und erkaufte sich durch die Bereitwilligkeit, womit er die goldenen Fesseln annahm, einen heiter-schönen Lebensabend, ein paar Jahre langentbehrten ruhigen Behagens, höchster menschlicher Weisheit und reinster Beschaulichkeit.

Ende September des Jahres 1571 verließ CARDANO Bologna; am 6. Oktober traf er in Rom ein. Er bewegte sich dort in voller Frei= heit, geehrt und geachtet. Das Kollegium der Ärzte nahm ihn, ohne daß er Schritte getan hätte, vermutlich auf höheren Befehl, in seine Reihen auf und ermöglichte ihm so die Ausübung seines ärztlichen Berufes. Daneben widmete sich CARDANO mit unermüd= lichem Fleiß der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Tätig= keit, in der stillen Hoffnung, daß wenigstens nach seinem Tode die Publikation der zahlreichen noch nicht veröffentlichten Werke möglich werde. Im Jahre 1574 begann er dann die Aufzeichnungen aus seinem Leben zu ordnen. Streng, klar und unerbittlich wan= derte sein prüfender Blick über seine Vergangenheit, und er fand sein Leben wertvoll genug, geschildert und der Nachwelt, bei der er ewigen Ruhm erhoffte, übergeben zu werden. Mag auch manches in dieser seltsamen Selbstbiographie, namentlich in Sachen der Kirchlichkeit, wie eine Apologie klingen, über dem Ganzen liegt doch der nüchterne Ernst der Wahrhaftigkeit, und fast jede Einzel= heit trägt den ehrlichen Stempel wirklichen Lebens. Die Objek= tivität seines Denkens und Betrachtens, die ihm angeboren und durch die Eigenart seiner beruflichen Arbeit verstärkt war, empfing Vertiefung und Weihe durch die ruhige Resignation und das stille Bescheiden seiner letzten Jahre. Sein Leben war abgeschlossen, als er sich daran machte, es zu beschreiben; er hatte keinen Grund, sich und andere zu belügen. Er hat es auch verschmäht, mit er= heuchelter philosophischer Gelassenheit seine nüchterne Erkennt= nis zu verbrämen. Stahlhart und kalt sagte er seine Meinung über das Leben, das hinter ihm lag, und bejahte noch einmal, ohne zu entschuldigen oder zu verteidigen, alle Triebe seines Fleisches, alle Ecken und Kanten seines Wesens, den ganzen Weg, den er im Guten wie im Bösen zurückgelegt.

Am 20. September 1576 starb CARDANO. Sein Enkel ließ später seine Leiche, vermutlich einer Bestimmung seines Testaments ent= sprechend, nach Mailand überführen und in San Marco an der gleichen Stelle beisetzen, wo CARDANO selbst im Jahre 1524 seinen Vater FAZIO bestattet hatte.

CARDANOS Charakter macht den äußeren Eindruck größter Zerrissenheit und Unausgeglichenheit. Ruhelos und unstet, ohne Kraft und Lust, sein Leben auf festen, engen Boden zu gründen, im wirren Zickzack, nicht auf geradem Weg vorwärtsschreitend, vieldeutig und wechselnd aus Grundsatz, besaß er keine gute und keine schlechte Eigenschaft, ohne auch ihr Widerspiel zu pflegen. Bald ging er rasch und heftig, bald langsam zögernd, bald in Lumpen, bald geckenhaft gekleidet; heute arbeitete er in stählernem Fleiß, morgen saß er voll Leidenschaft am Spieltisch, schlenderte lässig durch Wald und Wiesen oder saß stundenlang mit der Angelrute am Bach oder Teich; war jetzt tief in Gedanken versunken, um im nächsten Augenblick das klare, lauernde Auge kalt und sicher beobachtend auf einen Gegenstand, einen Vorgang zu richten; war heute starr, zäh, konsequent, geschlossen, morgen weich, wankelmütig, jedem Einfluß offen. Zugleich nüchtern und zugleich Phantast, ein Mathematiker, der mystische Neigungen hat, ein Naturwissenschaftler, den ethische Probleme quälen, ein Mediziner, der sich mit Logik abgibt, schien er zusammengesetzt aus Widersprüchen und voll von körperlichen und seelischen Eigenschaften, die man von gewissen summarischen Gesichtspunkten aus pervers und anormal zu nennen pflegt.
Und doch läßt sich der Wirrwarr dieser Linien ordnen und geordnet in eine letzte, prägnante Formel bringen. CARDANO selbst, der sich mit dem Auge des Mediziners und dem Ohr des Psychologen beobachtet hat, gibt uns diese Formel: »Ich habe ein kaltes Herz und einen heißen Kopf.«
In gewissem Sinn ist dieses Wort der einzige Schlüssel zur Psychologie des Renaissancemenschen, des reinen, vollendeten Italieners überhaupt. Jene seltsame Art geistiger Kultur, die wir als das Gemeinsame in Politik, Religion, Bildung und Kunst der Renaissance erkennen, jene reizvolle Verbindung von kühler Objektivität und höchster Leidenschaftlichkeit, von maßvollem Empfinden und rücksichtslosem Wollen, von straffer Kultur des Gefühls und völliger Systemlosigkeit des intellektuellen Benehmens findet in dieser Formel ihre Erklärung. Der Schwerpunkt des geistigen Geschehens liegt im Kopf, im Verstandesmäßigen, darum dominiert das Objektive und Formale; aber dieses Verstandesmäßige vollzieht sich in

äußerster, schöpferischer Spannung, in einem leidenschaftlichen, stets wechselnden Mitgerissensein vom Okjekt, daher jene zuchtlose, primitive Aktivität, jener Drang zum Gestalten, den BURCKHARDT in der Renaissance gefunden hat. Alle sinnliche Kraft wirkt nach außen, nichts verzehrt sich in sich selbst. Die Provinz des Herzens liegt, ohne daß sie verkümmerte oder entstellt würde, verarmt, ausgesaugt und ausgebeutet; ihre Funktion ist nur mehr die des Geschmacks. Das Chaos der Innerlichkeit schwindet unter dem ordnenden und klärenden Blick des Verstandes, die Kraft des subjektiven Selbstbejahens ist völlig vom Elan des Wirkens nach außen in Anspruch genommen, an die Stelle der Sittlichkeit und des autonomen geistigen Systems tritt das starke Gefühl der sozialen Forderung und der gesellschaftlichen Ordnung im alten römischen Sinn.

CARDANOS ganzes Naturell, alle seine physischen und psychischen Qualitäten waren durch diese Hypertrophie des Verstandesmäßigen bestimmt, geformt und gestaltet. An sich schon ungemein lebendig, voll sinnlichen Feuers, jedem Eindruck sich hingebend, ließ er sich durch die Leidenschaft des Intellektuellen in einen wahren Wirbel geistigen Lebens reißen. In anscheinend durchaus planlosem Wechsel durchlief er alle Gebiete des Wissens und Denkens. Ohne im einzelnen stets über die notwendige methodische Sicherheit zu verfügen, wagte er sich doch in jede Wissenschaft einzuarbeiten und fühlte sich bald überall zu Hause, in allen Disziplinen der Naturwissenschaft, der Mathematik und der Medizin, in Philosophie, Geschichte, Philologie, Politik und Ästhetik. Er verschmähte es auch nicht, in die mystischen Abgründe des Abenteuerlichen, Absonderlichen und Außergewöhnlichen hinabzusteigen. Kein Phänomen der Wirklichkeit blieb ihm fremd, denn was er suchte und in all dem Wirrwarr der Erkenntnis zu finden glücklich war, das war das große Eins im All. CARDANO glaubte an die Allmacht des Intellekts. Alle seine Phantastereien, seine mystischen Neigungen, sein Geisterglaube, seine Astrologie, seine Chiromantik, seine Träumedeuterei, all das, was den bizarrsten Zug in seiner ganzen Erscheinung bildete, das war nicht Aberglaube im gewöhnlichen Sinn des Worts, kein Mangel an Intellekt und kein Verzicht auf das Verstandesmäßige, son-

dern im Gegenteil ein Übermaß, eine Überschätzung des Intellekts. Jenes große Letzte, jenes »unum,« das er suchte und fand, war für ihn keine metaphysisch-monistische Spielerei, kein pantheistischer Glaube, sondern der große panlogistische Wille, das Zusammenfassen, das Zusammenstimmen, die Ordnung.[1] Nicht die Weltseele suchte er, sondern den Weltwillen und das Weltlicht, weil eben nicht die Empfindung, das Subjektive, ihn beherrschte, sondern der Intellekt, der Hunger nach dem Objektiven. Zur »Fackel Gottes« zu werden, dem göttlichen Licht der Erkenntnis, des »intellectus«, in sich zum Siege zu verhelfen, darin sah er, wenn er es einmal für gut fand, aus dem Bereich des nüchternen Lebens in das Gebiet der tönenden Phrase zu treten, seine höchste und schönste Aufgabe. Was galten diesem Ziele gegenüber ein paar methodische Verstöße mehr oder weniger?

Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet erscheint diese universale Tendenz des Intellektuellen als ein Gewaltakt und deshalb als ein Irrtum, für CARDANO persönlich war sie die hohe Schule seines Charakters. Trotz aller Schroffheit und Unebenheit seines Temperaments verlieh sie ihm eine gewisse herbe Großzügigkeit der Gesinnung und jene stille Klugheit, die wir um eine Tönung weicher und freundlicher bei allen italienischen Humanisten wiederfinden. Die Wirklichkeit hat ihm die feinsten und verborgensten Falten ihres Wesens geöffnet, und er dankt ihr dafür durch eine widerspruchlose objektive Hinnahme, durch einen vollen Verzicht auf jede ideale Forderung. Nichts liegt ihm ferner, als sich selbst sittlich fortbilden zu wollen; er bleibt der sinnliche, boshafte, jähzornige, eitle und feige Mensch, der er von jeher gewesen, nur klüger ist er mit Bewußtsein und Willen geworden. Er erwartet nirgendwoher etwas Gutes, weder von der Natur, noch von sich, noch von den Menschen; er weiß, womit er zu rechnen hat, und baut auf dieses sichere Wissen den Kalkül seiner Lebensweise auf: mit einem Minimum von Unlust für sich und, wenn möglich, auch für die anderen, durch die Welt zu gehen. Es ist kein empfindungsstarker Pessimismus, dem er huldigt, nur eine völlige Ideallosigkeit; es klingt aus diesem trüben Aspekt

[1] CARDANO selbst betrachtete seine Schrift »de uno« als eine Einführung in die Dialektik.

der Welt nichts von bitterer Enttäuschung, nichts von Zorn oder von Sehnsucht, sondern allein die ruhige Kenntnis des wirklichen Lebens. Mit wachsendem Staunen liest man seine Schriften »de optimo vitae genere«, »de utilitate capienda ex adversis«, seinen »libellus praeceptorum ad filios« oder das bedeutungsvolle Buch »de prudentia civili« und andere, in denen er die Schätze seiner Lebenskenntnis aufgestapelt hat. Da ist nichts mehr von der milden, klaren Menschlichkeit eines PETRARCA oder BEMBO, kein glühender Hedonismus wie bei VALLA, nichts von dem ätzenden Scharfsinn eines MACCHIAVELLI, nur ein einziger großer Einklang restloser Klugheit, mit einer erschreckenden Kühle und Gelassenheit vorgetragen. So groß und überragend sind Summe und Potenz dieses Intellekts, daß sie uns die medizinische Diät in Sachen des Idealen, des Sittlichen und des Gefühlsmäßigen kaum mehr als Mangel ins Bewußtsein treten lassen.
Nur manchmal bricht aus dieser harten Schale, scheu und ängstlich freilich, ein warmes Gefühl echter menschlicher Empfindung, dort etwa, wo er um sein eigenes Fleisch und Blut, um das Leben seines liebsten Sohnes kämpft, oder wo er, wie zum Beispiel dem Fürsten von Matelica gegenüber (s. u. S. 49), eine reine, selbstlose Zuneigung mit dankbarer, demütiger Liebe erwidern darf. Man wird auch nicht vergessen, daß er ein Sohn der Renaissance ist, selbst im Wust seines beruflichen Handwerks ein Mann des verfeinerten Geschmacks und höchster Bildung, ein leidenschaftlicher Musiker, ein Freund der Dichter, der mit allen Großen des erweckten Italiens von jenem einen übermächtigen Ideal der Renaissance beherrscht war, der Erbärmlichkeit des irdischen Daseins Adel und Weihe zu verleihen durch die Gloriole des Nachruhms. In diese große Sehnsucht nach ewigem Leben und Wirken in der Menschheit ist hineingepreßt, was an Idealem, Irrationalem, Triebhaftem in CARDANO lebendig war. Außerhalb dieses Wunsches — er nennt ihn selbst einen törichten Wunsch und will doch nicht von ihm lassen — ist alles wieder Klugheit, Berechnung, Maß, die selbst über Haß und Liebe zu gebieten wissen. »Betrachte einen Feind nur dann als Feind, wenn du dich rächen kannst; kannst du dies nicht, so ignoriere eine Beleidigung und begegne dem Feinde freundlich.« Das ist der

Triumph der ideallosen und leidenschaftlosen Klugheit in der Ethik.
CARDANOS soziale und politische Anschauungen sind von den gleichen Gedanken beherrscht wie sein wissenschaftliches Streben und sein persönliches ethisches Verhalten: von Einheit und Klugheit. Er war und blieb Katholik, nicht nur unter dem Drucke der drohenden Inquisition, sondern als echter Italiener aus gesunden sozialen und konservativen Instinkten. Er war in kirchlichen wie in staatlichen Dingen Absolutist, weil er die von ihm geforderte zusammenfassende Einheit, auf das politische Gebiet übertragen, nur in der Monarchie strengster Ordnung möglich sah und weil er fühlte, wie sehr die Religion imstande sei, diese politische Einheit zu fördern und zu stärken. Unbedingte Aufrechterhaltung der Autorität schien ihm erstes und letztes Ziel der Staatsklugheit im kirchlichen und weltlichen Regiment; darum verurteilte er jede Bewegung, die auf ein noch so bescheidenes Maß von geistiger Selbständigkeit der unteren Volksschichten hinzielte: Man solle dem Volke verbieten, über religiöse Dinge zu denken und zu reden, denn es entstünden nichts als Tumulte daraus. Von seinem absolutistischen Standtpunkte aus wagte er es, eine Verteidigung NEROS zu schreiben, bekämpfte mit einer gewissen Heftigkeit den großen, selbständigen politischen Geist eines MACCHIAVELLI und spielte gegen ihn eine neue Art von »bürgerlicher Klugheit« aus, deren letzte Maximen Ordnung und Ruhe waren — ein erstes Zeichen, daß an die Stelle des politischen Menschen der Renaissance der Bourgeois des absolutistischen Barock getreten war.

CARDANOS wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit zeugt von einer staunenswerten Universalität und Fruchtbarkeit seines Geistes und von einem ans Übermenschliche grenzenden Fleiß. Seine Werke füllen in der großen SPONschen Gesamtausgabe zehn Foliobände und bilden an äußerem Umfang etwa das Hundertundfünfzigfache des vorliegenden Buches. Die Aufzählung, die CARDANO selber im fünfundvierzigsten Kapitel seiner Selbstbiographie gibt, ist nicht vollständig; die Gesamtzahl seiner noch vorhandenen Werke, die, abgesehen von einigen kleineren italienisch verfaßten Abhandlungen, alle in etwas schwerfälligem

Latein geschrieben sind, beläuft sich auf rund 130. In lebhaftem Wechsel sind darin alle die mannigfachen Gebiete vertreten, die CARDANOS Interesse fesselten: Moralwissenschaft und Moralphilosophie, Lebenskunst und Politik, Gedächtniskunst, Orthographie, Logik, Dialektik, Metaphysik und Mystik, Naturgeschichte und Naturphilosophie, physikalische Experimente und Theorien, alle Disziplinen der Mathematik, Geometrie und Algebra, theoretische Untersuchungen über Probleme der Musik, des Schach und der verschiedenen Glücksspiele, Astronomie und Astrologie und endlich eine Reihe Kommentare zu klassischen Werken der Heilkunde und selbständige Abhandlungen aus dem Gebiet der theoretischen und praktischen Medizin. Alle diese Werke enthalten über die einzelnen fachwissenschaftlichen Untersuchungen hinaus eine Unsumme von Details, die nicht nur für CARDANOS Leben — hierfür kommen außer der Selbstbiographie namentlich die verschiedenen umfangreichen Schriften »de libris propriis« und weite Partien seiner moralphilosophischen Abhandlungen in Betracht — sondern in ebenso starkem Maße für das ganze gesellschaftliche, kulturelle, wissenschaftliche und moralische Sein und Wirken seiner Zeit aufschlußreich sind. Als Ganzes betrachtet sind sie das umfassendste Dokument für das Erstarken jenes neuen Geistes in Italien, den man vom Gesichtspunkt der Religionspolitik oder der Kunst ausgehend als Gegenreformation oder Barock bezeichnet hat. —
Was CARDANO innerhalb der einzelnen Wissenschaften leistete, ist durchaus nicht gleichwertig. Zwar ist überall sein Wissen sicher, reich, umfassend und geordnet, aber seine methodische Durcharbeitung ist nicht immer korrekt, noch auch abschließend. Häufig ist er auch mehr geistreich und überraschend als tief, wie denn überhaupt die Sucht, originell zu sein, ihn vielfach zu geistreichen Pointierungen verführt hat, die der wissenschaftlichen Klarheit nicht immer zuträglich sind. Aber trotz aller kritischen Vorbehalte und Einwendungen, die der Fachmann im einzelnen macht, steht doch das Gesamtresultat seines wissenschaftlichen Lebenswerkes in staunenswerter Kraft und Fülle vor uns. Die Liste seiner wissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen, die er selbst im vierundvierzigsten Kapitel seiner Selbstbiographie gibt, läßt sich noch um bedeutende Posten erweitern.

Er hat in der Mathematik die einzelnen Disziplinen methodisch
richtig gruppiert und zu einander in Beziehung gebracht, die Al⸗
gebra in wesentlichen Punkten gefördert und die von TARTAGLIA
gefundene, heute unter dem Namen der CARDANOschen Formel
bekannte Auflösung der Gleichungen des dritten Grades erwei⸗
tert, begründet und erklärt. Er entdeckte die verschiedenen Funk⸗
tionen der positiven und negativen Wurzeln in den Gleichungen
der höheren Grade und den Zusammenhang der Vorzeichen einer
kubischen Gleichung mit den positiven und negativen Wurzeln
derselben und hat das Problem der Wahrscheinlichkeitsberechnun⸗
gen in bedeutendem Maße der Lösung näher gebracht. Er hat auch
in der Astronomie neben vielen bizarren und mystischen Ein⸗
fällen und trotz allen astrologischen Glaubens manchen korrekten
Fund getan und manchen klugen Gedanken geäußert; so hat er
als Erster einen Erklärungsversuch für das Funkeln der Sterne,
das er der Luftbewegung zuschrieb, gegeben. Auch auf techni⸗
schem Gebiete war er unablässig tätig, und man dankt ihm eine
Reihe wichtiger Erfindungen; er verbesserte die Mechanik der
Öldochtlampe und erfand das sogenannte Universalgelenk (das
CARDANOsche Gelenk), die kreuzgelenkartige Kuppelung zum
Aufhängen des Schiffskompasses in Gleichgewichtslage. Er hat
ferner in der Naturwissenschaft, obwohl er hierin in der Haupt⸗
sache ARISTOTELES und PLINIUS reproduzierte und häufig genug zur
Unzeit sich in mystische Spekulationen verlor, das Wissen und
das Verständnis seiner Zeit in wichtigen Einzelheiten erweitert: er
machte als Erster den Versuch, das Gewicht der Luft zu bestim⸗
men, gab eine Theorie des Verbrennungsvorgangs, versuchte die
Herstellung eines Pyrophor aus getrocknetem Menschenblut, ent⸗
deckte die Elektrizität des Haares und die Gesetze der Luftspiege⸗
lung. Am weitesten und nachhaltigsten war die Wirkung seiner
Tätigkeit auf dem Gebiet der Medizin. Er hob sie endgültig aus
dem Dunkel der Geheimkunst, übte an Auswüchsen unnachsicht⸗
lich Kritik und stellte der von den bedeutendsten Ärzten seiner
Zeit, wie THEOPRHRASTUS, fast ausschließlich geübten praktischen
Medizin mit Stolz und Bewußtsein die theoretische, wissenschaft⸗
liche Medizin, die Medizin des gebildeten und gelehrten Fach⸗
mannes zur Seite. Er hat die Herrschaft GALENS gebrochen, ohne

in die Fehler seiner radikalen Gegner zu verfallen; er bekämpfte die GALENsche Lokalisation der Geisteskräfte und seine Theorie von der Entstehung der Katarrhe im Gehirn; er bestritt die absolute Gültigkeit des therapeutischen Grundsatzes »contraria contrariis«, beschäftigte sich mit dem Problem des Blutaustausches und der Schalleitung durch den Kopfknochen, trat, obwohl er selbst in diesem Fach wenig bewandert war, energisch für das Studium der Anatomie ein, und begann, wenn auch nur tastend und unklar, psychiatrische Probleme zu berühren.
Im ganzen wie im einzelnen sind CARDANOS wissenschaftliche und spekulative Anschauungen nur mit Mühe zu rekonstruieren. Nirgends spricht er sich zusammenhängend, nirgends klar und unverhüllt aus. Das unaufhörliche Hin und Her seiner wissenschaftlichen Betätigung, das ihn zwar universal und weitblickend gemacht hat, hat ihm jede Sicherheit und Korrektheit in der Methode wie in der wissenschaftlichen Terminologie geraubt, und die übertriebene Sucht nach Originalität, die starke Betonung des empirischen Wissens, sein Drang nach konkreter Erfahrung, die ausschließlich objektive Richtung seines Geistes, der stets nur die Wirklichkeit, nicht die Wahrheit suchte, all dies stand der Bildung eines klärenden Systems im Wege. CARDANO schreckte in seinen wissenschaftlichen Arbeiten vor keiner inneren Inkonsequenz zurück; es gibt keinen Gelehrten, der sich häufiger widersprechen könnte, als er. Bald lehnt er Astrologie, Chiromantik, Alchimie und Magie ab und nennt Vorzeichen, Ahnungen, Visionen und Gespenster Geschöpfe der Einbildungskraft, bald verteidigt er dies alles wieder und mengt diese Phantome kritiklos in die nüchternste wissenschaftliche Betrachtung natürlicher Vorgänge. Zwar suchte CARDANO selbst eine systematische Zusammenfassung und hat, von diesem Bedürfnis getrieben, der Dialektik einen zentralen Platz im Ganzen seines wissenschaftlichen Forschens zu geben versucht. Aber gerade seine Dialektik, ein Labyrinth von originalen, traditionellen, klugen und bizarren Gedankengängen, erschwert uns das Verständnis seiner Weltanschauung. In Wirklichkeit kam er über die aristotelische Dialektik nicht hinaus, er hat diese nur durch Hereinziehen wesensfremder Elemente verdunkelt. Eines seiner wenigen großen Verdienste auf diesem Gebiete ist die Forderung

einer strengen Scheidung von philosophischer und theologischer Betrachtungsweise. Nicht weniger schwankend und widerspruchsvoll sind die Resultate seiner naturphilosophischen Spekulationen, die in den Werken »de subtilitate« und »de rerum varietate« niedergelegt sind. Es sind neuplatonische und neupythagoräische Ideenkomplexe, bald mit selbständigen, tiefen und geistvollen Gedanken durchsetzt, bald vom Dogmatismus der Kirche beeinflußt; sein Versuch, die Unsterblichkeit der Seele zu begründen und zu erklären, führte ihn zu einem averrhoistisch gefärbten Begriff der Seele, der mit seinen erkenntnistheoretischen wie mit seinen naturphilosophischen Ideen nicht restlos zu verschmelzen war. Und was CARDANO selbst das Wichtigste in seinen Spekulationen schien, die große, kraftvolle Zusammenfassung des Naturganzen zur logischen Einheit, von den Elementen der Natur bis herauf zu den höchsten Äußerungen des Geistes, von den triebhaften, geschlechtlichen Funktionen bis zur vollendeten Form geordneten staatlichen Lebens, das trug so durchaus persönlichen Charakter und verfehlte in seiner objektiven Ruhe und seiner ausgeprägt synthetischen Tendenz, die ein Anachronismus waren, so völlig die geistigen Forderungen seiner Zeit, daß sein Lebenswerk ohne jede Wirkung blieb.
GIORDANO BRUNO, der genialer, leidenschaftlicher, schwärmerischer und verrannter war als CARDANO, aber nicht den zehnten Teil von dessen Wissen und dessen menschlicher Klugheit besaß, hat dem geistigen Leben dieser Zeit den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken vermocht, — »CARDANOS Ideen verschwanden spurlos im Getöse der Zeit« (M. NEUBURGER). Losgelöst von jeder lebendigen Wirkung, mumienhaft erstarrt, ist die ungeheure Masse von CARDANOS Lebenswerk nur mehr das stille Monument eines erloschenen Riesengeistes.

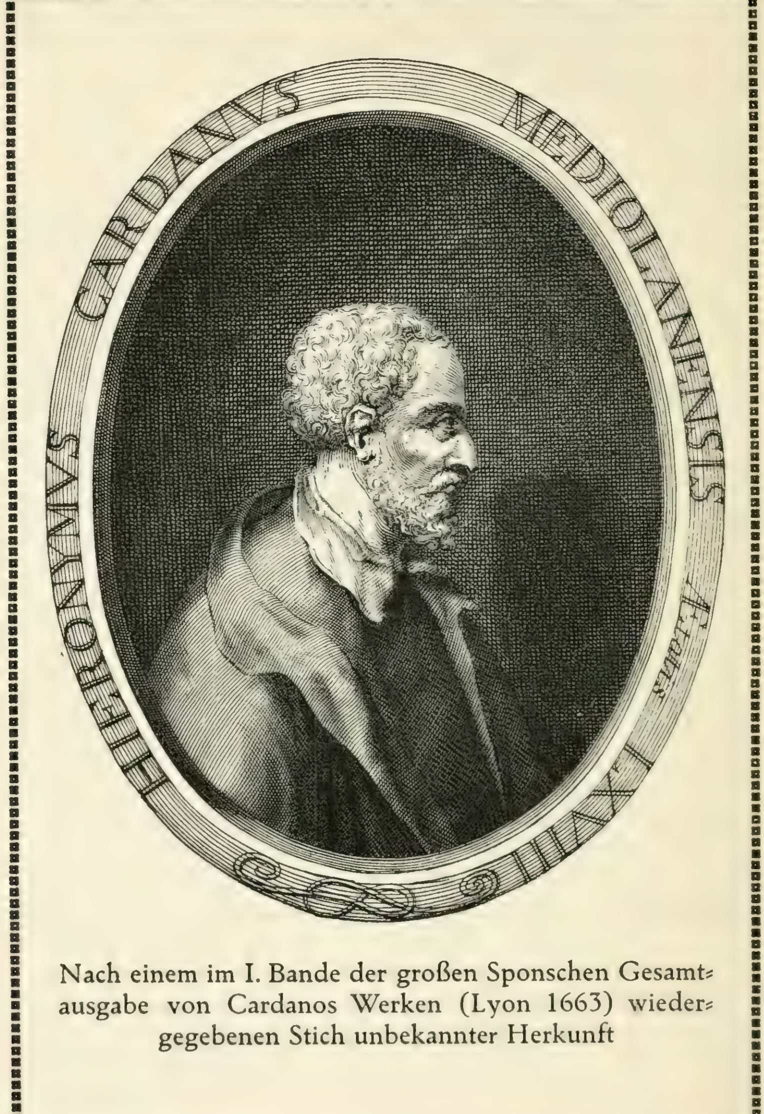
CARDANOS Selbstbiographie, die er im letzten Jahre seines Lebens aus persönlichen Erinnerungen und alten Aufzeichnungen zusammenstellte, ist rein literarisch betrachtet ein unvollkommenes und unvollständiges Werk. Offensichtlich kam der Autor trotz des scheinbar schließenden Nachworts nicht mehr dazu, dem Werk die letzte Form und Feile zu geben. Viele Partien machen

einen durchaus konzeptmäßigen und fragmentarischen Eindruck; vieles wiederholt sich zur Unzeit; verschiedene Gedankengruppen sind rein äußerlich ineinandergeschoben; Notizen sind aneinander= gereiht, die sachlich nichts miteinander zu tun haben; häufig wird der Fluß der Erzählung oder die logische Abhandlung des Gegen= standes willkürlich durch Zwischenbemerkungen unterbrochen und der abgerissene Faden nicht immer wieder aufgenommen. Dies alles erschwert die ruhige Lektüre des Buches, gibt aber ein treues und lebendiges Bild von CARDANOS sprunghaftem, heftigem, flatter= haftem und schwankendem Denken und Schreiben. Die ruhige, kalte Art, womit das einzelne vorgebracht ist, verschwindet fast in dem leidenschaftlichen Wirbel des Ganzen.

Die vorliegende Übersetzung will und kann nicht mehr sein als ein bloßer Versuch. Die Schwierigkeiten, die seiner Durchführung im Wege standen, waren vielfach unüberwindlich. Schon CARDANOS schwankende Terminologie und seine oft sehr knappe, dunkle und verworrene Diktion lassen eine Unsumme von Mißverständlich= keiten und Zweideutigkeiten zu. Dabei ist nun auch der textliche Bestand von einer höchst trostlosen Mangelhaftigkeit und Un= brauchbarkeit, die nur durch die zufällige Auffindung einer älte= ren Handschrift behoben werden könnte. Es handelt sich nur um einen einzigen Text, die von dem französischen Bibliophilen GABRIEL NAUDÉ auf Grund eines Manuskripts besorgte Ausgabe (Paris, bei JACQUES VILLERY, 1643); alle weiteren Editionen des Werkes, wie etwa die Amsterdamer vom Jahre 1654 oder die im I. Band der großen SPONschen Gesamtausgabe von CARDANOS Werken (Lyon 1663), sind nur verschlechterte Nachdrucke der NAUDÉschen. Der Text wimmelt von sachlichen und sprachlichen Mißverständnissen, von sinnstörenden Lese= und Druckfehlern und von falschen Inter= punktionen. Die Übersetzung versuchte mit größtmöglichster me= thodischer Korrektheit aus dem Wust und Wirrwarr des Textes ein klares Bild herauszuschälen. Dies ist durchaus nicht immer ge= lungen. Stellen, die unklar blieben, oder wo dem Übersetzer die notwendig gewordene Kombination allzu kühn erschien, sind durch ein in eckigen Klammern beigegebenes Fragezeichen kennt= lich gemacht.

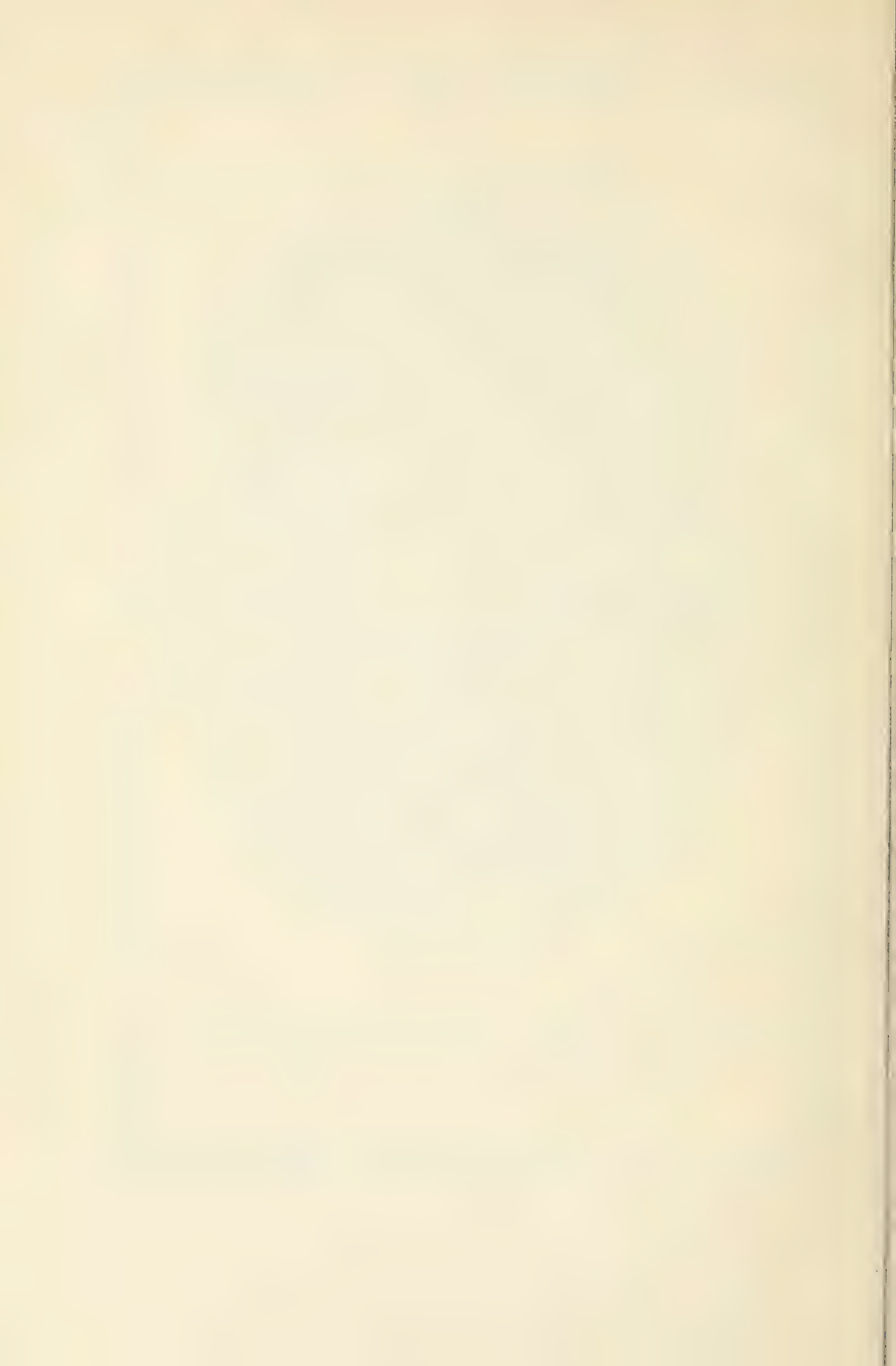
Die große von dem Mediziner CHARLES SPON besorgte Gesamt=

ausgabe von CARDANOS Werken (Lyon 1663 ff.) weist zwar die gleichen textlichen Mängel auf wie NAUDÉS Ausgabe der Selbstbiographie, ist aber immerhin ein höchst verdienstvolles Werk von bleibendem Werte. In zehn umfangreichen Foliobänden ist CARDANOS Lebenswerk aufgestapelt. Vier Bände sind den medizinischen, je einer den naturwissenschaftlichen, den mathematischen und den astronomisch-astrologischen, drei den moralwissenschaftlichen und politischen, den philosophischen, philologischen und logischen Schriften und den kleineren Werken verschiedenen Inhalts gewidmet. Register, die freilich nichts weniger als vollständig sind, erleichtern den Gebrauch der Ausgabe.
Die Literatur über CARDANO ist dürftig und zersplittert. Die älteren kleineren Aufsätze von NAUDÉ, TIRABOSCHI, ARGELLATI u. a. sind von geringem Werte. Die späteren, ausführlicheren Werke von TH. A. RIXNER und TH. SIBER (Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts. II. Heft: HIERONYMUS CARDANUS. Sulzbach 1820), von J. CROSSLEY (The life and times of CARDAN. London 1836) und HENRY MORLEY (The life of GIROLAMO CARDANO of Milan, Physician. In two volumes. London 1854) sind gute, wenn auch nicht fehlerfreie Zusammenstellungen, werden aber der Art und Bedeutung CARDANOS nicht gerecht. Die Studie von FR. BUTRINI (Savona 1884) war mir nicht zugänglich. Manches Einzelne über CARDANO steht in den zahlreichen Werken über die Geschichte der Medizin, der Philosophie, der Naturwissenschaften und der Mathematik. Eine ziemlich erschöpfende Bibliographie endlich gibt VICTORIEN SARDOU als Anhang seines Artikels über CARDANO im 8. Band der »Nouvelle biographie générale« (Paris 1855).
Für manche wertvolle Unterstützung und Anregung ist der Übersetzer Fräulein MARIE HERZFELD in Wien aufrichtigen Dank schuldig.




Nach einem im I. Bande der großen Sponschen Gesamtausgabe von Cardanos Werken (Lyon 1663) wiedergegebenen Stich unbekannter Herkunft

# DES GIROLAMO CARDANO VON MAILAND / BÜRGERS VON BOLOGNA / EIGENE LEBENSBESCHREIBUNG



# VORREDE

Da es uns scheinen will, als sei von all den Dingen, die der Mensch erstreben darf, das angenehmste und das schönste die Erkenntnis der Wahrheit, und da wiederum nichts, was Sterbliche unternehmen, vollkommen, um wie viel weniger vor Verleumdung sicher sein kann, so machen wir uns denn daran, über unser eigenes Leben ein Buch zu schreiben nach dem Vorbild eines überaus weisen und für vortrefflich erachteten Mannes, des Philosophen [MARC AUREL] ANTONIN. Wir erklären, daß wir dabei der Wahrheit nichts hinzudichten, etwa um zu prahlen oder die Sache auszuschmücken. Wir haben, wie es eben ging, die Darstellung von Begebenheiten, die meine Schüler, vor allem ERCOLE VISCONTI, PAOLO EUFOMIA, RODOLFO SILVESTRE, miterlebten, mit solchen Teilen, die ich selbst früher schon niedergeschrieben, zu einem Buch zusammen verarbeitet. Dies hatte schon vor einigen Jahren einer meiner Verwandten und Schüler versucht, GASPARE CARDANO, Arzt von Beruf. Aber der Tod ereilte ihn, und so konnte er die Arbeit nicht vollenden.

Was ich hier unternehme, das ist jedem Privatmann, einem Juden selbst, zu tun erlaubt, ohne daß er irgend welchen Tadel fände. Und wenn mir auch keine gar so großen Dinge zugestoßen sind, so doch gewiß manche, die Bewunderung verdienen. Auch wissen wir wohl, daß GALEN den gleichen Versuch unternommen hat: er tat dies, indem er in seine andern Schriften, weil es ihm so schicklicher schien, gelegentlich einzelne Notizen einfließen ließ. Der Lässigkeit der Gelehrten haben wir es zu danken, daß noch kein Wissenschaftler von Bedeutung versucht hat, diese Notizen geordnet zusammenzustellen.

Dies Buch hier ist geschrieben ohne jede Schminke und will niemanden belehren; es begnügt sich mit der Erzählung bloßer Tatsachen und schildert ein Menschenleben, keine großen Staatsaktionen. So haben auch LUCIUS SULLA, GAIUS CAESAR und AUGUSTUS, wie erwiesen ist, ihr Leben und ihr Tun beschrieben, so daß also diese Sache durchaus nach dem Vorgang der Alten unternommen, nicht neu oder von uns erdacht ist.

*Erstes Kapitel*

## HEIMAT UND FAMILIE

Meine Heimat ist Mailand; das Städtchen, aus dem die Familie stammt, Cardano, 24000 Schritte von Mailand, 7000 von Gallarate entfernt. Mein Vater hieß FAZIO und war Advokat; der Großvater hieß ANTONIO, der Urgroßvater wieder FAZIO, dessen Vater ALDO. Die Söhne des älteren FAZIO waren GIOVANNI, ein weiterer ALDO und mein Großvater ANTONIO. ANTONIO hatte drei Söhne: es waren dies GOTARDO, PAOLO, ein Advokat und Gemeindevorsteher, und mein Vater FAZIO; dazu hatte er noch einen unehelichen Sohn, der mit Vornamen wieder PAOLO hieß. Heute leben noch von dieser ganzen Linie ungefähr dreißig Verwandte.

Strittig ist, ob die Familie der CARDANI eigenen Ursprungs oder, wie einige glauben, ein Zweig des Hauses CASTIGLIONE ist; jedenfalls ist sie alt und vornehm. Denn ein MILO CARDANO stand schon im Jahre 1189 an der Spitze unserer Stadt [Mailand], in weltlichen wie geistlichen Angelegenheiten, 92 Monate lang. Und zwar erstreckte sich seine Jurisdiktion nicht nur auf Fälle des bürgerlichen, sondern gleich der eines Fürsten auch auf solche des Strafrechts. Auch umspannte sein Herrschaftsbezirk noch andere Städte, die damals unter mailändischer Oberhoheit standen, die ganze Umgebung Mailands, darunter auch Como. Diese Gewalt hatte dem MILO der Erzbischof CRIVELLI übertragen, als er Papst URBAN III. [1185–1187] geworden war. Einige wollen, auch FRANCESCO CARDANO, der General des MATTEO VISCONTI [gestorben 1322], habe unserer Familie angehört. Stammen wir vollends tatsächlich vom Hause CASTIGLIONE ab, so sind wir noch viel vornehmer, da ja auch ein Papst, nämlich COELESTIN IV. [1241], aus dieser Familie hervorgegangen ist.

Unsere Ahnen erreichten alle ein hohes Alter. Des älteren FAZIO Söhne wurden 94, 88 und 86 Jahre alt. GIOVANNI hatte zwei Söhne: ANTONIO, der 88, und ANGELO, der 96 Jahre alt wurde. Diesen habe ich in meiner Jugend selbst noch gekannt, wie er ganz hinfällig war. ALDO hatte einen einzigen Sohn, GIACOMO, der mit 72 Jahren starb. Mein Oheim GOTARDO, den ich selbst noch gesehen habe, wurde 84, mein Vater 80 Jahre alt. Der genannte ANGELO hat als ein nahezu Achtzig-

jährigernochSöhne gezeugt, die freilich einen ganz altersschwachen Eindruck machten (einer von ihnen lebt gleichwohl noch heute, 70 Jahre alt), und hat sogar nach seinem 80. Jahre das verlorene Augenlicht wieder gewonnen. Wie ich höre, und einige von ihnen habe ich ja selbst gesehen, waren meine Ahnen von ziemlich schlan= kem Wuchs.
Mütterlicherseits gehöre ich zur Familie MICHERIA; meine Mutter war eine CHIARA MICHERIA, und mein Großvater hieß GIACOMO und erreichte ein Alter von 75 Jahren. Dessen Bruder ANGELO war, als ich noch ein ganz kleiner Knabe war, 85 Jahre alt, wie ich von ihm selbst gehört habe. Mein Vater hatte mit meinem Oheim väterlicher= seits und mit meinem mütterlichen Großvater die Gelehrsamkeit und eine ganz außergewöhnliche geistige Frische, mit meinem müt= terlichen Großvater außerdem das hohe Alter und die Kenntnis in der Mathematik gemein. Dieser selbe Großvater mütterlicher= seits wurde, wie ich, eingekerkert, fast im gleichen Alter; beide waren wir, als dies Schicksal uns traf, 70 Jahre alt.
Es gab noch fünf andere Linien des Hauses CARDANO, die alle von dem älteren ALDO, unserem Ahnherrn, abstammen: die des ANTO= NIOLO vom Jahre 1388, die des GASPARINO vom Jahre 1409, die des RAINERIO vom Jahre 1391 und endlich die älteste, die des ENRICO vom Jahre 1300, dessen Nachkommen BERTO und GIOVANNI FACI= OLI fast im gleichen Alter [mit GIROLAMO CARDANO?] stehen. Dazu kommt noch die Linie des GUGLIELMO. Unsicher ist, wann dieser lebte; doch hatte er drei Söhne: ZOLO, MARTINO und GIOVANNI, welch letzterer zu Gallarate wohnte.

*Zweites Kapitel*

## MEINE GEBURT

Nachdem, wie man mir erzählt, vergebens Abtreibungsmittel angewandt worden waren, kam ich zur Welt im Jahre 1500 [1501], am 24. September, als die erste Stunde der Nacht noch nicht vollendet, nur wenig mehr als zur Hälfte, aber noch nicht zu zwei Dritteln verflossen war. Die wichtigste Stellung der Figu= ren des horoskopischen Aspektes war so, wie ich sie im 8. Kapitel

des als Anhang zu meinem Kommentar der vier astronomischen Bücher des PTOLEMAEUS gegebenen Buches der 12 Nativitäten mitgeteilt habe. Ich habe festgestellt, daß damals die beiden großen Sterne [Sonne und Mond] unter bestimmten Winkeln niederstiegen und daß keiner von ihnen den Ort des Horoskopes beschaute, da sie sich an der 6. und an der 12. Stelle befanden. Es konnte auch, mit dem gleichen Resultat, einer von ihnen an der 8. Stelle stehen; er wäre dann im Sinken begriffen gewesen, ohne daß ein Winkel gegeben war, so daß man hätte sagen können: er steigt nieder außerhalb des Winkels. Und standen auch sonst keine unglückverheißenden Sterne innerhalb dieser Winkel, so schadete doch der Mars den beiden großen Sternen wegen der Ungunst ihrer Stellung, und da er vollends mit dem Mond im Geviertschein stand, so konnte ich sehr wohl mißgestaltet zur Welt kommen. Des weiteren aber, weil der Ort der vorhergehenden Konjunktion unter dem 29. Grad der Jungfrau lag, die den Merkur beherrscht, und da weder der Merkur, noch der Ort des Mondes, noch der meines Horoskopes zusammenfielen und keiner von ihnen den vorletzten Grad der Jungfrau beschaute, so mußte ich mißgestaltet zur Welt kommen. Tatsächlich hätte es auch leicht geschehen können, daß ich zerstückt aus dem Leibe meiner Mutter kam; nur wenig hat gefehlt. So ward ich denn geboren, oder vielmehr aus der Mutter herausgezogen, fast wie tot, mit schwarzem, krausem Haar. In einem Bad heißen Weines, das einem anderen hätte gefährlich werden können, kam ich zu Kräften. Drei volle Tage war meine Mutter in schweren Geburtswehen gelegen. Schließlich kam ich doch lebend davon.

Um aber wieder auf mein Horoskop zurückzukommen: da die Sonne und die beiden verderbenbringenden Sterne, auch die Venus und der Merkur, gerade in männlichen Zeichen des Tierkreises standen, behielt mein Leib normale menschliche Gestalt. Und weil der Jupiter am Ort des Horoskopes stand und die Venus Herrin der ganzen Konstellation war, so ward ich nirgends verletzt als an den Geschlechtsteilen, so daß ich von meinem 21. bis zum 31. Lebensjahre nicht mit Weibern verkehren konnte und oft darob mein trauriges Schicksal beklagt, jeden anderen um sein glücklicheres Geschick beneidet habe. Und obwohl, wie ich schon

sagte, die Venus die ganze Konstellation beherrschte, und der Jupiter in der Linie meines Horoskopes stand, ward mir doch ein wenig günstiges Los zuteil: ich bekam eine etwas schwere, stammelnde Zunge und dazu eine geistige Neigung, die, wie PTOLEMAEUS sagt, zwischen einem kühl besonnenen Wesen und einer harpokratischen Natur, nämlich einer unwiderstehlichen, unbewußten Sehergabe, die Mitte hielt. In dieser Art des Vorauswissens — Ahnung nennt man sie mit einem passenderen Wort — habe ich mitunter ganz deutliche und offensichtliche Erfolge gehabt, ebenso auch in anderen Arten des Weissagens. Und weil die Venus und der Merkur unter den Strahlen der Sonne standen und dieser ihre ganze Kraft liehen, so hätte auch diese gute Konstellation für mich von günstigen Folgen sein können — trotz meiner, um mit PTOLEMAEUS zu reden, ganz jämmerlichen und unglücklichen Geburt — wenn eben nicht die Sonne selbst in ungünstiger Lage gewesen wäre, da sie von ihrer Höhe niedersteigend an der unglückverheißenden 6. Stelle sich befand. Es blieb mir also nur eine gewisse Verschmitztheit, aber eine sehr wenig freie Gesinnung, lauter harte, schroffe Grundsätze. Alles in allem kurz gesagt: es fehlen mir körperliche Kräfte, ich habe nur wenig Freunde, ein kleines Vermögen, dagegen immer mehr Feinde, deren größten Teil ich weder dem Namen nach, noch von Angesicht kenne; es fehlt mir die rein menschliche Weisheit, ich habe auch kein gutes Gedächtnis, dafür aber ein etwas größeres Maß von guter Voraussicht. So weiß ich wirklich nicht, was meine Verhältnisse, die in bezug auf Familie und Ahnen geringschätzig bewertet werden, meinen Neidern so herrlich und beneidenswert erscheinen läßt.
Am gleichen Tage wie ich ist einst AUGUSTUS zur Welt gekommen. Im ganzen römischen Reiche fängt an diesem Tag eine neue Zinszahl an. Und am nämlichen Tage haben der hocherlauchte König FERDINAND [der Katholische] von Spanien und seine Gemahlin ELISABETH [ISABELLA] die erste Flotte ausgesandt, die ihnen den ganzen Westen erobern sollte.

*Drittes Kapitel*

# EINIGES ALLGEMEINE AUS DEM LEBEN MEINER ELTERN

Mein Vater kleidete sich in Purpur, nach alter städtischer Sitte, wozu er aber immer ein schwarzes Käppchen trug. Er stotterte beim Reden, betrieb als Dilettant mancherlei Studien, war rot, hatte weißgraue Augen, die nachtsichtig waren, und brauchte bis an sein Lebensende nie Augengläser. Beständig führte er das Wort im Munde: »Aller Geist lobe den Herrn, denn er ist die Quelle aller Tüchtigkeit.« Als er noch jung war, hatte er durch eine Verwundung am Kopf mehrere Knochen verloren, so daß er nie lange ohne Kopfbedeckung sein konnte. Von seinem 55. Lebensjahre an hatte er gar keine Zähne mehr. Er gab sich alle Mühe, die Werke des EUKLID zu studieren, und hatte eingebogene Schultern. Mein ältester Sohn ähnelte ihm sehr, im Gesicht, an den Augen, im Gang und an den Schultern; nur im Sprechen war er, vielleicht der jüngeren Jahre wegen, etwas gewandter. Mein Vater verkehrte nur mit einem einzigen Freund und Vertrauten, der freilich einen ganz anderen Beruf als er selber hatte; er hieß GALEAZZO, mit dem Familiennamen ROSSI, und ist vor ihm gestorben. Dann verkehrte mein Vater freundschaftlich mit dem Senator GIANANGELO SALVATICO, der einst sein Schüler und Hausgenosse gewesen war. Die Ähnlichkeit des Charakters und der Interessen hatte einen Schmied [GALEAZZO ROSSI] zum Freund meines Vaters gemacht. Dieser ROSSI war es, der die Schraube des ARCHIMEDES erfunden hat, ehe noch die Werke des ARCHIMEDES veröffentlicht waren. Auch verfertigte er Säbel, die sich wie Blei biegen ließen und Eisen fast wie Holz spalteten, und — was eine noch viel bedeutendere Leistung war — eiserne Panzer, die den Kugeln der Schußwaffen von Infanteriesoldaten Widerstand leisteten. Ich selbst habe, freilich als ganz kleiner Bube, diesem Experiment oft zugeschaut. Eine einzige Panzerplatte genügte, einem fünffachen Schuß standzuhalten, und zeigte daraufhin kaum eine kleine Schramme.

Meine Mutter war jähzornig, von gutem Gedächtnis und klarem Verstand, klein von Gestalt, fett, fromm.

Jähzornig waren beide Eltern gleichermaßen und wenig konsequent und beständig in der Liebe zu ihrem Kinde; dabei wieder nachsichtig, so daß mein Vater zum Beispiel duldete, ja befahl, daß ich nie vor vollendeter zweiter Tagesstunde [9 Uhr] vom Bette aufstand, was mir für mein ganzes Leben und mein gesundheitliches Wohlbefinden von großem Nutzen war. Es scheint auch — wenn es erlaubt ist zu sagen — mein Vater besser und liebevoller gewesen zu sein als meine Mutter.

*Viertes Kapitel*

## KURZE SCHILDERUNG MEINES GANZEN LEBENS VON DER GEBURT BIS AUF DEN HEUTIGEN TAG, DEN LETZTEN OKTOBER DES JAHRES 1575

Eine solche Zusammenfassung hätte auch SUETON, wenn er überhaupt sein Augenmerk darauf gerichtet hätte, der Bequemlichkeit seiner Leser zuliebe [seinen Biographien] beigeben können, denn, wie die Philosophen sagen: nichts ist etwas, wenn es nicht in sich ein Ganzes ist. —

Ich bin also geboren zu Pavia. Im ersten Monat meines Lebens verlor ich meine Amme, die, wie man mir erzählt hat, am gleichen Tage, da sie erkrankte, an der Pest starb. Man gab mich meiner Mutter zurück. Damals bekam ich im Gesicht fünf Karbunkeln, so in Form eines Kreuzes gestellt, daß mir einer auf der Nasenspitze saß; genau an denselben Stellen sind nach drei Jahren ebensoviel Geschwüre — man nennt sie auch Pocken — von neuem ausgebrochen. Der zweite Monat meines Lebens war noch nicht verflossen, da zog ISIDORO DE'RESTI, ein Adliger aus Pavia, mich nackt aus einem Bad von heißem Essig und gab mich einer Amme. Die brachte mich nach Moirago, einem Landhaus, 7000 Schritte von Mailand entfernt, an der Straße, die von dieser Stadt über die Ortschaft Binasco nach Pavia führt. Dort begann eines Tages mein Bauch hart zu werden und aufzuschwellen, und mein ganzer Körper siechte dahin; man suchte nach den Ursachen und fand, daß meine Amme schwanger war. Darauf übergab man mich einer besseren Amme, die mich im dritten Lebensjahr entwöhnte. Im vierten

brachte man mich nach Mailand, und meine Mutter und ihre Schwester MARGARITA, meine Tante — eine Frau, der, wie ich glaube, jede Galle gefehlt hat, — behandelten mich mild und freundlich; nur wurde ich oft von Vater und Mutter ohne jeden Grund so sehr geprügelt, daß ich häufig bis auf den Tod erkrankte. Als ich dann endlich 7 Jahre alt geworden war — Vater und Mutter wohnten damals getrennt — und wo ich in das Alter kam, da ich Prügel hätte verdienen können, beschlossen sie, mich künftighin nicht mehr zu schlagen. Aber mein böser Stern verließ mich nicht; er änderte nur meine traurige Lage, hob sie nicht auf. Mein Vater vereinigte den Hausstand wieder und nahm mich, Mutter und Tante zu sich in sein Haus. Dort mußte ich nun meinem Vater Dienste tun, so zart und jung wie ich damals war, und sah mich aus der vollkommenen Ruhe kindlichen Daseins plötzlich in den Zustand strengster und andauernder Arbeit versetzt. Da fiel ich zu Beginn meines 8. Lebensjahres in Krankheit; ich litt an Ruhr und Fieber. Es war dies eine damals in Mailand grassierende Epidemie, wenn nicht eine Art von Pest, und ich hatte zudem heimlich eine große Menge unreifer Trauben gegessen. Man zog zwei Ärzte bei, den BERNABONE DELLA CROCE und den ANGELO GIRA, doch mein Zustand ließ erst wieder Besserung erhoffen, als schon Vater, Mutter und Tante mich als tot bejammert hatten. Mein Vater hatte für meine Gesundheit dem heiligen HIERONYMUS ein Gelübde getan; er war ein Mann, der ein frommes Herz hatte, und wollte darum lieber des Heiligen wundertätige Kraft erproben als die eines gewissen bösen Geistes, mit dem er, wie er versicherte, in vertrautem Verkehr stand — eine dunkle Sache, der ich stets versäumt habe auf den Grund zu gehen. So bin ich denn wieder gesund geworden, gerade damals, als die Franzosen nach ihrem Sieg über die Venezianer bei Adda [14. Mai 1509] einen Triumphzug durch die Stadt hielten, dem ich vom Fenster aus zuschauen durfte.

Nach dieser Krankheit hat auch die ewige Mühe und Plackerei im Dienst meines Vaters für einige Zeit aufgehört. Aber der Juno Zorn war noch nicht gesättigt: ich hatte mich noch nicht völlig von der Krankheit erholt, als ich — wir wohnten damals in der Via Dei Maini — die Treppe herabfiel, einen Hammer in der

Hand, der mich an der linken Stirnseite ganz oben traf. Ich erlitt eine schwere Verletzung, auch der Knochen war getroffen, so daß eine dauernde, heute noch sichtbare Narbe blieb. Die Wunde war kaum geheilt, ich saß eines Tages vor der Haustüre, da fiel vom Dache des sehr hohen Nachbarhauses ein Ziegelstein, in der Länge und Breite wie eine Nuß, aber dünn wie ein Stückchen Rinde, und verwundete mich links oben am Kopf, wo reichlich Haare standen. Zu Beginn meines zehnten Lebensjahres wechselte mein Vater die Wohnung; er verließ das Haus, das ihm [der Unglücksfälle wegen] unheimlich wurde, und bezog ein anderes in der gleichen Straße, wo ich nun volle drei Jahre lang lebte. Mein Schicksal aber änderte sich nicht: wieder führte mein Vater mich wie einen Sklaven mit sich, in so auffallender Strenge, um nicht zu sagen Grausamkeit, daß ich — nach den Erfahrungen, die ich später gemacht habe — glauben möchte, es sei dies eher des Himmels Wille als des Vaters Schuld gewesen, um so mehr, als auch Mutter und Tante mit dieser Behandlung einverstanden waren. Immerhin verfuhr er nun mit mir viel milder als früher, denn inzwischen hatte er zwei Neffen, einen nach dem andern, zu sich ins Haus genommen, und da diese zu den gleichen Diensten angehalten wurden, ward meine Knechtschaft erleichtert oder war doch weniger schwer zu tragen, denn entweder mußte ich jetzt den Vater gar nicht mehr oder doch nur gemeinsam mit den Neffen begleiten.

Mehrmals wechselten wir die Wohnung, ich immer in des Vaters Begleitung, bis wir schließlich, da ich das 16. Lebensjahr vollendet, in das Haus des ALESSANDRO CARDANO zogen, bei der Mühle der Bossi.

Mein Vater hatte zwei Neffen, Söhne seiner Schwester: einer, EVANGELISTA, trat in den Orden des heiligen Franziskus und wurde fast 70 Jahre alt, der andere, ODDONE CANTONE, war Steuereinnehmer, ein reicher Mann. Der wollte vor seinem Tode mich zum einzigen Erben seines ganzen Vermögens einsetzen; aber der Vater duldete dies nicht, er sagte, das Geld sei unrecht erworbenes Gut. So wurde sein Vermögen nach Gutdünken seines Bruders, der damals noch lebte, verteilt.

Neunzehn Jahre alt geworden bezog ich zusammen mit GIOVANNI

AMBROGIO TARGIO die Universität zu Pavia und blieb dort, dieses Mal ohne meinen Kameraden, auch ein zweites Jahr. Als ich das 21. Lebensjahr zurückgelegt, begab ich mich, wiederum mit TARGIO, ein drittes Mal nach Pavia, hielt nun meine öffentliche Disputation und las im Gymnasium über den EUKLID und schon nach wenigen Tagen auch über Dialektik und die Anfangsgründe der Philosophie, zuerst für den Servitenbruder ROMOLO und kurze Zeit darauf für einen gewissen Arzt namens PANDOLFO. Nach vollendetem 22. Lebensjahre blieb ich für einige Zeit zu Hause, in Mailand, der Kriegswirren [zwischen Kaiser KARL V. und FRANZ I. von Frankreich] wegen, unter denen unsere Gegend damals schwer zu leiden hatte. Zu Beginn des Jahres 1524 begab ich mich nach Padua; gegen Ende des Jahres, das heißt im Monat August, führte mich, in Begleitung des GIANANGELO CORIO, irgend ein Zufall wieder nach Mailand zurück. Ich fand meinen Vater todkrank in den letzten Zügen. Doch er kümmerte sich mehr um mein als um sein eigenes Wohlergehen und verlangte, daß ich nach Padua zurückkehre; glücklich war er, hören zu dürfen, daß ich das sogenannte Baccalaureat der freien Künste zu Venedig erworben. Ich reiste also wieder nach Padua und erhielt bald nach meiner Ankunft die briefliche Nachricht, mein Vater sei gestorben, acht Tage, nachdem er sich jeder Speise enthalten habe. Gestorben ist er am 28. August, und zu fasten fing er an am 20., einem Samstag. Gegen Ende meines 24. Lebensjahres wurde ich Rektor der Universität zu Padua, ein Jahr später Doktor der Medizin. Bei der Wahl als Rektor drang ich nach zweimal wiederholter Abstimmung mit einer Stimme Mehrheit durch. Bei der Promotion zum Doktorat war ich zuerst zweimal durchgefallen, da 47 Stimmen gegen mich abgegeben wurden, und erst bei der dritten Abstimmung, über die hinaus keine weitere mehr zulässig war, blieb ich Sieger: nurmehr 9 Stimmen wurden gegen mich abgegeben; ebensoviele hatten bei den ersten Abstimmungen, gegenüber 47 ablehnenden Stimmen, für mich gestimmt. Ich weiß wohl, daß dies alles Kleinigkeiten sind, aber ich berichte sie genau, wie sie stattgefunden haben, weil ich meinen Spaß daran haben will, wenn ich es wieder lese (für mich allein nämlich, nicht für andere, mache ich diese Aufzeichnungen), weil ferner jeder, der vielleicht doch

einmal dies zu lesen geruht, wissen möge, daß großer Dinge Anfang wie ihr Ausgang oft trüb und dunkel ist, und endlich, weil manchem andern schon ähnliches begegnet ist, ohne daß er Gewicht darauf gelegt hat.

Nachdem nun also mein Vater gestorben und meine Amtszeit als Rektor abgelaufen war, begab ich mich, zu Beginn meines 26. Lebensjahres, nach dem Städtchen Sacco, das 10000 Schritt von Padua, 25000 von Venedig entfernt liegt, ermuntert und unterstützt durch einen Arzt in Padua, FRANCESCO BUONAFEDE. Dieser Mann, dem ich nie irgend welchen Dienst getan — nicht einmal sein Hörer bin ich gewesen, obwohl er zu Padua öffentlich las — war mir in höchst uneigennützigem freundschaftlichem Eifer zugetan. Ich blieb nun zunächst in Sacco, indes mein Vaterland durch alle Art von Übel heimgesucht wurde: im Jahre 1524 wütete zu Mailand eine fürchterliche Pest, zweimal wechselte die Stadt den Landesherrn [sie ging damals aus der Herrschaft Frankreichs in die Kaiser KARLS V. über], und in den Jahren 1526 und 1527 litt sie unter einer vernichtenden Hungersnot; die Preise für die amtlichen Getreidescheine waren kaum zu erschwingen. Dazu kamen unerträglich drückende Abgaben. Im Jahre 1528 wüteten wieder Pest und andere Seuchen — Übel, die vielleicht nur aus einem einzigen Grunde ein weniges leichter zu ertragen waren, weil sie nämlich das ganze Land verheerten.

Im Jahre 1529, da die Kriegswirren ein wenig nachließen, siedelte ich wieder nach meiner Vaterstadt über. Ich wollte in das Kollegium der Ärzte aufgenommen werden, wurde aber abgewiesen. Bei den [mit CARDANO verfeindeten, in Mailand damals sehr einflußreichen Grafen] BARBIANI war nichts für mich zu erreichen, und da zudem meine Mutter launisch und griesgrämig war, kehrte ich wieder in mein Landstädtchen [Sacco] zurück, nicht so gesund freilich, als ich es verlassen hatte. Die Aufregungen, Mühen, Sorgen und Arbeiten, dazu Husten und eiternde Geschwüre, ein übelriechender Auswurf infolge verdorbenen Magens hatten mich auf einen Zustand gebracht, von wo aus sonst niemand mehr gesund zu werden pflegt. Doch ein Gelübde, das ich der Allerseligsten Jungfrau gemacht, rettete mich aus dieser Krankheit, und unmittelbar darauf, gegen Ende meines 31. Lebensjahres,

vermählte ich mich mit LUCIA BANDARINI aus dem Städtchen Sacco.
— Vier Beobachtungen habe ich im Laufe meines Lebens gemacht: einmal, daß alle meine Unternehmungen, ohne daß ich es beabsichtigte, immer vor dem Vollmond zum Abschluß kamen; zweitens, daß ich immer dann frohe Hoffnung schöpfen durfte, wenn andere sie zu verlieren pflegen; weiter, daß sich mir das Glück, wie ich schon gesagt, tatsächlich immer im letzten Augenblick zum besten wandte; und endlich, daß ich bis zu meinem 60. Lebensjahre fast alle meine Reisen im Monat Februar angetreten habe. —
Meine Frau gebar mir nach zwei Fehlgeburten zwei Söhne und zwischenhinein eine Tochter. Im Jahre nach meiner Vermählung begab ich mich gegen Ende April nach Gallarate, blieb dort neunzehn Monate und erholte mich in dieser Zeit völlig. Und damals hörte ich auch auf, arm zu sein, denn es war mir allmählich gar nichts mehr geblieben. Doch jetzt ermöglichte es mir das liebevolle Entgegenkommen der Vorsteher des großen Xenodochiums [des Armen- und Krankenhauses] und vor allem die Unterstützung des erlauchten [späteren Erzbischofs von Mailand] FILIPPO ARCHINTI, damals berühmt als Redner, nach Mailand zu ziehen und dort öffentlich Mathematik zu lehren, nunmehr im Alter von mehr als 33 Jahren. Zwei Jahre darauf bot sich mir die Gelegenheit, zu Pavia öffentlich Medizin zu dozieren; ich nahm nicht an, weil ich keinerlei Aussicht hatte, dort auch nur den nötigsten Lebensunterhalt zu finden. Im nämlichen Jahre, 1536, reiste ich nach Piacenza; ein Brief des Bischofs ARCHINTI — er war damals übrigens noch nicht Priester — rief mich dorthin zum Papst [PAUL III. 1534 bis 1549), doch wurde nichts aus der Sache. Auch der französische Vizekönig von Mailand nahm sich meiner an und zwar, wie ich später erfuhr, auf Drängen des erlauchten Herrn LOUIS BIRAGUE, des Kommandanten der in Italien stationierten Infanterie des französischen Königs. Dieser Vizekönig [Marschall COSSÉ] BRISSAC war ein überaus eifriger Freund und Gönner der Gelehrten; er machte mir viele und große Angebote, aber die Sache zerschlug sich. Im Jahre darauf, 1537, verhandelte ich wieder mit dem Kollegium [der mailändischen Ärzte], aber mein Gesuch um Auf-

nahme wurde wiederum glattweg abgewiesen. Im Jahre 1539 dagegen, als nicht mehr soviele gegen mich stimmten, bin ich tatsächlich wider alles Erwarten aufgenommen worden, auf Betreiben des [späteren Kardinals, damaligen Senators FRANCESCO] SFONDRATI und des ganz vortrefflichen FRANCESCO DELLA CROCE. Später, nämlich im Jahre 1543, habe ich dann auch zu Mailand über Medizin gelesen, aber schon im folgenden Jahre bin ich, als mein Haus in Mailand einstürzte, nach Pavia gezogen und habe dort Heilkunde doziert; einen Konkurrenten im Lehramt hatte ich zwar nicht, doch wurde mir auch mein Gehalt nicht ausbezahlt. So gab ich denn gegen Ende meines 44. Lebensjahres diese Stellung wieder auf und blieb nun zu Mailand mit meinem ältesten Sohn [GIOVANNI BATTISTA], der damals 11 Jahre alt war; meine Tochter [CHIARA] war 9 und ALDO 2 Jahre alt geworden. Da machte mir im Sommer des Jahres 1546 der [als Kardinalpräsident des Konzils von Trient berühmt gewordene] Kardinal [GIOVANNI] MORONE – ich nenne ihn hier, um ihm ein ehrendes Denkmal zu setzen – ein Angebot [in der Stellung eines päpstlichen Leibarztes] unter nicht zu verachtenden Bedingungen. Aber da ich nun schon einmal, wie ich oben [S. 5] erklärt habe, das ahnungsvolle Wesen einer harpokratischen Natur besitze, so sagte ich mir: der Papst [PAUL III. aus dem Hause FARNESE] ist alt und gebrechlich, eine Mauer, die morgen einstürzen kann – soll ich Sicheres gegen Unsicheres eintauschen? Ich kannte ja auch damals weder die Redlichkeit des MORONE, noch die glänzende Freigebigkeit des FARNESE. Auch hatte ich seit dem Jahre 1542 die freundschaftliche Zuneigung des [mit dem Papst verfeindeten kaiserlichen Statthalters von Mailand, FERRANTE GONZAGA,] Fürsten VON ESTE gewonnen, der mir schon einiges an Geld gegeben hatte. Er wollte mir weiteres geben, doch ich nahm nichts an. Vielmehr kehrte ich mit dem Ende des Sommers wieder auf meine Stelle als Dozent [in Pavia] zurück, und im folgenden Jahr erhielt ich durch Vermittlung des hochberühmten, mir befreundeten ANDREAS VESAL vom König [CHRISTIAN III.] von Dänemark die Einladung, mit einem Gehalt von jährlich 800 Kronen in seine Dienste zu treten. Ich lehnte ab, nicht nur wegen der Ungunst des dänischen Klimas – auch hätte meine dortige Lebenshaltung zu großen Aufwand verlangt, – sondern

vor allem der fremden Religion wegen [in Dänemark war im Jahre 1536 die Reformation durchgeführt worden]. Ich wäre dort entweder schlecht aufgenommen worden oder aber gezwungen gewesen, mein Vaterland und meine und meiner Ahnen Sitte und Art ganz aufzugeben.

Nach vollendetem 50. Lebensjahre blieb ich wieder einige Zeit in Mailand, weil man mir in Pavia mein Gehalt nicht ausbezahlte. Im Februar des Jahres 1552 bot sich mir die Gelegenheit einer Dienstreise nach Schottland [zu JOHN HAMILTON, Erzbischof von St. Andrews]. Ich erhielt vor meiner Abreise aus Italien 500 Kronen französischer Währung und 1200 bei meiner Rückkehr. 311 Tage war ich unterwegs. Ich hätte, wenn ich dort hätte bleiben wollen, eine noch viel größere Summe erhalten können. Von Anfang Januar 1553 bis Anfang Oktober 1559 lebte ich wieder in Mailand. Neue, größere Angebote lehnte ich ab: eines vom französischen König [HEINRICH II.] deshalb, weil ich fürchtete, die kaiserlich Gesinnten in Mailand vor den Kopf zu stoßen, denn damals wüteten Kriege zwischen beiden Fürsten; ein anderes, das mir gleich nach meiner Rückkehr von Schottland durch Vermittlung des FERRANTE GONZAGA von dessen Oheim, dem Herzog von Mantua, gemacht wurde; ein drittes endlich, ein weit einträglicheres noch, aber allzu unbestimmtes, das von der Königin [-Mutter MARIA VON GUISE] von Schottland ausging, deren Schwager ich in ärztlicher Behandlung gehabt hatte und die von mir geheilt zu werden hoffte. Bezahlt freilich sollte ich erst werden, wenn die Heilung geglückt wäre.

Im Jahre 1559 kehrte ich wieder nach Pavia zurück, und hier trat bald darauf das unselige Verhängnis ein, das meinem Sohne [GIOVANNI BATTISTA] das Leben kosten sollte. Mein Aufenthalt währte gleichwohl fast bis ins Jahr 1562. Dann folgte ich einem Ruf nach Bologna und setzte dort meine Lehrtätigkeit fort bis ins Jahr 1570. Am 6. Oktober dieses Jahres bin ich eingekerkert worden; man behandelte mich dabei in allem, abgesehen vom Verlust meiner Freiheit, durchaus milde. Am 22. Dezember 1570, am gleichen Wochentag und zur gleichen Tagesstunde, als ich eingekerkert worden war, ließ man mich frei, an einem Freitag, in der abendlichen Dämmerung. Ich bezog wieder mein Haus, wurde aber dort

zunächst unter Hausarrest gehalten. So daß ich, da die Kerkerhaft 77 und der Hausarrest 86 Tage währte, im ganzen 163 Tage in Haft war. Ich blieb noch das Jahr 1571, bis in die letzten Tage des September, in Bologna und habe dort mein 70. Lebensjahr beendet. Dann zog ich nach Rom und kam dort an am 6. Oktober, eben als man den Sieg gegen die Türken [bei Lepanto] feierte.
Und heute ist seit meinem Einzug in Rom das vierte, seit meiner Verhaftung das fünfte Jahr verstrichen. Ich lebe seither hier als Privatmann; doch hat mich am 13. September dieses Jahres das Kollegium der römischen Ärzte in seine Reihen aufgenommen, und der Papst [PIUS V. 1566–1572 und GREGOR XIII. 1572–1585] zahlt mir eine Pension.

*Fünftes Kapitel*

## GESTALT UND AUSSEHEN

Meine Gestalt ist mittelgroß. Meine Füße sind klein, vorn an den Zehen breit und haben einen etwas hochgewölbten Rücken, so daß ich nur mit Mühe passende Schuhe finde und gezwungen bin, mir solche eigens herstellen zu lassen. Meine Brust ist etwas eng. Die Arme sind viel zu dünn, die rechte Hand zu plump und ihre Finger unförmig, woraus die Handwahrsager wohl schließen möchten, daß ich dumm und roh sei. Sie mögen sich dieser ihrer Wissenschaft schämen. In der rechten Hand ist die Lebenslinie kurz, die sogenannten saturninische lang und tief. Die linke Hand ist schön, hat längliche, schlanke und wohlgefügte Finger. Meine Nägel sind glänzend. Mein Hals ist etwas zu lang und zu dünn, das Kinn geteilt, die Unterlippe schwülstig und herabhängend. Meine Augen sind klein und fast wie blinzelnd zugedrückt, außer wenn ich einen Gegenstand schärfer beobachte. Auf dem linken Augenlid habe ich ein linsenförmiges Mal, so klein, daß es nicht leicht zu sehen ist. Die Stirn ist breit und an den Seiten, wo die Schläfen anstoßen, von Haaren frei. Haupt- und Barthaare waren früher blond. Den Kopf pflege ich kurz geschoren und den Bart gestutzt zu tragen. Der letztere ist zweigeteilt wie das Kinn. Unterhalb des Kinns wachsen viel reichlichere und längere Haare, so daß ich dort einen stärkeren Bart

tragen könnte. Mit dem Alter hat der Bart die Farbe ge-wechselt, das Haupthaar nur wenig. Meine Sprechweise ist etwas laut, so daß ich mitunter darob von Leuten getadelt wurde, die sich gern als meine Freunde ausgaben; die Stimme selbst ist rauh und stark und wurde gleichwohl in meinen Vorlesungen schon in einiger Entfernung nicht mehr verstanden. Meine Redeweise ist nicht gerade angenehm und viel zu umständlich; mein Blick fest und starr wie der eines Nachdenkenden. Die oberen Vorder-zähne sind groß. Meine Hautfarbe ist ein ins Rötliche spielendes Weiß; mein Gesicht länglich, freilich nicht übertrieben. Der Schä-del läuft nach hinten stark verengend und in einer Art kleiner Kugelform aus.

So ist also nichts Besonderes an mir. Und die Maler, deren meh-rere aus fremden Gegenden gekommen sind, um mich zu porträ-tieren, konnten nichts Charakteristisches an mir finden, woran ich im Porträt leicht hätte erkannt werden können. Unten an der Kehle habe ich eine — nicht sehr gut sichtbare — harte, kugelförmige Ge-schwulst; sie ist von der Mutter vererbt und angeboren.

*Sechstes Kapitel*

## VON MEINER GESUNDHEIT

Ich hatte viel unter körperlichen Schwächezuständen zu leiden, und zwar handelte es sich dabei sowohl um natürliche Erkran-kung, als um Unfälle äußerer Art und um bloße krankheitssymp-tomatische Erscheinungen.

Von Natur litt mein Kopf an Katarrhen, die sich bald auf den Ma-gen, bald auf die Brust legten, so daß ich mich immer dann am gesün-desten fühle, wenn ich an Husten und Heiserkeit leide. Denn legte sich der Katarrh auf den Magen, so waren Durchfall und Appetit-losigkeit die Folge. Mehr als einmal glaubte ich, Gift zu haben, aber jedesmal kehrte bald und wider alles Erwarten die Gesund-heit wieder. Auch die Zähne litten unter diesen Katarrhen, und ich habe auf diese Weise vom Jahre 1563 an rasch hintereinander viele verloren, während mir bis dahin nur einer oder zwei gefehlt hatten. Jetzt habe ich noch 14 gesunde und einen kranken; aber

der kann noch lange halten, glaube ich, denn ärztliche Sorge hat viel geholfen. Auch an überladenem und schwachem Magen litt ich viel; und von meinem 72. Lebensjahre an habe ich sofort, wenn ich etwas zu viel oder zu hastig aß oder trank, oder wenn ich etwas meinem Magen wenig Bekömmliches zu mir nahm, Schmerzen gefühlt. Ein Mittel dagegen habe ich im zweiten Teil meines Werkes »de tuenda sanitate« mitgeteilt. In meiner Jugend hatte ich viel mit Herzklopfen zu tun; es war dies ein Familienerbstück, aber die ärztliche Kunst hat mich ganz davon befreit. Desgleichen litt ich auch an Hämorrhoiden und Podagra, bin aber von diesem letzteren so gründlich geheilt worden, daß ich oft hätte wünschen mögen, nicht gerade diese Krankheit wiederzubekommen, wohl aber, wenn sie käme, sie wieder vertreiben zu dürfen. Einen Darmbruch, woran ich litt, hatte ich anfangs ganz unbeachtet gelassen; später, von meinem 62. Lebensjahre an, reute es mich, ihn nicht genügend behandelt zu haben, vor allem, als ich merkte, daß er mir vom Vater vererbt war. Dabei ist mir folgendes ganz Sonderbare begegnet: der Bruch war auf beiden Seiten eingetreten; auf der linken nun, wo ich ihn durchaus vernachlässigte, ist er ohne jedes Zutun völlig geheilt, auf der rechten dagegen, wo ich sorgfältig mit Bindungen und anderen Mitteln ihm zu begegnen suchte, ist er nur noch stärker geworden. Des weiteren litt ich auch ständig an Hautkrankheiten und lästigem Jucken am ganzen Körper, bald hier, bald dort. Und dann im Jahre 1536 — wer hätte es geglaubt? — bekam ich den Harnfluß und zwar in sehr starker Weise, ungefähr 40 bis 100 Unzen im Tag. Und nun habe ich schon fast 40 Jahre damit zu tun und lebe noch und leide durchaus nicht an Auszehrung — ich trage noch immer dieselben Ringe — noch an Durst. Auch viele andere Leute, die im nämlichen Jahre von diesem Übel ergriffen worden sind und keinerlei ärztliche Hilfe suchten, sind weit länger am Leben geblieben als solche, die sich in ärztliche Behandlung gaben. Zehntens endlich leide ich an einer alljährlich viermal, im Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter, wiederkehrenden Schlaflosigkeit, die jedesmal fast acht Tage währt, so daß ich auf diese Weise im Jahre fast einen Monat, mitunter weniger, mitunter auch zwei, verliere. Diesem Leiden pflege ich durch Diät, und zwar in

bezug auf Qualität, nicht Quantität, zu begegnen, vor allem durch Enthaltung von allen harten Speisen. Es hat aber noch in keinem Jahre ausgesetzt.
Die Krankheiten, die ich äußerem Zufall zu verdanken habe, waren folgende: Die Pest, die ich im zweiten Monat nach meiner Geburt durch Ansteckung bekommen habe, und dann noch einmal in meinem 19. oder 18. Lebensjahre, ich erinnere mich nicht mehr genau, weiß nur noch, daß es im August war und daß ich drei Tage lang fast ohne alle Nahrung blieb. Ich streifte vor der Stadt und in den Gärten umher, und wenn ich am Abend nach Hause kam, log ich, ich hätte bei AGOSTINO LANIZARIO, einem Freund meines Vaters, gespeist. Wie viel ich in diesen drei Tagen an Wasser getrunken habe, will ich nicht sagen. Am dritten Tage konnte ich nicht mehr schlafen, mein Herz zitterte heftig, ein starkes Fieber hatte mich gepackt, und ich glaubte, im Bett des ASKLEPIADES zu liegen und mit diesem unter heftigen Stößen ununterbrochen in die Höhe zu steigen und wieder in die Tiefe zu stürzen. Damals glaubte ich, noch in der Nacht sterben zu müssen. Aber inzwischen überkam mich der Schlaf, und ein Geschwür, das sich an meiner rechten Seite oben bei der ersten sogenannten falschen Rippe gebildet hatte, brach auf, und eine anfänglich nur kleine Menge schwarzen Stoffes drang heraus. Vermutlich der Arznei wegen, die mir mein Vater gegeben und die ich viermal im Tag hinunterschlang, begann ich dann so stark zu schwitzen, daß der Schweiß durch das ganze Bett drang und durch die Bretter hindurch auf den Boden rann. In meinem 27. Lebensjahre sodann befiel mich ein einfaches Tertianfieber; am vierten und siebenten Tage kam dann je ein Ohnmachtsanfall, und am gleichen siebenten Tage wurde ich ganz gesund. Mit 43 Jahren spürte ich zu Pavia, zum erstenmal, mein Podagra, und mit 54 bekam ich ein Quotidianfieber, das 40 Tage lang anhielt und wovon mich, am 13. Oktober des Jahres 1555, eine Krisis befreite, bei der ich 120 Unzen Urin ließ. Und 1559 endlich, dem Jahre, da ich nach Pavia zurückkehrte, litt ich zwei Tage lang an Schmerzen im Halse.
Krankheitssymptome zeigten sich mannigfache. Das erste war, daß ich von meinem siebenten bis fast zum zwölften Jahre bei Nacht mich erhob und Schreie ausstieß, die aber keinen bestimmten Sinn

hatten. Und hätten Mutter und Tante, zwischen denen ich schlief, mich nicht gehalten, so wäre ich öfter aus dem Bette gestürzt. So hatte ich nur heftiges Herzklopfen, das aber, sobald man die Hand darauf drückte, sich beruhigte, was das wesentliche Merkmal eines beschleunigten Atems ist. Gleichzeitig – doch dauerte diese Er= scheinung bis fast in mein 19. Jahr – hatte ich darunter zu leiden, daß ich nicht Atem fassen konnte, wenn ich dem Winde, vor allem einem kalten, entgegenging. Doch schwand dieses Übel, sobald ich darauf achtete und den Atem zurückhielt. In dieser Zeit konnte ich auch im Bette, selbst wenn ich schon in der sechsten Stunde lag, von den Knien abwärts nicht warm werden. Deshalb vor al= lem und auch aus anderen Gründen sagte meine Mutter oft, ich werde gewiß kein hohes Alter erreichen. Und dann wieder konnte in einzelnen Nächten, wenn ich einmal warm geworden war, mir am ganzen Leib ein so starker und glühendheißer Schweiß aus= brechen, daß, wer es hörte, es nicht glauben möchte. Mit 26 Jah= ren fiel ich dann in ein doppeltes Tertianfieber, das sich am sie= benten Tage löste; später, mit 54 Jahren, in ein Quotidianfieber, das 40 Tage anhielt. Im November des Jahres 1556 erlitt ich in= folge eines mäßigen Trunkes von Meerzwiebelessig einen überaus heftigen Anfall von Dysurie; ich fastete darauf zuerst 34 und dann zum zweitenmal 20 Stunden, aß etwas Tannenharz und genas.

Ich hatte die Gepflogenheit – worüber manche Leute sich wun= derten –, daß ich, sobald ich keine Schmerzen hatte, mir solche selbst zu bereiten suchte, wie ich oben vom Podagra gesagt habe. Auf diese Weise ging ich häufig der Gefahr einer Krankheit ent= gegen, um nur, so gut es irgend ging, der Schlaflosigkeit entgehen zu können. Ich bin nämlich der Ansicht, die Lust bestehe wesent= lich in dem Stillen eines gehabten Schmerzes, und wenn ein Schmerz freiwillig verursacht ist, so kann er ja leicht gestillt werden. Und nun weiß ich aus Erfahrung, daß ich nie ganz ohne Schmerzen sein kann; denn ist dies einmal der Fall, so befällt mich eine so widerwärtige Stimmung, daß ich nicht wüßte, was schwerer zu er= tragen ist. Ein viel geringeres Übel ist mir dann der Schmerz oder dessen Ursache, die weder mit einer entstellenden Verletzung noch mit irgendwelcher Lebensgefahr verbunden zu sein braucht. So habe ich mir zu diesem Zwecke Schmerzen ausgedacht, die mir

Tränen erpressen können: ein Beißen in die Lippen, ein Verren=ken der Finger, ein Quetschen der Haut oder einer zarten Muskel des linken Armes. Und mit Hilfe solcher Vorbeugungsmittel lebe ich noch heute ohne jede Schädigung.

Von Natur fürchte ich erhöhte Orte, und seien sie auch noch so breit, desgleichen solche Plätze, wo mir ein wütender Hund begegnen könnte. Mitunter habe ich auch mit einer gewissen he=roischen Leidenschaft zu tun gehabt, einer starken Neigung zum Selbstmord. Ich vermute freilich, daß dies auch anderen begegnet, nur daß sie es nicht in Büchern berichten. In früher Jugend end=lich, bis ungefähr in mein zweites Jahr, schien mir ein Krebsleiden zu drohen; und vielleicht war wirklich ein Anfang dazu vorhanden an meiner linken Brustwarze, wo sich eine rote und dann schwärzlich werdende Geschwulst zeigte, eine Unempfindlichkeit und dann ein Beißen zu spüren war. Dies Übel lösten mit zunehmenden Jahren Krampfadern ab, und diesen folgte dann in meinen Knaben=jahren das Herzklopfen, wovon ich schon erzählt habe. Später ka=men dann Hämorrhoiden mit starken Blutungen, das erwähnte Jucken und andere Hautunreinlichkeiten. Von all dem bin ich wider alles Erwarten und ohne jede ärztliche Behandlung geheilt wor=den; denn habe ich auch gegen einige dieser Krankheiten Mittel gebraucht, so hat sich doch dadurch nur der natürliche Sitz des Krankseins verändert.

*Siebentes Kapitel*

## VON MEINEN LEIBESÜBUNGEN

Von früher Jugend an habe ich mich allen Arten von gladiato=rischen Übungen eifrig gewidmet, so daß ich es bei dieser wilden und übermütigen Klasse von Menschen wohl hätte zu eini=gem Ansehen bringen können. Ich machte Fechtübungen mit dem Schwert, und zwar mit diesem allein oder auch mit einem Schild, mit dem oblongen oder mit dem großen oder kleinen Rundschild. Auch lernte ich mit dem Stoßdegen und Schwert zugleich, mit der langen Lanze und mit Wurfspeeren, oder aber auch mit Schwert und schwerem Mantel ohne besondere Anstrengung auf ein hölzer=nes Pferd zu springen und verstand es, unbewaffnet einem an=

dern den gezückten Dolch zu entreißen. Ich übte mich auch im Laufen und Springen und habe es darin zu genügender Fertigkeit gebracht; weniger bei Übungen mit den Armen, meiner schwachen Armmuskeln wegen. Beim Reiten, Schwimmen oder Abfeuern von Schußwaffen war es mir nicht recht behaglich, fürchtete ich doch auch die Blitze wie den Zorn der Götter. Von Natur nämlich war ich feig, nur künstliche Übung hat mich mutig gemacht, weshalb ich mich auch in die Reihen der freiwilligen Miliztruppen aufnehmen ließ. Auch streifte ich oft bei Nacht, entgegen den Vorschriften der Obrigkeit, bewaffnet durch die Straßen der Stadt, wo ich gerade wohnte. Bei Tage ging ich bewaffnet, mit bleiernen Sohlen von 8 Pfund Gewicht an den Schuhen, bei Nacht verhüllte ich das Gesicht mit einem schwarzen Leinentuch und trug Strumpfschuhe aus starkem Wollstoff. Oft machte ich meine Leibesübungen in voller Waffenrüstung vom frühesten Morgen bis zum Abend und mühte mich dann noch schweißdurchnäßt mit meinen Musikinstrumenten ab, trieb mich auch oft die ganze Nacht bis zum Morgen im Freien herum.
Bei Ausübung meiner ärztlichen Praxis ritt ich auf einem Pferd oder Maultier, häufiger aber ging ich zu Fuß. Vom Jahre 1562 an benutzte ich die Kutsche, in Bologna wie in Rom, und tue dies heute noch. Morgens fahre ich im Wagen aus und kehre dann zu Fuß zurück. Vom Mittagessen an trage ich leichtere Kleidung, etwas schwerere immer dann, wenn ich fahre.

## *Achtes Kapitel*
## LEBENSWEISE

Ich pflege zehn Stunden im Bett zuzubringen und von diesen, wenn ich gesund und ohne Störung bin, acht, wenn ich mich weniger wohl befinde, vier oder fünf zu schlafen. In der zweiten Stunde nach Sonnenaufgang stehe ich auf. Quält mich nachts Schlaflosigkeit, so stehe ich auf, spaziere um mein Bett und zähle in Gedanken bis auf Tausend; auch enthalte ich mich dann der Speisen ganz oder esse doch um mehr als die Hälfte weniger als sonst. Arzneimittel gegen das Übel gebrauche ich wenig, außer

etwas Pappelsalbe oder Bärenfett oder Haarwurzöl, womit ich dann meinen Leib an 17 [16?] Stellen einreibe: an den Schenkeln, den Fußsohlen, am Nacken, an den Ellbogen, den Handgelenken, den Schläfen, den Halsadern, in der Herz⸗ und in der Lebergegend und auf der Oberlippe. Namentlich morgens quält mich oft die Schlaflosigkeit über die Maßen.

Vormittags pflege ich stets weniger Speisen zu mir zu nehmen als am Abend bei der Hauptmahlzeit. Nach meinem 50. Lebensjahre begnügte ich mich morgens mit einer Brotsuppe; früher bestand mein Frühstück sogar nur aus Brot in Wasser getunkt und großen kretischen Trauben, sogenannten Zibeben. Später wünschte ich mehr Abwechslung und verlangte zum Frühstück mindestens einen Eidotter und zwei oder wenig mehr Unzen Brot, manchmal ohne, manchmal mit einem bescheidenen Quantum reinen Weines. Am Freitag oder Samstag wünsche ich am liebsten ein mäßiges Stück Fleisch mit einer Suppe von Gienmuscheln oder Meerkrebsen. Nichts habe ich lieber als ein kräftiges Stück Kalbfleisch, im Topf, und zwar ohne Zutat irgend einer Flüssigkeit, gekocht; doch muß es vorher mit dem Messerrücken lange geklopft sein. So schmeckt es mir am besten; eine Brühe pflegt dabei ganz von selbst herauszuträufeln. Es ist dies die beste Art der Zubereitung; auf diese Weise ist das Fleisch viel saftiger und fetter noch als selbst ein am Spieß geschmortes.

Zum Abendessen nehme ich gern einen Gang Gemüse, am liebsten Mangold, mitunter auch Reis oder Endiviensalat, aber noch lieber esse ich das breite Blatt der stachligen Gänsedistel und die weiße Wurzel der Endivie. Fische esse ich lieber als Fleisch, doch müssen sie gut und frisch sein. Vom Fleisch liebe ich die kräftigen Stücke — so namentlich Kalbs⸗ und Schweinsbrust — geschmort und mit sehr scharfen und zwar heißen Messern fein zerrieben. Zur Mahlzeit lasse ich mir süßen, auch neuen Wein schmecken, im Maß von ungefähr einem halben Pfund, dazu das doppelte, oder auch mehr, an Wasser. Ganz besonders liebe ich die Flügel von ganz jungen Hühnchen, die Leber und alle anderen blutreichen inneren Teile von Hühnern und Turteltauben. Auch Flußkrebse esse ich gern — wohl deshalb, weil meine Mutter, da sie mich im Leibe trug, solche mit besonderer Lust gegessen hatte — desgleichen auch

Gienmuscheln und Austern. Des weiteren nähre ich mich lieber und mit größerem Nutzen für meine Gesundheit von Fisch- als von Fleischspeisen. Fische, die ich gerne esse, sind der Zungenfisch, der Stachelflunder, die Steinbutte, der Gründling, die Landschildkröte, die Plötze, besonders aber der Rotbart oder die Meerbarbe, ferner die Steinbarbe und das Rotauge, der Seebrassen und der Kabeljau, ein ganz leckerer Fisch, auch der Seebarsch, die gewöhnlichen Arten der Weißfische, die große und die kleine Äsche; von den Süßwasserfischen sind es vor allem der Hecht, der Karpfen, der Barsch, beide Arten von Rotflossen oder Brachsen, außerdem der Schmerling, der Drachenkopf, die verschiedenen Arten der Thunfische, gesalzene Sardinen, die zarten und mehr noch die etwas härteren. Sonderbar ist, daß wir die Platt- oder Gienmuschel als eine sehr angenehme Speise lieben, die Miesmuschel oder gewöhnliche Meermuschel dagegen als giftig meiden, desgleichen auch die Wegschnecke, außer sie wäre gereinigt. Auch Süßwasserkrebse und andere Schaltiere schmecken mir; die Meerschaltiere sind mir zu hart und Aale, Frösche und Morcheln zu schwer verdaulich. Ich bin ein großer Freund von Süßigkeiten; besonders liebe ich den Honig, Zucker, frische reife Trauben, Melonen, nachdem ich einmal ihre heilsame Wirkung verspürt habe, Feigen, Kirschen, Pfirsiche, eingekochten Most, und bis heute hat mir noch keines von allen diesen je geschadet. Öl liebe ich über die Maßen, rein oder auch mit Salz und weichen Oliven. Auch die Zwiebel bekommt mir gut, und die Raute habe ich, für mich wenigstens, in meiner Jugend wie im Alter, als Gegengift, nicht nur als Vorbeugungsmittel, sondern auch als gegen jede Art von Vergiftung wirksam, erprobt. Auch der römische Wermuth hat sich mir als gesundheitfördernd erwiesen.

Den geschlechtlichen Genüssen habe ich mich immer mit Maß hingegeben und habe auch nie mit den Wirkungen eines übermäßigen Genusses viel zu tun gehabt. Jetzt freilich beginnt offensichtlich mein Magen darunter zu leiden. Das weiße Fleisch von kleinen, am Rost gebratenen Fischen, wenn sie nur frisch und weich sind, schmeckt und bekommt mir vortrefflich. Auch recht fetten Schafkäse verachte ich nicht. Ein Karpfen aber, der ausgenommen drei bis sieben Pfund wiegt, ist mir lieber als jede an-

dere Speise. Von den großen Fischen nehme ich Kopf und Bauch, von den kleinen Rücken und Schwanz. Der Kopf und bei den großen Fischen auch die übrigen Teile sollen immer in Wasser gesotten oder in der Schüssel gedämpft, die kleinen Fische dagegen geröstet, getrocknet, oder auch gesotten oder am Rost gebraten sein. Sind sie ganz zart, so liebe ich sie geröstet oder nur ganz wenig gesotten. Von den vierfüßigen Tieren sind die weißen Fleischteile die besten; die blutreichen inneren Teile, Herz, Leber, Nieren sind weniger leicht verdaulich, die Lunge etwas leichter. Doch sind alle diese letztgenannten von geringem Nährwert. Die roten Fleischteile, das Herz ausgenommen, sind leicht verdaulich, die weißen mittelmäßig, mit Ausnahme der Hoden, die leicht verdaulich sind; schwerer verdaulich sind die blauen Fleischteile.

— Der obersten Genera dieser ganzen Sache sind es 7: Luft, Schlaf, Leibesübung, Speise, Trank, Arznei und Vorbeugungsmittel. Der Spezies sind es 15: Luft, Schlaf, Übung, Brot, Fleisch, Milch, Eier, Fische, Öl, Salz, Wasser, Feigen, Raute, Trauben und scharfe Zwiebel. Zubereitungsmittel haben wir 15: Feuer, Asche, Bad, Wasser, Topf, Bratpfanne, Bratspieß, Bratrost, Mörser, Messerrücken und Messerschneide, Reibeisen, Petersilie, Rosmarin und Lorbeer. Von Übungsmitteln kennen wir: das Mühlrad, den Spaziergang, das Reiten, kleine Wurfspieße, die Kutsche, Geräte wie sie der Waffenschmied hat, noch einmal das Reiten, den Sattel, die Schiffahrt, das Polieren von Platten, Reiben und Waschen, wiederum genau 15 [?]. — So habe ich denn, wie es die Herren Theologen machen, durch tiefsinnige Gedankenarbeit und blendende Vernunftschlüsse die Sache auf wenige Begriffe zusammengeordnet. Denn ohne solche glänzende begriffliche Klarheit wird dir alles dunkel und verschlossen bleiben, und wäre es auch noch so hell und selbstverständlich. Fahren wir darum ebenso fort: Fünf Dinge sind es, die man ohne Maß (man wäre denn ein Greis) genießen darf: Brot, Fisch, Käse, Wein und Wasser. Zwei Dinge dienen als Arznei: Mastix und Koriander, jedoch nur in großen Mengen Zucker; zwei als Gewürze: Safran und Salz, wovon das letztere zugleich ein Element ist. Vier Dinge sind nur mit Maß zu nehmen, denn es sind Nahrungsmittel: Fleisch, Eidotter, Rosinen

und Öl. Und dieses letztere ist ein verborgenes Element, das in seinen Eigenschaften den Sternen zu vergleichen ist, nämlich wenn es brennt.

*Neuntes Kapitel*

## DER GEDANKE, MEINEN NAMEN ZU VEREWIGEN

Gedanke und Wunsch, meinen Namen zu verewigen, stellten sich ebenso frühe bei mir ein, als spät ich Aussicht hatte, sie zu verwirklichen. Es war mir klar, daß es ohne Zweifel ein doppeltes Leben gebe, ein derbwirkliches, das wir Menschen mit Tier und Pflanze gemein haben, und ein anderes, das nur der Mensch lebt, der nach Ruhm und Arbeit strebt. Frühe sah ich auch, daß schon für jenes erste Leben die Natur mich stiefmütterlich behandelt und zu wünschen genug mir gelassen hat und daß mir vollends für das zweite, höhere Leben rein gar nichts geworden war, das frohe Hoffnung mir hätte schenken können, weder Macht noch Mittel, keine feste Gesundheit und keine Arbeitskraft, keine angesehene Familie, keine besonders regsame Begabung, nicht einmal die Kenntnis der lateinischen Sprache, keine Freunde und bei meinen Eltern nichts als Armut und Verachtung. Einige Jahre später hat mir ein Traum die feste Hoffnung auf ein ruhmreiches Leben erweckt; die nähere Art und Weise freilich sah ich nicht, nur daß dabei ein wunderbarer Zufall mir zum Verständnis des Lateinischen geholfen hat. Vernünftige Erwägungen haben mich dann freilich von solchen sehnsüchtigen Gedanken wieder abgebracht, und ich sah ein, daß es nichts Aussichtsloseres geben könne als diese Hoffnung, geschweige denn den bloßen Wunsch. Ich sagte mir: Wie kannst du wohl ein Buch schreiben, das man lesen wird? Findest du wohl einen Gegenstand, der von so allgemeinem Interesse und der so wohl bekannt und geläufig ist, daß er Leser anziehen wird? Verfügst du über genügend guten Stil und sprachliche Gewandtheit und Feinheit, um die Leser zu fesseln? Und, gesetzt den Fall, du fändest Leser, häuft sich denn nicht im Laufe der Zeit Tag für Tag die Menge der Bücher, so daß, was früher einmal geschrieben, der Verachtung, jedenfalls aber der Vergessenheit verfällt? Oder werden deine Schriften ein paar Jahre dauern? Wieviel Jahre?

Hundert? Tausend? Zehntausend? Nenne mir irgend ein Buch aus der Geschichte, auch nur ein einziges von so vielen Tausenden, dem ein so langes Leben beschieden war! Und einmal wird doch alles ganz und gar zugrunde gehen müssen, auch dann, wenn die Welt — wie die Akademiker wollen — in ewiger Wiederkehr sich erneuern sollte, nicht weniger als wenn sie nun ein Ende nehmen wird, wie sie einst einen Anfang genommen hat. Was liegt denn daran, ob dies nach 10 Tagen oder nach 10000 Myriaden von Jahren der Fall sein wird? Nichts, gar nichts gegenüber der unermeßlichen Spanne der Ewigkeit! Und du willst dich inzwischen mit Hoffnung abquälen, mit Furcht plagen, mit nutzloser Arbeit abhetzen? Und du verscherzest dabei, was das Leben schließlich noch an Angenehmem dir bieten mag. O herrlicher Einfall! — Und doch haben CAESAR, ALEXANDER, HANNIBAL, SCIPIO, CURTIUS, HEROSTRATUS dasselbe getan, haben ihr Leben geopfert, die größte Schande auf sich genommen, die ärgsten Qualen erduldet, nur weil die Hoffnung auf ewigen Ruhm ihnen mehr bedeutete als alles andere. Sei es drum! Aber so nichtig auch ihr Ziel war, sie waren ihm doch schon sehr nahe gerückt. Jenen weisen philosophischen Rat haben sie freilich nicht beachtet, geschweige denn befolgt. Wohl aber hatten sie viele Hilfsmittel bereit, ihr Ziel zu erreichen. Und doch, wer will leugnen, daß sie Toren durchaus gewesen sind? Das waren sie auch in des HORAZ' Urteil, wie seine Ode »Tyrrhena regum progenies«, die 29. des III. Buches, zeigt. Ich meine die Stelle:

»....... Der ist sein eigner Herr
Und frohen Glücks, der täglich sich sagen darf:
Ich hab' gelebt. Mag schwarz der Himmel
Morgen bewölket uns droh'n, die Sonne
Erstrahlend glüh'n, nicht rückwärts geschraubet wird,
Was hinter uns liegt, nicht ungescheh'n gemacht
Und wieder neu zum Tun gestellet,
Was mit dem fliehenden Tag entschwunden.«

Die praktische Lehre aus diesem Gedanken hat er kurz zuvor mit wenigen Worten gezogen: »Was vor dir liegt, das ordne in Gleichmut.« Mit anderen Worten: Klüger wirst du tun, zu nützen, was du in den Händen hast, als ferne Pläne zu schmieden. Ein CAESAR freilich, ein HANNIBAL und ALEXANDER waren entschlossen, sich

einen ewigen Namen zu erschachern um ihr eigen Leben, um das der Ihrigen und ihres ganzen Hauses, selbst um das Wohl der Stadt und ganzer Länder, und bis dahin froh des Erworbenen sich zu freuen. Was haben sie damit erreicht? Was war das Ende? Schon ein SULLA hat seinem Ruhm zuliebe das von allen Früheren mühevoll Errungene und alles, was an wunderherrlichen Werken vor ihm war, vergeudet und zerstört. Und jeder der anderen, die seinen Spuren folgten, haben ihre Familie und ihr eigenes Haus geopfert und vernichtet. So hat Kaiser COMMODUS das Geschlecht der JULIER völlig ausgerottet, denn vor jedem rechtmäßigen Zweig des Herrscherhauses hat sich der Fürst zu fürchten, der wider Recht und Ordnung sich die Krone angemaßt. Und selbst das Vaterland hat jener große Gedanke ewigen Ruhmes preisgegeben. Denn wo ist heute das römische Kaisertum? Lächerlich und ganz unerhört: in Deutschland! Wäre es nicht viel besser gewesen, das herrliche Haus der JULIER, der Enkel des AENEAS, hätte seinen Namen überlebt? Viel besser, die Römer wären noch heute die Herren der Welt, als daß mit CAESARS leerem Namen sich blöde Larven und Puppen putzen?

Und dann, wenn die Seele unsterblich ist, was bedarf es dann eines eitlen Namens? Und geht sie zugrunde, was nützt es ihr? Wenn einmal das Menschengeschlecht ein Ende hat, wird auch all dies ein Ende nehmen, und von uns Menschen wird nicht mehr übrig bleiben als von Hasen und Kaninchen. — Kein Wunder war es, daß ich einst brannte, besessen von der Gier nach Ruhm; aber heute ist es ein Wunder, daß ich immer noch brenne, obwohl ich all dies eingesehen habe. Und doch ist jene tölpelhafte Gier geblieben. Des CAESAR und jener andern Pläne waren töricht; meine Ruhmbegierde aber, die ich inmitten soviel widriger Geschicke und solcher Hindernisse hege, ist tölpelhaft dumm, nicht bloß töricht.

Und doch habe ich nach Ruhm und äußeren Ehren nie gelechzt; ich habe sie vielmehr stets verachtet: ich möchte wohl, daß es bekannt sei, daß ich bin; ich wünsche aber nicht, daß jeder wisse, wie ich bin. Was aber das Fortleben in seinen Kindern und Kindeskindern anlangt, so weiß ich wohl, was für eine dunkel unsichere Sache dies ist und wie wenig wir in solchen Dingen vorsorgen

können. Darum habe ich auch immer, so viel ich konnte, mir gelebt und habe stets, auf Besseres hoffend, meine Zeit verachtet. Wenn es aber irgend eine Entschuldigung für diese meine eitlen Wünsche gibt, so wäre es wohl die, daß ich trotz allem in der Zwischenzeit gelebt habe, so gut ich eben konnte. Dies, dünkt mir, ist ehrenvoll genug, und täuscht mich auch meine Hoffnung, so ist doch mein stolzer Wunsch, weil er natürlich war, des Lobes würdig.

*Zehntes Kapitel*

## MEIN LEBENSWEG

So habe ich mir denn meinen Lebensweg selbst zurecht gelegt, nicht gerade so freilich, wie ich ihn mir hätte wünschen mögen, aber doch so gut, als es mir eben möglich war. Ich habe mir auch im einzelnen nie das gewählt, was ich mir hätte wählen sollen, sondern das, was ich für das beste hielt. Ich bin auch nie beharrlich bei einem und demselben geblieben — ist ja doch alles voll Gefahren, Mühsal und Unvollkommenheit — sondern habe mir immer gewählt, was mir zu jeder Zeit gerade das günstigste schien. Daher es denn auch kam, daß solche, die mich an fremdem Maße messen, mich für unbeständig, ja für wankelmütig halten. Doch wer keinen geraden, sicheren Lebensweg vor sich sieht, der muß eben manche Wege gehen und mit mancherlei Winkelzügen vorwärts zu kommen suchen. Und wie er auch im einzelnen sich ändern mochte, beharrlich war im Grunde genommen mein Zustand immer: keine Mittel und keine Muße, nicht Ehre, noch Amt, noch Macht, wohl aber jene Sehnsucht nach ewigem Ruhm. Auch hemmten mich stets nacheinander böse Zwischenfälle, meine Widersacher, der Zeiten Mißgunst und meine eigene Unwissenheit; dazu fehlte mir durchaus jede äußere Möglichkeit, das Ziel zu erreichen. Auch war mir meine Kenntnis in der Astrologie, die ich damals betrieb, sehr im Wege: ich glaubte nämlich, und von allen Seiten sagte man es mir, daß ich das 40. Lebensjahr nicht überschreiten, keinesfalls das 45. erreichen werde. Und so bin ich denn, indes ich nach dem rechten Lebenswege Ausschau hielt, teils im Zwang der Umstände, teils gelockt von

Lust und Vergnügungen, die sich mir boten, häufig in die Irre
gegangen. Einer trügerischen Hoffnung zuliebe habe ich den
wirklichen Wert der Dinge mißachtet; in meinen Plänen und
Überlegungen ging ich fehl und häufiger noch habe ich in mei⸗
nem Tun gesündigt. So kam es denn, daß mein Leben eigentlich
erst anfing, da ich sein Ende gekommen glaubte, in meinem 43.
Lebensjahre.

Mein Alter, mein Charakter, die überstandenen Sorgen und
günstige Gelegenheiten verführten mich, das neue, frohe Leben
ganz auf Genuß und Vergnügen einzustellen. Frühmorgens ab⸗
solvierte ich meine Vorlesungen, wenn ich gerade, wie zuerst in
Mailand und später viel häufiger noch in Pavia, solche zu halten
hatte; dann spazierte ich im Schatten draußen vor den Mauern
der Stadt, frühstückte, trieb Musik, ging dann bei den Hainen
und Wäldern in der Nähe der Stadt zum Fischen, las, schrieb und
zog mich am Abend in mein Haus zurück. Sechs Jahre dauerte
diese glückliche Zeit, dann aber, ach, hieß es bald: »Entschwun⸗
den sind die Tage, da heiter die Sonne dir strahlte«, wie der Dich⸗
ter sagt. Eine bittere Einkehr gab es nach einem langen, ehren⸗
vollen Wege. Fahrt wohl, gewonnenes irdisches Glück und stolze
Ehren, du eitles Buhlen um Ruhm, unzeitiges Genießen! Mich
selbst habe ich vergeudet und zugrund gerichtet; drängende Sor⸗
gen und schwere Mühsale wuchsen wieder gleich dem Schatten
eines Taxusbaumes, wie das Sprichwort sagt. Nirgendwo blieb
mir ein anderer Trost als der, der zum Tode führt. Doch Glück⸗
seligkeit kann in solchem Tun nicht liegen, sonst wären ja wohl
die Tyrannen, die am fernsten dem wahren Glücke stehen, die
glückseligsten! — Wenn ein Stier im wildesten Ungestüm mit
verbundenen Augen seines Weges rast, so muß er unfehlbar bald
wider eine Mauer rennen und stürzen. So rannte denn auch ich
wider eine Mauer und stürzte [gemeint ist wohl die Katastrophe
vom Oktober 1570; s. o. S. 14].

Inzwischen, noch vor dieser Sache, traf mich das unselige Geschick
meines ältesten Sohnes. Einige seiner Richter haben eingestanden
— ich glaube freilich, sie wollten nicht, daß man dies Geständnis
auf sie selbst beziehe, — sie hätten ihn nur deshalb verurteilt, daß
ich aus Schmerz darüber sterben oder doch den Verstand verlieren

sollte. Wie wenig ich davon entfernt war, wissen die Götter, und ich selbst will am gegebenen Ort davon erzählen. Erfüllt hat sich freilich ihr Wunsch nicht. Ich will — darum habe ich dies so nebenbei mitgeteilt, — daß der Leser sehe, was dies für Zeiten, für Sitten sind! Weiß ich doch gewiß, daß keiner dieser Leute je von mir, auch nicht einmal von meinem Schatten, ist gekränkt worden. Ich habe mich damals, so gut es ging, auf eine Verteidigungsrede für meinen Sohn vorbereitet. Doch was konnte sie nützen gegenüber so feindselig erbitterten Richtern? Ich selbst war ganz gebrochen von schmerzlichem Mitleid mit dem Elend meines Sohnes, zitterte angstvoll vor dem, was ihm noch drohte, war wie gelähmt durch das Unglück, das über mich hereingebrochen, und bangte vor dem, was noch kommen sollte. Und doch sprach ich, begann damit, das Gericht an seine oft bewiesene Menschlichkeit und Billigkeit, an einzelne Beispiele seines Mitleids zu erinnern. Ich erwähnte die Milde, die der Senat damals in der Sache des Notars GIOVANNI PIETRO SOLARI bewiesen hatte, dessen unehelicher Sohn überführt worden war, seine beiden legitimen Schwestern vergiftet zu haben, nur um ihr Vermögen zu erben; man begnügte sich damals, ihn zu den Galeeren zu verurteilen. Ich erwähnte auch, daß damals das Gericht beim Verhör dem Angeklagten lobend zugestand, daß er doch den eignen Vater nicht ermordet habe. Und dann fuhr ich fort: was wäre das für eine Grausamkeit, mich, den unschuldigen, altersschwachen Vater, in meinem Sohne zu töten! Wenn damals der Vater der Gunst einer Milderung für würdig erachtet wurde, als sein Sohn zum Tierkampf verurteilt war [?], um wie viel mehr heute, wo es sich um ein anderes, leichteres Vergehen handelt? Was vermögen künftighin alle Verdienste der Menschheit, wenn die schönste Tugend, die Unschuld, so schwer getroffen wird? Ist es denn nicht viel ärger, den Vater mit seines Sohnes, als mit seinem eigenen Tode zu bestrafen? Werde ich getötet, so stirbt nur einer, der doch gar bald auch so ohne weitere Leibesfrucht sterben würde. Tötet ihr aber meinen Sohn, so raubt ihr mir die Hoffnung auf Leibeserben. Beredet euch, die ganze Menschheit flehe euch an für den Sohn dessen, dem alle sich verschuldet fühlen: für einen zornerregten hitzigen Jüngling, der unter so vielen Widerwärtigkeiten

leidet, den die größte Schmach getroffen hat, von seinem Weib betrogen worden zu sein, das er ohne Heiratsgabe genommen hat, von einem verdorbenen, schamlosen Weibe, dem er sich wider Wissen und Willen seines Vaters vermählte — was würdet ihr tun? Doch freilich, niemand fleht für ihn, niemand kennt sein Unglück?! Und keiner kann doch so sehr mein oder meines Sohnes Todfeind sein, daß er nicht gerne dem das Leben schenkte, dessen Tod die Teufel selbst zu Mitleid rühren würde. Dies und anderes der Art brachte ich vor; was ich erreichte, war einzig und allein der Gerichtsbeschluß, daß man sein Leben schonen werde, wenn es ihm gelinge, von den Verwandten seiner Frau Verzeihung zu erlangen. Dies vermochte er nicht; der Tor hatte mit Reichtümern geprahlt, die ich nicht hatte, und seine Verwandten forderten Summen, die ich nie zahlen konnte.
Doch lassen wir dies alles! Von früher Jugend an hielt ich stets den Beruf für den besten, der für das Leben selbst sorgte. Von diesem Gesichtspunkt aus schien mir das Studium der Medizin förderlicher zu sein als das der Jurisprudenz. Und ich fand, daß es nicht nur diesem Zwecke näher steht und auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten gleich gültig und wertvoll, sondern auch ehrlicher und reiner ist und daß es auf der Vernunft, dem ewigen Gesetze der Natur, und nicht wie die Jurisprudenz auf den vorübergehenden Meinungen der Menschen ruht. Darum ergriff ich den Beruf des Arztes, nicht den des Juristen; auch deshalb vor allem, weil ich, wie ich schon gesagt habe, die Förderung durch Freunde, Mittel, Macht und Ehren nicht bloß verachtete, sondern floh. Mein Vater freilich, als er merkte, daß ich mich vom Studium der Jurisprudenz abwandte und zu dem der philosophischen Disziplinen neigte, weinte in meiner Gegenwart und klagte darüber, daß ich nicht dieselben Studien wie er betreiben wolle. Er hielt nämlich die Jurisprudenz für eine vornehmere Disziplin — und zitierte auch dafür mit Stolz eine Stelle aus ARISTOTELES, — eine Disziplin, die auch viel geeigneter sei, Geld und Macht zu erwerben und vor allem auch die ganze Familie in die Höhe zu bringen. Auch schmerzte es ihn, daß er sein juristisches Lehramt in Mailand, dessen er sich schon seit vielen Jahren erfreute und das ein Honorar von 100 Scudi abwarf, nicht auf mich vererben könne, wie er ge=

hofft hatte, sondern einst einen fremden Nachfolger auf seinem Lehrstuhle sehen müsse und daß auf diese Weise seine Kommentarienwerke nicht vollendet, noch von mir herausgegeben werden sollten. Kurz zuvor nämlich hatte in seinem Kopfe die Hoffnung auf ewigen Ruhm aufgeleuchtet; er hatte eine verbesserte Neuausgabe des Werkes des Erzbischofs JOHN [PECKHAM] VON CANTERBURY [gestorben 1292] über Optik und Perspektive vorbereitet und hoffte, in diesem Buche sollten einst, mit Lettern gedruckt, die Verse stehen:

> »Stolz nennt diesen das Haus der Cardani sein eigen. Es wußte
> Alles der Eine. Nicht kennt seinesgleichen die Zeit.«

Diese Weissagung galt freilich mehr denen, die einst auf seine Arbeit sich stützend Erfolge haben sollten, als ihm selbst, der zwar die Jurisprudenz, wie ich erfuhr, ganz vorzüglich beherrschte, in der Mathematik aber nicht über die Anfänge hinauskam, nichts Neues darin erdacht, auch nichts aus dem Griechischen übersetzt hat. Daran war freilich mehr der stete Wechsel in seinen wissenschaftlichen Arbeiten und die Unbeständigkeit seiner Pläne schuld, als daß er von der Natur mit Gaben kärglich ausgestattet, träge oder von geringer Urteilskraft gewesen wäre, Mängel, von denen er durchaus frei war.

In mir aber waren damals mein Wunsch und mein Vorsatz unerschütterlich fest gewurzelt, vielerlei Gründe sprachen dafür, auch sah ich wohl, daß auch mein Vater durchaus nicht ohne Schwierigkeiten und Hindernisse seinen Weg gemacht hatte. Deshalb und auch aus anderen Gründen blieb ich seinen Mahnungen gegenüber unbewegt.

## *Elftes Kapitel*

## LEBENSKLUGHEIT

Bisweilen ist es besser, auf seinem Vorsatz zu beharren, auch wenn er nicht gerade sehr gut gewählt wäre, als den allerbesten Vorsatz zu fassen und ihn dann wieder zu ändern, und sollte auch nichts anderes daran schuld sein als lebhaft tätiger Eifer oder die allgemeine Unbeständigkeit, Wandelbarkeit und Nutzlosigkeit menschlichen Tuns.

Ich persönlich habe — um zugleich von mir selbst und von der Lebensklugheit im allgemeinen zu sprechen, — nachdem ich mir über diese sehr schwierige Sache genau Rechenschaft gegeben, eingesehen, daß es nicht nur um manches andere, sondern auch um diese Tugend eine sehr leichte Sache ist. Fürs erste deshalb, weil ja die Dinge so mannigfach in ihrem Endzweck sind und jeder wählen kann, was ihm am meisten zusagt, und weil es dann ferner im einzelnen so viele Arten und Möglichkeiten, Gegenstände und Gelegenheiten gibt, daß es gewiß niemand wagen darf, mir mit einigem Recht Unklugheit vorzuwerfen, außer er wollte behaupten, meine Pläne und meine Verhältnisse besser durchschauen zu können, als ich selbst, was doch sicher nicht der Fall sein kann. Sind wir uns aber über unsere Ziele klar, so handelt es sich für uns nur noch darum, zu erkennen, welcher Weg zum Ziele der bessere und ob ihn zu gehen erlaubt ist, was freilich meiner Ansicht nach das Wichtigste ist. Dann, welcher Weg der bequemere; des weiteren, wie das Erreichte festzuhalten; endlich, wie das Erreichte zu nutzen ist.

Von Anfang an habe ich bewiesen, wie wenig ich von dem besitze, was der Grieche *εὐβουλία* oder *φρόνησις* nennt. Und wenn auch diese Worte nur soviel bedeuten als Klugheit an sich, so ist es doch dasselbe, als sagten wir »menschliche Klugheit«; denn von allen Dingen, die wir kennen, besitzt doch keines Klugheit als allein der Mensch, auch keines der übrigen Lebewesen. Die Himmlischen nämlich besitzen etwas weit Besseres, das unmittelbare Schauen. Von den harpokratischen [hellsehenden] Naturen aber, die eine Gattung für sich sind, ist hier nicht die Rede.

So ist es mit dem Begriff der Lebensklugheit eine unklare Sache. Im einzelnen urteilt jeder anders, weil eben alle an die Dinge den Maßstab ihres eigenen Geistes anlegen. Ich für meinen Teil aber sehe sehr wohl ein, daß ich von jener Gewandtheit und sicheren Klugheit wenig besitze und wenig besessen habe. Daran ändert auch das wenig, was ich oben ausgeführt habe.

*Zwölftes Kapitel*

# MEINE FREUDE AM DISPUTIEREN UND DOZIEREN

Um so größeren Eifer und Erfolg hatte ich auf diesem Gebiete. Zu Bologna dozierte ich fast immer auswendig. Weshalb auch die Gelehrten, die mit mir hätten disputieren sollen, nicht wagten, mir gegenüberzutreten. Ich erinnere an jene dreitägige Disputation, die zu Pavia zwischen mir und [ANDREA] CAMUZIO angesagt und beim Senat der Akademie angemeldet worden war: schon am ersten Tage nach meiner ersten Ausführung schwieg mein Gegner. Dies bezeugten auch alle meine Widersacher, die damals anwesend waren. Wird davon auch einmal, mit eingemeißelten Lettern, auf den Denkmälern des CAMUZIO zu lesen sein? So sehr war die Sache damals allen Leuten bekannt, daß man schon gar nicht mehr vom Gegenstand meiner Ausführung sprach, sondern nur noch von meiner Redegewalt, die unwiderstehlich schien. Und heute noch, glaube ich, mag die Erinnerung daran lebendig sein. BRANDA PORRO, mein Lehrer, schrieb meinen Sieg meinem Können und meiner größeren Begabung zu, meine Widersacher dem Teufel, andere – und diese Vermutung wird der Wahrheit näher kommen – einem besseren und wirksameren Grunde. Ich habe nämlich weder in Mailand, noch in Pavia oder in Bologna, auch nicht in Frankreich oder Deutschland in den letzten 23 Jahren jemanden gefunden, der sich mit mir in eine Auseinandersetzung oder in eine Disputation eingelassen hätte. Ich will damit nicht prahlen; ich glaube vielmehr, wenn ich ein Stein wäre, so wäre die Sache nicht anders. Denn es ist dies kein Verdienst meiner Veranlagung und meines glänzenden Geistes, sondern nur eine Folge der Unklarheit und Unwissenheit jener Leute, die sich mit mir messen wollten. Wenn der Tintenfisch den Delphin angreift und zu fliehen zwingt, so braucht das keine Heldentat des Tintenfisches zu sein. Solche Dinge sind uns vom Schicksal in die Wiege gelegt.

Als ANGELO CANDIANO sich einmal vor vielen Fachleuten über einen Gegenstand geäußert und ich mich bereit erklärt hatte, ihm zu erwidern, schämte er sich nicht, zu versichern: »Ich habe von vorn-

herein erklärt, mich über diese Sache äußern, nicht aber mit Euch mich auseinandersetzen zu wollen.« Und das war ein ganz vortrefflicher Arzt, der in Mailand bei unserem Fürsten [dem Herzog FRANCESCO SFORZA II.] und bei der Königin von Ungarn und Regentin der Niederlande die größte Rolle spielte, ein Mann von allerhöchstem Ansehen und, wenn dies etwas zur Sache tut, von großem Reichtum. Und wenn ich dann in solchen Fällen auf meine ehrliche Schlichtheit und auf meine mangelnden Kenntnisse hinwies, sagten viele: In diesem einen Punkte wissen wir, daß du lügst und daß du die größten Kenntnisse besitzest; den anderen Punkt betreffend aber sind wir uns nicht klar, weil wir nicht sehen, wo hinaus das mit deiner Schlichtheit will, vor allem bei einem Mann, der, wie du, so oft erklärt hat, nie zu lügen. Und was deine unnachahmliche Art zu dozieren betrifft, so hat längst jedes Urteil, das im Positiv steht, wie die Grammatiker sagen, aufgehört uns wunderzunehmen, da uns ja selbst ein im Superlativ gesetztes Lob vertraut geworden ist. Zwar hat niemand das Verlangen geäußert, ein Probe davon zu hören; aber wenn auch eine dunkle Wolke sie verhängt, so hört die Sonne doch nicht auf zu sein. Und du brauchst dich auch nicht darob zu grämen, daß du soviele herrliche Lichter im stillen Schlafzimmer hast, die niemand von denen sehen will, die draußen sind. Denn es steht nicht zu fürchten, daß eine so göttliche Sache zugrunde gehe. Die Afrikaner von Phloria beten die aufgehende Sonne an, die von Garama verfluchen sie [?]. Über allem thront nicht nur die göttliche Vorsehung, sondern strahlt auch die ewige Herrlichkeit. —
Von der Gabe des freien Vortrags habe ich nicht nur selbst immer rühmlichen Gebrauch gemacht, sondern habe auch andere darin unterrichtet. Wenn ich also auch hierin als so bedeutend erscheinen konnte, so besaß ich doch keinerlei gefälligen Ton in der Sprechweise, noch auch irgendwelche eigentliche Fertigkeit im Vortrag selbst; hatte ich einmal auf der einen Seite ein Mehr, so durfte man glauben, daß mir dafür ebensoviel auf der anderen Seite entzogen worden sei. Im Disputieren freilich war ich von solcher Gewandtheit und Schärfe, daß alle mich bewunderten und jeder einer Probe aus dem Wege ging. Weshalb ich auch lange Zeit ohne solche Plackerei leben durfte. Nur zwei Fälle mußten meine

Gegner wider alle Hoffnung erleben. Das eine Mal war es in Pavia. BRANDA PORRO, der einst mein Lehrer in der Philosophie gewesen war, hatte sich in die öffentliche Disputation eingemischt, die ich mit CAMUZIO über ein Thema aus der Philosophie hatte. Meine Gegner lockten mich nämlich häufig auf philosophischen Boden, weil sie auf dem Gebiet der Medizin keine Hoffnung hatten, Lorbeeren gegen mich zu sammeln. BRANDA führte damals eine Stelle aus ARISTOTELES an, und als er den Text zitiert hatte, sagte ich: »Gib acht, nach dem Wort »weiß« fehlt ein »nicht«; in Wahrheit spricht der ganze Satz gegen dich.« Darauf rief BRANDA, das könne nicht sein. Ich hatte wie gewöhnlich einen Schnupfen, schneuzte mich und widersprach in aller Ruhe, bis BRANDA wütend nach dem Kodex schickte. Ich verlange ihn, er läßt ihn mir geben, und ich lese den Text, wie er dasteht. BRANDA glaubt, ich wolle ihn hintergehen, reißt mir das Buch aus den Händen, schreit, ich wolle die Zuhörer täuschen und fängt selbst zu lesen an. Er kommt zu dem betreffenden Wort, liest es, schweigt, alles ist überrascht, und aller Anwesenden Augen sind bewundernd auf mich gerichtet. Ein Zufall wollte es, daß BRANDA ein paar Tage darauf nach Mailand ging; dem Senat der dortigen Akademie war die Sache schon geschrieben worden, und einige fragten ihn nun, ob es wirklich wahr sei. BRANDA, ein ehrlicher und wackerer Mann, hat gewiß geantwortet: »Nur zu wahr; ich glaube, daß ich damals betrunken war.« Und die Herren vom Senat verzogen den Mund und schwiegen.

Der andere Fall spielte zu Bologna mit ANDREA FRACANZANO, dem dortigen ersten Professor der praktischen Medizin. Als dieser in seinen Ausführungen auf den Weg zu sprechen kam, den die Galle zum Magen nimmt, zitierte er vor der ganzen Akademie – man hatte gerade eine anatomische Vorführung – eine griechische Stelle. Ich sagte: »Ihr laßt ein *οὐ* aus.« Worauf er, das sei nicht wahr. Ich, in aller Ruhe, beharre darauf, und einige Schüler rufen, man solle das Buch holen. Er schickt lächelnd darnach, es wird sofort gebracht, er liest, findet, daß ich bis aufs Haar recht hatte, er schweigt, staunt, sieht mich bewundernd an. Noch mehr freilich taten dies die Schüler, die mich damals zu diesem Zweck mit Gewalt in den Hörsaal geschleppt hatten. FRACANZANO aber floh

von diesem Tag an jedes Zusammentreffen mit mir, so zwar, daß er den Diener bat, ihn darauf aufmerksam zu machen, wenn ich käme. Und dann bog er aus, um mir ja nie zu begegnen. Und als ihn die Studenten einmal mit List in den gefüllten Hörsaal der Anatomie führten, machte er rasch kehrt, verwickelte sich in seinen Mantel und fiel zu Boden, worauf alle Anwesenden staunend den Kopf schüttelten. Er selbst aber zog bald darauf von Bologna fort, obwohl er noch für mehrere Jahre dort angestellt war.

*Dreizehntes Kapitel*

## MEIN CHARAKTER, GEISTIGE MÄNGEL UND SCHWÄCHEN

Ist es schon an sich schwer, über dieses Thema zu schreiben, so noch viel mehr, wenn man bedenkt, daß die Menschen, die sonst wohl Selbstbiographien zu lesen pflegen, nicht gewohnt sind, darin eine ehrliche, aufrichtige Schilderung zu hören, wie ich sie hier geben will. Die einen, wie etwa ANTONINUS, äußern sich darüber, wie sie hätten sein sollen; andere, wie FLAVIUS JOSEPHUS berichten alles wahrheitsgetreu bis auf ihre eigenen Fehler, die sie unterschlagen. Wir aber wollen in dieser Sache der Wahrheit völlig zu Willen sein, obschon wir wohl wissen, daß, wer in sittlichen Dingen sich verfehlt, nicht, wie bei anderen Fehlern, Entschuldigung findet. Wer aber konnte mich zu dieser Aufrichtigkeit zwingen? Bin ich also nicht der eine von den zehn geheilten Aussätzigen, der dankbar zum Herrn zurückkehrte?
Ärzte und Astrologen sehen die natürlichen Charaktereigenschaften in den angeborenen Grundformen der Veranlagung begründet, die Formen der Charakterbildung dagegen von Erziehung, geistiger Beschäftigung und gesellschaftlichem Verkehr beeinflußt. Alles dies trifft nun zwar bei allen Menschen zu, doch weisen die einzelnen Altersstufen spezifische Unterschiede auf, und aus den gleichen äußeren Anlässen entstehen oft die allerverschiedensten Folgen. Weshalb in diesen Dingen Scheidung und Auswahl nötig ist. Ich will nun also vor allem von diesen wesentlichen Charaktereigenschaften sprechen, soweit eben jenes griechische *γνῶθι σεαυτὸν* von

mir gilt. Über meinen natürlichen Charakter bin ich mir durchaus klar geworden: ich bin heftig von Temperament, naiv, der Sinnlichkeit ergeben. Und aus diesen Eigenschaften, gleichwie aus Prämissen, folgen die weiteren: Grausamkeit, hartnäckige Streitsucht, eine gewisse Rauhheit des Charakters, Unvorsichtigkeit, Jähzorn und eine Rachgier, die das Maß meiner Kräfte und Mittel weit übersteigt, jedenfalls aber ein stets zur Vergeltung geneigter Wille, der dem alten Worte huldigte, das so viele — mit dem Munde wenigstens — verdammen:

»Süßeres Gut noch als selbst mein Leben dünkt mir die Rache.«

Im allgemeinen habe ich nie gewollt, daß der berühmte Satz an mir seine Gültigkeit verliere: »Unsere Natur ist geneigt zum Bösen.« Doch bin ich ein wahrheitsliebender Mensch, treu dankbar für empfangene Wohltaten, voll Gerechtigkeitsgefühl, anhänglich an die Meinigen, ein Verächter des Geldes, beseelt von dem Wunsche eines ruhmvollen Fortlebens in der Nachwelt. Stets gewohnt, Dinge von mittelmäßigem, geschweige denn von geringem Werte zu mißachten, pflege ich doch keinerlei Gelegenheit, die sich mir bietet, geringschätzig zu übersehen, wohl wissend, von welch großer Bedeutung oft die kleinsten Dinge sind. Zwar bin ich von Natur zu jedem Laster und zu jedem Bösen geneigt, doch frei von jedem Streben nach äußeren Ehren und kenne meine eigene Unfähigkeit mehr als irgend ein anderer. Auch übersehe ich oft mit Absicht Gelegenheiten, die sich mir zur Befriedigung meiner Rache bieten mögen, aus einer gewissen religiösen Empfindung heraus und weil ich sehr wohl einsehe, wie lächerlich all diese Dinge sind.

Ich bin von Natur furchtsam, habe ein kaltes Herz, aber einen heißen Kopf, bin ständig in Gedanken versunken und mit vielen und sehr großen, oft auch ganz unmöglichen und undurchführbaren Dingen beschäftigt. Auch ist mein Geist imstande, sich mit zwei verschiedenen Arbeiten zugleich zu befassen.

Die Leute, die mir Geschwätzigkeit und maßloses Eigenlob vorwerfen, klagen mich eines Lasters an, das mir fremd ist. Ich greife niemanden an, verteidige mich nur. Und muß ich mich denn solcher Vorwürfe wegen abmühen, da ich doch oft genug versichert habe, für wie wertlos ich dies Leben halte? Was eine Entschuldigung

ist, halten diese Leute für ein Selbstlob; ein so großes Ding dünkt es ihnen, einmal ohne Fehler zu sein.

Ich habe mich daran gewöhnt, meinen Gesichtszügen unmittelbar nacheinander den ganz entgegengesetzten Ausdruck zu geben. Ich vermag auf diese Weise ein fremdes Gefühl zu heucheln, doch verstehe ich es nicht, ein Gefühl, das ich wirklich besitze, zu verbergen. Dies ist nur dann leicht, wenn es sich darum handelt, den Ausdruck der Hoffnungslosigkeit vorzutäuschen. Volle 15 Jahre lang habe ich mir die größte Mühe gegeben, mir diese Fertigkeit anzueignen, und es gelang. Zu diesem Zwecke gehe ich bald in Lumpen, bald reich geschmückt, bin jetzt schweigsam, dann wieder gesprächig, bald heiter, bald traurig; denn jede Art des Benehmens und jeden Gefühlsausdruck gebe ich sofort auch in seinem Gegenspiel wieder.

In meinen jüngeren Jahren habe ich selten und nur wenig auf die äußere Pflege meiner Person geachtet, immer gierig besorgt, Wichtigeres zu tun. Meine Gangart ist ungleichmäßig: bald rasch, bald langsam. Zu Hause pflege ich die Beine bis zu den Knöcheln nackt zu tragen. Ich bin wenig fromm und sehr vorlaut im Reden; überaus jähzornig, so daß ich mich darob schäme und mir vor mir selber ekelt. Und wennschon ich stets bereut habe, so habe ich doch immer die schwersten Strafen des Geschicks auf mich genommen, um nur das schändlich üppige Leben eines SARDANAPAL abzubüßen, das ich in den Jahren meines Rektorats an der Universität zu Padua führte. Doch um zu meiner Schande ein Lob, zu meinem Verbrechen eine Tugend zu gesellen, füge ich hinzu, daß ich all dies mit Weisheit und Geduld getragen und stets mich zu bessern getrachtet habe. Zur Entschuldigung dieses Selbstlobs diene mir, daß ich mich gezwungen fühle, es auszusprechen. Ich wäre ja undankbar, wollte ich die gütigen Gaben Gottes verschweigen, und noch weniger darf ich doch von den Opfern reden, die ich gebracht, ohne zu erzählen, wie ich sie gebracht habe. Auch sind ja, wie ich schon gesagt, all diese Dinge durchaus nicht so hoch einzuschätzen, wie der Pöbel will; es sind wertlose und lächerliche Kleinigkeiten, sind wie die Schatten, die die untergehende Sonne wirft, groß, doch ohne Nutzen und von kurzer Dauer. Wenn man dies ohne Gehässigkeit erwägen und dazu überlegen wollte,

warum es mir nicht erlaubt sein soll, auszuführen, mit welcher Gesinnung, unter welchem Druck und Zwang der Verhältnisse ich meine Fehler beging und wieviel Schmerzen mir alle diese Dinge schon bereitet haben; wenn man weiter bedenken wollte, daß andere Menschen, ohne dem geringsten Zwang zu unterstehen, viel schwerere Sünden als diese begangen haben, ohne sie zu be⸗kennen, weder vor sich, noch öffentlich vor anderen, daß diese Leute ferner empfangene Wohltaten weder dankbar erwähnen, noch auch überhaupt ihrer gedenken, so würde man mich viel⸗leicht etwas billiger beurteilen.

Doch fahren wir fort. Als eine eigenartige und große Untugend empfinde und betrachte ich es, daß ich gewohnt bin, lieber gar nichts zu reden, als etwas, was meinen Zuhörern mißfallen könnte. Doch beharre ich in diesem Fehler mit Wissen und Willen, denn ich weiß sehr wohl, wie oft schon diese Sitte allein mir Feinde versöhnt und gewonnen hat. Soviel vermag natürliche Anlage, wenn sie mit langer Gewohnheit verbunden ist. Meinen Wohl⸗tätern, auch angesehenen und mächtigen Leuten gegenüber unter⸗lasse ich dies. Ich will kein Speichellecker, nicht einmal ein Schmeich⸗ler sein.

Auch im Handeln bin ich vorlaut und unbesonnen, wennschon ich sehr wohl weiß, was zu tun mir nützlich und schicklich wäre. Aber kaum wird man einen Menschen finden können, der so hartnäckig in diesem Fehler steckt wie ich. Ich lebe auch gerne und soviel ich kann in der Einsamkeit, obwohl mir bekannt ist, daß ARISTOTELES diese Lebensart verurteilt. Er sagt nämlich: »Der Einsiedler wird entweder zum Tier oder zum Gott.« Und den Be⸗weis für die Wahrheit dieser Lehre habe ich selbst erbracht. Ein ähnlicher Wahnwitz, der mir nicht minder schadet, ist es, daß ich Diener bei mir zu behalten pflege, von denen ich ganz bestimmt weiß, daß sie nicht bloß mir nutzlos, sondern auch meinem guten Namen schädlich sind – ebenso, wie ich auch Tiere, die ich irgend⸗einmal zum Geschenk erhalten habe, wie Ziegenböckchen, Schafe, Hasen, Kaninchen, Störche, um mich behalte, so daß ihr Gestank das ganze Haus verpestet.

Auch habe ich immer unter dem Mangel an Freunden, besonders an treuen, sehr gelitten. Und viele, ja überaus viele Fehler habe

ich dadurch begangen, daß ich mich überall in alle Dinge, von denen ich erfuhr, in wichtige und unwichtige, einzumischen suchte, bald mit, bald ohne Erfolg. Ganz besonders fehlte ich darin, daß ich Menschen beleidigte, die zu loben ich mir vorgenommen hatte; so war es auch gegenüber dem Präsidenten [des Appellationshofs] zu Paris, einem höchst gebildeten Manne, namens AIMAR DE RANCONET, von Nation ein Franzose [gestorben 1559]. Und solche Fehler habe ich nicht etwa bloß aus meiner vorlauten, unbedachten Art heraus begangen oder aus einer Unkenntnis der Eigenschaften und Verhältnisse des anderen — Mängel, die leicht auszugleichen gewesen wären, — sondern darum, weil ich auf gewisse Formen gesellschaftlicher Lebensart, die ich erst später erlernte, nicht achtete, Umgangsformen, die den Menschen von Rang und Bildung fast durchweg geläufig sind.
Wenn es gilt zu überlegen, bin ich allzu rasch und hastig, weshalb meine Pläne zumeist überstürzt und voreilig sind. Bei Geschäften jeder Art dagegen dulde ich keinerlei Drängen. Nun haben meine Gegner wohl bemerkt, daß ich dann schwer zu fassen bin, wenn ich Zeit habe; darum richten sie nun ihr ganzes Augenmerk darauf, mich zu drängen. Ich ertappe sie oft bei solchem offenkundigen Treiben und hüte mich vor ihnen wie vor schlimmen Widersachern und betrachte sie als meine Feinde, was sie auch in Wirklichkeit sind.
Hätte ich mich nicht daran gewöhnt, nie eine Sache zu bereuen, die ich freiwillig unternommen habe, und hätte sie auch ein noch so übles Ende genommen, so hätte ich wohl beständig unter der unglücklichsten Stimmung zu leiden gehabt. Das meiste Unglück, das mich getroffen, hat jedoch die ungeheure Torheit meiner Söhne verschuldet, verbunden mit dem schändlichen Benehmen und der beschränkten Gesinnung meiner Verwandten, die stets gewohnt sind, die Ihrigen mit Neid und Schelsucht zu betrachten — ein spezifisches Laster unserer Familie, das freilich fast allen Kleinstädtern anhaftet.
Von früher Jugend an bin ich ein über alle Maßen leidenschaftlicher Schachspieler gewesen. Ich habe auf diese Weise die Bekanntschaft des Herzogs FRANCESCO SFORZA II. von Mailand gemacht und mir außerdem die Freundschaft vieler vornehmer Herren erworben.

Da ich mich aber viele Jahre, fast 40, beständig diesem Spiele widmete, ist kaum zu sagen, wie viel an Vermögen, ohne jeden greifbaren Nutzen, ich durch diese Leidenschaft vergeudet habe. Noch schädlicher freilich ist mir das Würfelspiel geworden; denn ich habe darin auch meine Kinder unterrichtet, und nur zu oft stand mein Haus allen Würfelspielern offen. Ich habe für dieses Laster nur eine einzige, recht dürftige Entschuldigung: die ärmlichen Verhältnisse, in denen ich geboren bin, verbunden mit der nicht unbedeutenden Geschicklichkeit, die ich nun einmal für solche Dinge habe.
Es ist dies eben eine menschliche Unsitte. Andere gibt es, die man nicht nennen will und nicht nennen darf, und wer weiß, ob sie besser und weiser sind? Wie, wenn einer zu den Königen der Erde sich wenden und ihnen sagen wollte: »Ist doch keiner unter euch, der nicht schon Läuse, Fliegen, Wanzen, Flöhe und anderen noch häßlicheren Unrat aus der Hand seiner Diener gegessen hat« —? Wie werden die Herren dies hören mögen? Und doch ist es sicher wahr. Wir wollen eben gewisse Dinge nicht wissen, auch wenn sie uns eigentlich längst bekannt sind, und wollen sie lieber mit Gewalt unterdrücken. Und was ist der Grund? Nichts anders, als eine Unkenntnis unseres allgemeinen Zustandes. So ist es auch mit unseren Sünden und allem andern; es sind eben häßliche, lächerliche, unordentliche und unzuverlässige Dinge: faules Fallobst am Baume. Ich habe also hier nichts Neues vorgebracht, nur die nackte Wahrheit gesprochen.

*Vierzehntes Kapitel*

## MEINE GEISTIGEN VORZÜGE, STANDHAFTIGKEIT UND CHARAKTERFESTIGKEIT

In vielen Irrtümern sind die Menschen befangen, keiner aber ist größer als der, wenn sie das Wort »Standhaftigkeit« schwatzend im Munde führen. Denn einmal muß hier wohl unterschieden werden: die wahre Beharrlichkeit ist eine Gabe Gottes, die unechte dagegen eine Sache der Tölpel und Narren. Jedermann wird die Standhaftigkeit des DIOGENES, der den ganzen Sommer in der

Sonne lag und im glühend heißen Sand sich wälzte und winters eiskalte Säulen nackt umarmte, lächerlich und völlig töricht finden. Eine ganz herrliche Tugend aber war die Standhaftigkeit des BRAGADINO, jenes venezianischen Adligen[1], der Dinge erduldete, die selbst der roheste seiner übermütigen Besieger sich scheute an ihm zu vollziehen, Qualen, die ihn unsterblichen Ruhmes würdig machten: es wurde ihm lebendigen Leibes die Haut abgezogen. Und wenn es auch Gnade Gottes war, daß er solche Martern ertragen konnte, so war es doch gewiß menschliche Größe, sie ertragen zu wollen.

Und wenn nun auch im Unglück leichter einer zu strahlender Seelengröße sich erheben mag, so gibt es doch auch in glücklichen Lebenslagen nicht seltener Gelegenheiten, sich echter Bewunderung würdig zu erweisen. Und weiter sind auch Menschen, denen solche Gelegenheiten fehlen, darum doch nicht als minder standhaft zu betrachten. Da man sich nun auf so vielerlei Weise in bezug auf diese Tugend irren kann, so ist jedenfalls festzuhalten, daß wir an sich es uns weder zum Ruhm anrechnen dürfen, wenn wir ein Übel ertragen haben, noch zum Tadel, wenn uns die Gelegenheit dazu fehlte, daß wir nicht als unser Verdienst noch als unsere Schande betrachten dürfen, was die Natur getan oder unterlassen hat. Ich will mich nicht damit verteidigen, daß ich behaupte, es habe mir in irgend einer Weise an Gelegenheiten zum Erweis meiner Standhaftigkeit gefehlt; denn niemand, glaube ich, ist mir so feind und beurteilt mich so ungerecht, daß er nicht eher meine Geduld im Unglück und meine Selbstbeherrschung im Glück bewunderte, als mir zum Vorwurfe machte, daß ich angenehme Dinge mißachte oder unangenehme ruhig ertrage. Ich erinnere an die Vergnügungen und heiteren Ereignisse meines Lebens, aber auch an meine Krankheiten, an meine stets schwachen Leibeskräfte, an die Verleumdungen meiner Neider, an manche wenig glücklichen Erfolge, an Prozesse, Anfeindungen, an die Drohungen einflußreicher Leute, an die Verdächtigungen, womit einzelne

[1] Gemeint ist MARCO ANTONIO BRAGADINO, der gemeinsam mit ASTORRE BAGLIONI die venezianische Festung Famagusta auf Cypern heldenmütig gegen die Türken verteidigte und nach der schließlichen Übergabe der Festung (1. August 1571) unter den grauenvollsten Martern hingerichtet wurde.

mich verfolgten, an das Unglück in meiner Familie, an den Mangel so vieler irdischen Güter, endlich an die zweifelhaften Ratschläge, die mir solche gaben, die wirklich meine Freunde waren oder mir doch Freundschaft heuchelten, vor allem an die Gefahren, die für mich die überall wuchernden Irrlehren mit sich brachten.

Mochte mir auch manchmal ein freundliches Geschick lächeln und mochten mir auch noch soviele glückliche Erfolge beschieden sein, nie habe ich meine Sitten und mein Betragen geändert; ich bin dadurch nicht hochmütiger geworden, noch ehrgeiziger, noch auch ungeduldiger, ich habe deswegen nicht die Armen verachtet, noch meine alten Freunde vergessen, ich bin nicht spröder im Verkehr, noch hochfahrender in meiner Rede geworden; ich habe auch darum keine kostbareren Kleider getragen, außer, wenn die gesellschaftliche Stellung, die ich einnahm, mich dazu zwang, und vielleicht auch im allgemeinen, weil ich, wie ich schon erzählte, in früheren Jahren meiner Armut wegen eben allzu schäbige Kleidung getragen hatte. In widrigen Lebenslagen freilich erwies sich mein Charakter als nicht ganz so fest und standhaft. Hatte ich doch auch Dinge zu ertragen, die in keinem Verhältnis zu meinen Kräften standen. In solchen Fällen habe ich mit äußeren Mitteln meine Natur bezwungen. Ich habe nämlich mitten unter den ärgsten Seelenqualen mit einer Rute meine Beine gepeitscht, habe mich stark in den linken Arm gebissen, habe gefastet und durch reichliche Tränen mein Herz erleichtert, wenn es mir gelang zu weinen, was freilich nur sehr selten der Fall war. Auch habe ich dann mit Vernunftgründen gegen meine seelischen Schmerzen angekämpft, habe mir selbst versichert: Es ist ja gar nichts Neues geschehen, die Zeit nur hat sich geändert, rascher freilich, als ich dachte. Aber hätte ich denn für ewige Zeiten von dieser Stunde und ihrer Qual verschont bleiben können? Und bin ich so um ein paar Jahre betrogen worden, was soll dies bißchen Zeit, verglichen mit der Ewigkeit? Schließlich, habe ich nur noch wenige Jahre, so habe ich nur wenig verloren; lebe ich noch länger, nun so lacht mir ein langes Leben, und vielleicht wird noch manches eintreten, das meinen Schmerz lindert und mir an seiner Stelle ewigen Ruhm schenken mag. Und endlich, stünde ich besser, wenn dieser Schmerz mir nie geworden wäre? — In Wirklichkeit

freilich war ich dem Schmerz nie gewachsen, wie ich weiter unten erzählen werde, Gottes Barmherzigkeit und ein offensichtliches Wunder haben mich von ihm befreit.
Bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten bewies ich eine noch größere Beharrlichkeit, vor allem bei der Abfassung meiner Bücher. Boten sich mir auch die günstigsten Gelegenheiten anderer Art, ich ließ doch nie von dem einmal Angefangenen ab, sondern harrte treu bei der begonnenen Arbeit aus; bei meinem Vater nämlich hatte ich die Beobachtung gemacht, wieviel ihm der stete Wechsel in seinen Beschäftigungen geschadet hat. Ich glaube nicht, daß mich jemand darum tadeln wird, daß ich damals [1562], als man mich in die »Accademia degli Affidati« aufnahm, in der viele Fürstlichkeiten und Kardinäle die erste Rolle spielten, nicht von vornherein ablehnte und mich der Sache ganz entzog. Nur aus ängstlicher Bescheidenheit nahm ich damals an; als die Akademiker aber, mit allen Insignien bekleidet, dem König vorgestellt werden sollten, lehnte ich für meinen Teil ab und erklärte offen, daß ein derartiger Pomp meinem Charakter nicht entspreche.
Bezüglich der Tugend im allgemeinen habe ich nichts anderes zu sagen, als was schon HORAZ gesagt hat:

»Tugend heißt das Laster fliehen«. —

Nie habe ich mit einem Freunde gebrochen, und war es dennoch einmal wider meinen Willen zum Bruch gekommen, so habe ich nie Geheimnisse ausgeschwatzt, die ich als Freund erfahren — wie ich denn überhaupt mir niemals fremdes geistiges Eigentum angeeignet habe — und habe auch nie dem mir Verfeindeten frühere Äußerungen vorgehalten, ein Punkt, in dem ein ARISTOTELES manches, ein GALENUS, der bis zu den häßlichsten Streitereien sich hinreißen ließ, sehr viel gesündigt hat. Nur dem PLATO stehe ich in dieser Sache nach. Ein Vorbild in dieser Tugend hatte ich an ANDREAS VESAL, einem vornehm ruhigen Charakter, der, von MATTEO CURZIO durch kleinliche Angriffe gereizt, gleichwohl dessen nie tadelnd erwähnen wollte. Auch habe ich, stets von reinem wissenschaftlichem Interesse beherrscht, den CURZIO seiner Gelehrsamkeit wegen nie beneidet. Und wenn er mich auch als Dieb verschrien hat, weil ich einmal ein Pfand von ihm zurückbehielt für eine Geldsumme, die er mir ohne Zeugen versprochen hatte, so hat

er doch, als er nach Pisa übersiedelte und der Senat [der Universität von Pavia] ihn frug, ob ich wohl geeignet sei, seine Stelle einzunehmen, geantwortet: »Mehr als irgend ein anderer.« Und da der Senat wohl wußte, daß wir uns nicht versöhnt hatten, erteilte er mir den Lehrauftrag, den CURZIO innegehabt.
Zu meinen guten Eigenschaften gehört auch zweifellos, daß ich von frühester Jugend an niemals eine Lüge gesprochen, daß ich Armut, Verleumdungen und soviel anderes Unglück ertragen habe und daß man mit einigem Rechte mich niemals der Undankbarkeit bezichtigen konnte. Doch schon zuviel des Selbstlobes!

*Fünfzehntes Kapitel*

## VON MEINEN FREUNDEN UND GÖNNERN

Mein erster Jugendfreund war AMBROGIO VARADEO, mein Genosse im Schachspiel und im Musizieren; Ähnlichkeit des Charakters hatte uns zusammengeführt. In späteren Jugendjahren war ich dann vor allem befreundet mit PROSPERO MARINONI aus Pavia, mit dem Mailänder OTTAVIANO SCOTTO, der mir oft mit Darlehen aus Geldverlegenheiten geholfen hat, und mit GASPARE GALLAREATO. Während meines Aufenthaltes im Städtchen Sacco verband mich eine enge Freundschaft mit GIOVANNI MARIA MAUROCENO, einem venezianischen Adligen, und mit dem Drogisten PAOLO ILLIRICO. Nach meiner Rückkehr nach Mailand gewann ich die Freundschaft des dortigen Erzbischofs, FILIPPO ARCHINTI, der mich dann mit LODOVICO MADIO bekannt machte, dessen Unterstützung ich bedurfte und genossen habe. Unter manchen anderen lernte ich zu Mailand den Juwelier GIROLAMO GUERRINI kennen, von dem ich viele Geheimmittel erfuhr, über die ich später in meinen Büchern berichtet habe, aber nicht in der Art der Plagiatoren, die aus fremden Büchern ihre Weisheit zusammenstehlen. Durch GUERRINI wurde ich auch bei dem Florentiner FRANCESCO BELLOTI eingeführt. Des weiteren befreundete ich mich mit dem Rechtsgelehrten FRANCESCO DELLA CROCE, einem angesehenen, wakkeren Manne, der auch in der Mathematik Bescheid wußte und dessen Hilfe ich sehr viel verdankte, als es sich um meine Auf-

nahme in das Kollegium der Ärzte handelte. Durch die Vermittlung des Drogisten DONATO LANZA wurde ich mit dem Senator von Cremona [Günstling Kaiser KARLS V.] FRANCESCO SFONDRATI befreundet, der später [1544] Kardinal wurde [gestorben 1550]; und durch diesen wiederum machte ich die Bekanntschaft des GIAMBATTISTA SPECIARIO, der gleichfalls von Cremona gebürtig und Vorstand des dortigen Kriminalgerichtshofes war, ein gebildeter und überaus tüchtiger Mann, durch den ich dem Gouverneur von Mailand und Kommandanten der kaiserlichen Armee, ALFONSO D'AVALOS, vorgestellt wurde. SFONDRATI war es auch, der mir die Stelle eines Dozenten der Medizin in Pavia verschaffte.
Später schenkte mir ANDREA ALCIATI seine Freundschaft, jener berühmte Jurist und glänzende Redner [gestorben 1550], und nach ihm sein Neffe FRANCESCO ALCIATI, der jetzt Kardinal ist [gestorben 1580]. Einige Zeit darauf lernte ich noch zwei andere Kardinäle kennen, den GIOVANNI MORONE [Bischof von Modena, berühmt als Präsident des Konzils von Trient, gestorben 1580] und den PIETRO DONATO CESI. Und auf dem Mäcenat dieser drei Kardinäle ruht heute meine Lebensstellung. Ein vierter Kardinal, mit dem ich befreundet bin, ist CRISTOFORO MADRUZZO, Bischof von Trient [gestorben 1578], der Sprößling eines hocherlauchten Fürstengeschlechts, der wie kein zweiter mich mit Wohltaten überhäuft und freigebig ist gegen jedermann.
Dann stand ich — um wieder von Freunden zu sprechen, die mir gleichgestellt waren — in herzlichem Verkehr mit PANAETIUS BENEVENTO aus Arezzo [?], dem allertrefflichsten Manne, und diese Freundschaft, die nur auf der eigenen Kraft unserer Zuneigung ruhte, schien mir würdiger und köstlicher als alle anderen, die für mich mit finanziellen Vorteilen verknüpft waren. In Rom war ich befreundet mit dem ehrwürdigen Bischof TADDEO MASSA, einem ebenso hochintelligenten Kopf als reinen Charakter, und schon früher mit GIOVANNI MEONE [?], einem der Räte des DOM FERRANTE GONZAGA, [seit 1546, nach dem Tode des ALFONSO D'AVALOS] Gouverneurs von Mailand und Generals der kaiserlichen Armee. Auch mit den Kardinälen CARLO BORROMEO [der später heilig gesprochene Nepot Papst PIUS IV., bekannt durch seine ausgedehnte kirchliche Reformtätigkeit, gestorben 1584] und MARCO ANTONIO

AMULIO, einem Venezianer [gestorben 1570], zwei ganz ausgezeichneten Männern, war ich befreundet und mit noch soviel anderen, daß es zuviel wäre, sie alle aufzuzählen. Dem Einfluß der angesehenen Kardinäle BORROMEO und ALCIATI verdanke ich es auch, daß ich, als ich nach Bologna kam, Medizin zu dozieren, die Freundschaft des ganzen dortigen erlauchten Senats gewonnen habe; denn diese edlen Herren sind ganz staunenswert gefällig und liebenswürdig und ebenso klug als vornehm.
Von den Ärzten, die ich kannte, verband mich ein besonders freundschaftliches Wohlwollen mit CAMILLO MONTAGNANI und AURELIO STAGNI, beide aus Modena gebürtig, von untadelhafter Lebensführung und nicht geringer Bildung, des weiteren mit dem Mailänder MELCHIORRE DELLA VALLE und mit TOMA ISEO aus Brescia; ich habe freilich darum auch die schwersten Feindschaften auf mich genommen. In England lernte ich an vornehmen Männern vor allem den Sir JOHN CHEKE, den Jugendlehrer des späteren Königs EDUARD VI., kennen und den Franzosen CLAUDE LAVAL, Herrn VON BOISDAUPHIN, der damals Gesandter seines Königs am englischen Hofe war. Von den Bürgern unserer Stadt schuldete ich nicht wenig Dank der unvergleichlichen Tüchtigkeit des sehr intelligenten Stadtpräfekten LODOVICO TAVERNA. Von den Professoren achtete ich am meisten den FRANCESCO VICOMERCATO, Professor der Philosophie in Mailand, und den ANDREAS VESAL, die erste Autorität im Fach der Anatomie. Zwei Freunde meines Vaters verehrte ich besonders in meinen jungen Jahren, den Senatssekretär AGOSTINO LANIZARIO aus Como und den Schmied GALEAZZO ROSSI, die beide ich mehrfach schon erwähnt habe; ebenso den FRANCESCO BUONAFEDE, Arzt zu Padua, von dem gleichfalls an anderer Stelle die Rede war. Viele andere sehr gebildete und mir befreundete Männer übergehe ich hier, weil sie auch ohne mein Zutun bekannt genug geworden sind durch ihre Gelehrsamkeit. Ich gebe nur einige Beispiele meiner dankbaren Gesinnung, die dem Leser beweisen sollen, daß ich keinen vergessen habe, dem ich Dank schulde, so daß ich, so viel an mir liegt, gerne jedem dadurch, daß ich ihn hier nenne, einen ewigen Namen schenken würde. Ich nenne also noch den GUILLAUME CHOUL, den königlichen Statthalter in Savoyen und in der Dauphiné, der ein gelehrter Herr war, und den BONIFAZIO RODI-

GINO, bekannt als Rechtsgelehrter und zugleich als trefflicher Astrolog, des weiteren den GIORGIO PORRO aus Rhätien, den Genuesen LUCA GIUSTINIANI und den berühmten Mathematiker GABRIELE ARATORE aus Caravaggio. Einen ganz außerordentlich regen freundschaftlichen Verkehr pflog ich mit dem Mailänder Arzt und Professor GIANPIETRO ALBUZIO, mit [dem Humanisten] MARCO ANTONIO MAJORAGIO und mit MARIO GESSIO aus Bologna. Viel aufrichtige Freundestreue, große Dienste und Wohltaten erwies mir auch der kärntische Arzt LORENZ ZEHENER und der Belgier ADRIAN. Noch göttlicher aber war die Gunst, die mir der Fürst von Matelica [ein Städtchen und Lehen im Kirchenstaat] schenkte; größer ist sie, als daß ich glauben könnte, sie aus menschlichen Gründen gewonnen zu haben. Ich will hier nicht von des Fürsten seltenen Geistesgaben reden, die einer Königskrone würdig wären; von seiner allseitigen Kenntnis und Bildung, von der Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit seines Charakters, nicht von der Größe seines Vermögens noch von seiner vornehmen Abstammung, von seiner Weisheit, die alle menschlichen Begriffe übersteigt, oder von seiner dankbaren Gesinnung, die nie empfangener Dienste und früherer Beziehungen vergißt. — Was war an mir, das ihn zu solch huldvoller Freundschaft bewegen konnte? Ich hatte ihm nie Dienste geleistet und er konnte nichts mehr von mir erhoffen; ich bin ein alter Mann, verachtet und gebrochen, ein unsympathischer Mensch. Wenn es etwas sein konnte, so war es einzig und allein der Glaube an meine Redlichkeit.

Mögen die Leser alle diese Männer — Götter sollte ich lieber sagen — achten und schätzen, die in warmem Bildungsinteresse, in edel einfacher Lebensauffassung und dankbaren, treuen Sinnes den lobwürdigen Versuchen und Unternehmungen einer auf ewige Werte gerichteten wissenschaftlichen Arbeit so viele und große Opfer gebracht haben, als sonst wohl ein anderer dem Machthunger oder stolzen Hoffnungen, der alltäglichen Gewohnheit, dienstbeflissener Unterwürfigkeit und Schmeicheleien zu bringen pflegt.

*Sechzehntes Kapitel*

## VON MEINEN FEINDEN UND NEIDERN

Ich will in dieser Sache nicht die gleiche Methode verfolgen wie vorhin und die Namen meiner Feinde und Neider nicht ebenso eifrig aufzählen wie die meiner Freunde. Ich bin nämlich der Ansicht, daß GALENUS keinen kleinen Fehler gemacht hat, den THESSALUS überhaupt zu nennen; denn dadurch, daß er ihn zerpflückt und zerreißt, unterrichtet er seine Leser erst von dessen Existenz und zeigt, wieviel Achtung er selbst ihm schenkte. Wenn es nicht gerade feige ist, ist es immer besser, sich dem Gegner, von dem man Unbill erlitten, zu versöhnen oder jedenfalls sich nicht zu rächen; tut man dies doch, so soll man es lieber mit Taten, nicht mit bloßen Worten tun. Ich habe gelernt, meine Gegner nicht bloß zu verachten, sondern sie in ihrer Erbärmlichkeit zu bemitleiden. Feinde, die uns im Geheimen angreifen, beweisen schon dadurch, daß sie nur zu bedauern sind; nur solche, die uns offen angreifen, sind darum anzuklagen, vorausgesetzt, daß sie auf gleicher Stufe mit uns stehen.

*Siebzehntes Kapitel*

## VERLEUMDUNGEN, FALSCHE ANKLAGEN, HEIMTÜCKISCHE ANSCHLÄGE, MIT DENEN MICH DENUNZIANTEN VERFOLGTEN

Es gibt zwei Arten von verleumderischen Anschlägen: die einen richten sich gegen unseren guten Ruf und unsere Ehre, und von solchen will ich hier erzählen; von den andern wird später die Rede sein. Wenn ich mich nun hier entschlossen habe, von derartigen Anschlägen, vor allem von geheimen, hinterlistigen zu sprechen, so darf ich gleich hinzufügen, daß es sich dabei nur um Kleinigkeiten handelt; denn größere, wichtigere Dinge lassen sich nur schwer verheimlichen, und was in der Öffentlichkeit geschieht, ist eben nicht so heimlich-hinterlistig. Auf solche Kleinigkeiten nun aber seine angestrengte Aufmersamkeit zu richten, wäre eine zu alberne Sache. Darum will ich mich hier mit der Erzählung von vier Fällen begnügen.

Der erste Fall spielte sich ab, als es sich für mich darum handelte, nach Bologna berufen zu werden. Damals schickten meine dortigen Feinde irgend einen Beamten nach Pavia, Erkundigungen über mich einzuziehen; der sah weder mein Auditorium, noch befrug er meine Schüler, sondern schrieb glattweg, nachdem er zuvor einige ganz wunderbare Dinge von einem andern Herrn erzählt — wahrscheinlich, weil er glaubte, daß der ja doch nicht berufen würde — ich weiß nicht, wie er dazu kam, folgenden Satz oder besser Urteilsspruch über mich nach Bologna zurück: »Was den GIROLAMO CARDANO betrifft, so habe ich in Erfahrung gebracht, daß er ohne Schüler vor leeren Bänken unterrichtet. Er ist ein übelgesitteter Mensch, jedermann verhaßt und nicht frei von Dummheit, hat ein völlig ungebildetes Auftreten, versteht auch von der medizinischen Wissenschaft recht wenig, sondern schwätzt hierin einigen fremden Meinungen nach; in seiner Heimat hat ihn darum auch niemand als Arzt angenommen, und so übt er keinerlei ärztliche Praxis aus.« Der Abgesandte selber verlas dies Schriftstück im Senat von Bologna in Gegenwart des hocherlauchten BORROMEO, des päpstlichen Legaten in dieser Stadt, und man war schon entschlossen, meine Berufung fallen zu lassen. Als er aber zu der Stelle kam, wo es hieß, ich übte keinerlei ärztliche Praxis aus, rief einer der Anwesenden: »Ei, ei! Ich weiß, daß das Gegenteil wahr ist! Ich habe die angesehensten Herren kennen gelernt, die ihn konsultierten, und habe selbst, obschon ich nicht zu den angesehensten Herren gehöre, mich von ihm kurieren lassen.« Und dann ergriff der Legat das Wort und sagte: »Auch ich kann bezeugen, daß er meine Mutter, die schon von allen andern Ärzten aufgegeben war, geheilt hat.« Worauf ein anderer hinzufügte: »In der Tat, dann wird wohl alles andere in diesem Bericht genau so wahr sein wie dies!« Dem stimmte der Legat bei, und der Abgesandte wurde still und schamrot. Daraufhin faßte dann der Senat folgenden Beschluß: »CARDANO soll zunächst das Lehramt nur für ein Jahr, vom Tage des Beschlusses ab gerechnet, erhalten. Erweist er sich so, wie er im Bericht geschildert ist, oder auch sonst wenig nützlich und brauchbar für die Akademie und die Stadt, so mag er sich anderswo eine Stellung suchen; verhält sich dagegen die Sache anders, so können wir dann immer noch den Kontrakt ver-

längern und auch über die strittige Frage des Gehaltes festen Beschluß fassen.« Dem stimmte der Legat bei, und so wurde auch beschlossen.
Damit waren nun aber meine Gegner nicht zufrieden; sie setzten es durch, daß der Senat bald darauf einen weiteren Boten an mich absandte, der zu den Bedingungen, auf die wir uns schon geeinigt hatten, andere beizufügen hatte. Ich lehnte jedoch die Annahme seiner Angebote ab; mein Gehalt war darin niedriger als zuvor angesetzt, kein bestimmter Ort für meine Vorlesungen war in Aussicht genommen, kein Heller Beitrag für meine Umzugskosten bewilligt. Da ich also glatt ablehnte, mußte der Bote wieder nach Bologna zurückkehren und dann ein zweitesmal wiederkommen, diesmal mit den schon verabredeten Bedingungen. — Obwohl derlei Treibereien offensichtlich allen Beteiligten überaus schaden, so kommen sie doch immer wieder vor, infolge eines ganz verkehrten menschlichen Vorurteils. Alles nämlich, was wir Menschen tun, richtet sich nur nach schnell vergänglichen Zwecken, geschweige denn, daß es sich einmal um ewige Gedanken handelte. Darum ist es dem Weisen genug, auf diese Zwecke sein Augenmerk zu richten und sich nur um sie zu kümmern. Um die Wahl seiner Mittel macht er sich keine, auch nicht die allerleisesten Sorgen; jedermann steht es ja frei, die Augen offen zu halten und auf alles zu achten. Er glaubt vielmehr, die Mittel durchaus als nebensächlich betrachten zu dürfen, weil sie ja, verglichen mit dem Zweck, um kein Haar wichtiger sind als die Nüsse, womit Kinder spielen. Wäre also der nicht ein vollendeter Narr, der sich über die Mittel und ihre Folgen und ihren Charakter Gedanken machte, wenn es sich darum handelt, mit einiger Geschicklichkeit sich den Lorbeer oder ein Amt oder eine Herrschaft zu erwerben, die ihm der Zufall in den Weg treibt? —
Als ich dann meine Vorlesungen begann, suchten sie mir auf folgende hinterlistige Weise den Hörsaal zu entziehen: sie setzten meine Vorlesungen ganz nahe der Essenszeit an und gaben überdies den Saal für die nämliche Stunde oder doch kurz zuvor einem andern Dozenten. Ich machte nun diesem drei Vorschläge: entweder solle er seine Vorlesungen früher beginnen, jedenfalls aber zeitiger schließen, oder aber sich einen andern Hörsaal

aussuchen, so daß ich in dem mir angewiesenen unbehindert lesen könne, oder endlich er möge in dem besagten Hörsaal lesen, worauf ich mir dann einen andern aussuchen würde. Als ich sah, daß er alle drei Vorschläge ablehnte, verlangte ich und setzte es auch tatsächlich durch, daß eine neue Anordnung getroffen und ihm irgend ein anderer Hörsaal angewiesen wurde. Darob nun großes Geschrei und Jammern. Aber inzwischen trat jener vierte Fall ein, wovon ich gleich reden werde, und hat es schließlich dahin gebracht, daß einerseits ich mit heiler Haut aus so vielen Anfeindungen und Komplotten entrann und andererseits meine Feinde davon verschont blieben, mich mein Lehramt ausüben sehen zu müssen.

Schießlich, als die Vertragsfrist zu Ende ging, verbreiteten sie das Gerücht, vor allem in den Ohren des Kardinals MORONE, ich dozierte vor einem verschwindend kleinen Hörerkreis. Dies war nun durch und durch unwahr; ich hatte vielmehr von Anfang des Schuljahres bis in die Fastenzeit hinein eine sehr große Anzahl Hörer, trotz allen Verleumdungen und Intriguen meiner zahllosen Feinde. Aber schließlich wich dennoch die Tüchtigkeit, wie man zu sagen pflegt, der brutalen Gewalt. Sie hatten dem Kardinal eingeredet, scheinbar ganz im Interesse meiner Ehre, es sei notwendig, daß ich freiwillig auf mein Amt verzichte, und erreichten es wirklich, daß er entsprechende Schritte tat. So entschied sich die Sache, meinen Gegnern, die diesen Ausgang so sehnlichst herbeigewünscht hatten, mehr zu Gefallen als zu gutem Nutzen.

Ich will nicht weiter von dem reden, was ich sonst noch unter Verleumdungen und Ehrabschneidungen zu leiden hatte. Sie waren alle so übertrieben stark, so unermüdlich wiederkehrend, so töricht und so durchaus absurd, daß sie ihr Ziel, mich auf die Angeklagtenbank zu bringen, nicht erreichten, sondern nur die erwünschten Stänkereien zur Folge hatten. Offensichtlich haben meine Feinde damit auch mehr ihr eigenes Gewissen geplagt, als mir geschadet. Denn während sie mit vieler List mich von den allzugroßen Mühen des Lehrberufs befreiten, wuchs mir die Arbeitslust und mehrte sich mein Wissen von vielen verborgenen Dingen; ich gewann durch ihr Treiben nur noch mehr freie Zeit

zur Abfassung meiner Bücher, sorgte damit noch wirksamer für die Verbreitung meines Namens und verlängerte mein Leben. Deshalb pflege ich zu sagen und jedermann zu versichern, daß ich meine Feinde nicht hasse, wie auch keiner Strafe für würdig erachte, weil sie mir geschadet hätten; sie wollten mir ja nur schaden. Von jenen weit böseren Angriffen, die sie damals auf mich richteten, als ich in Bologna angestellt wurde, soll weiter unten, im dreißigsten Kapitel die Rede sein.

## *Achtzehntes Kapitel*

## LIEBHABEREIEN

Ich habe Freude an feinen stilettartigen Schreibgriffeln, für die ich schon mehr als 20 Golddukaten ausgegeben habe. Große Geldsummen verwendete ich auch auf den Kauf verschiedener Arten von Federn; ich glaube sagen zu dürfen, daß mich mein ganzes Schreibzeug mehr als 200 Dukaten gekostet hat. Auch für Edelsteine habe ich eine große Leidenschaft, ferner für kleine Vasen, für Körbchen aus Bronze oder Silber, auch für kleine bemalte Glaskugeln [den Erd- oder Himmelsglobus darstellend?] und seltene Bücher. Das Schwimmen hat mir nur wenig, das Fischen sehr viel Freude gemacht, und ich habe, als ich zu Pavia wohnte, dieser Beschäftigung mich mit Eifer hingegeben und wollte, ich wäre nie davon abgekommen. Sehr gern lese ich Geschichtswerke, von den Philosophen am liebsten ARISTOTELES und PLOTIN, abenteuerliche mystische Abhandlungen, auch medizinische Bücher. Die liebsten italienischen Dichter sind mir PETRARCA und LUIGI PULCI. Einsamkeit ist mir lieber als der Umgang mit Freunden, denn ich habe deren nur ganz wenige ehrliche, gar keine gelehrten. Ich sage dies nicht etwa deshalb, weil ich von jedem Gelehrsamkeit verlangte — die ist ja doch immer und überall eine kleine, — aber wer will uns zwingen, unsere kostbare Zeit zu vergeuden? Das ist es, was ich verabscheue.

*Neunzehntes Kapitel*

## SPIEL UND WÜRFELSPIEL

Vielleicht verdiene ich in keiner Beziehung Lob, am allerwenigsten aber darob, daß ich dem Schach- und Würfelspiel frönte; ich tat dies so über die Maßen leidenschaftlich, daß ich mir vielmehr bewußt bin, Tadel zu verdienen. Beide Spiele habe ich während vieler Jahre getrieben, das Schachspiel mehr als 40, das Würfelspiel etwa 25 Jahre lang und zwar während dieser Zeit — zu meiner Schande sei es gesagt — Tag für Tag. Ich habe auf diese Weise gleichermaßen an Achtung wie an Vermögen und Zeit Einbuße erlitten. Und ich habe nicht das leiseste Recht, mich zu entschuldigen, es sei denn, daß einer mich damit verteidigen wollte, daß er sagte, ich hätte nicht das Spiel geliebt, sondern die bitteren Umstände gehaßt, die mich zum Spiel getrieben haben: erlittenes Unrecht, Verleumdungen, Armut, die Unverschämtheit gewisser Leute, die beständige Unklarheit meiner beruflichen Stellung, das Mißachtetsein, meine dauernde Kränklichkeit und die Folge aller dieser üblen Umstände, die unwürdige und unfreiwillige Beschäftigungslosigkeit. Daß diese Erklärung berechtigt ist, das beweist der Umstand, daß ich tatsächlich das Spielen aufgegeben habe, sobald ich eine standesgemäße berufliche Stellung gefunden hatte. Ich habe also nicht aus Spielwut oder Vergnügungssucht gespielt, sondern aus Mißmut und um meine üble Lage zu vergessen. — In meinem Buch über das Schachspiel [1] habe ich viele wichtige Erfindungen und Beobachtungen aus diesem Gebiete niedergeschrieben. Manches davon ging freilich unter der Beschäftigung mit anderen Dingen wieder verloren. Acht oder zehn Punkte waren es vor allem, die ich nie wieder finden noch auch rekonstruieren konnte und die von ganz unglaublicher Stärke der Erfindung waren und allen menschlichen Scharfsinn zu übersteigen schienen. Ich erwähne dies hier deshalb, weil ich hoffe, daß bald

[1] In seinem zu Mailand am 19. September 1543 niedergeschriebenen „Ephemerus seu libellus de libris propriis" erwähnt CARDANO ein in 4 Teilen abgefaßtes Buch über das Schachspiel, das er im Alter von 23 Jahren in italienischer Sprache geschrieben habe. Das Werk ist verloren gegangen; einzelne Partien mögen in den uns erhaltenen „liber de ludo aleae" übergegangen sein.

ein neugieriger Leser darauf stoßen und dem Werkchen die Krone, das heißt den Schlußschnörkel aufsetzen möge.

*Zwanzigstes Kapitel*

## KLEIDUNG

Was ich in diesem Punkt über mich zu sagen habe, das deckt sich ganz mit dem, was HORAZ [Sat. I, 3] von seinem TI=GELLIUS sagt; ja ich möchte fast sagen, HORAZ habe mich selbst mit dieser Person gemeint:

»Nichts von Gleichmaß war an dem Mann. Bald rannt' er, als folgt' ihm
Hart auf den Fersen der Feind, bald ging er behutsam und würdig,
Gleich als trüg' er ein Heiligtum. Heut' hat er zweihundert,
Morgen nur zehn der Diener. Heut' spricht er prahlend von Fürsten,
Kön'gen und Herrlichkeiten und morgen heißt es: Ein Tischchen
Klein und bescheiden lieb' ich, ein Schüsselchen Salz und der Kälte
Wegen ein Kleid und wär's noch so grob.« –

Und willst du den Grund oder die Gründe hierfür wissen, so habe ich deren zur Genüge bereit: Erstens ist der stete Wechsel in meinen Ansichten und Sitten daran schuld, sodann der Umstand, daß ich immer in erster Linie für meine körperliche Gesundheit Sorge trage. Ferner zwang mich auch der häufige Orts= und Woh=nungswechsel zu Änderungen in meiner Kleidung; ich konnte die Kleider weder verkaufen, des Verlustes wegen, den ich dabei er=litten hätte, noch sie immer wieder unbenutzt für spätere Zeiten aufbewahren. So war mir hierin die Not ein Gesetz. Ein anderer Grund, der nicht weniger wichtig als dieser, noch auch weniger zwingend war, lag darin, daß ich der wissenschaftlichen Arbeiten wegen mein Hauswesen vernachlässigte; die Folge davon war eine Vernachlässigung meiner Kleider, deren große Zahl durch die wenig schonende Benutzung auf eine recht geringe zusammen=schmolz. Ich bin darum mit GALEN durchaus einverstanden, wenn er erklärt, der Mensch müsse mit vier Kleidern zufrieden sein, oder auch nur mit zweien, wenn man nämlich die Unterkleider nicht dazu zählen will. Und da man tatsächlich mit diesen Klei=dern im einzelnen Falle dem Zweck und den Umständen ent=sprechend wechseln kann und soll, so glaube auch ich, daß vier An=

züge genügen, ein solcher von etwas schwerem, einer von ganz schwerem, einer von leichterem und endlich einer von ganz leich=tem Stoffe. Damit kann man dann 14 Zusammenstellungen er=zielen, wobei die eine nicht gerechnet ist, die darin besteht, daß man alle zugleich anzieht.

*Einundzwanzigstes Kapitel*

## MEINE NACHDENKLICHKEIT UND MEINE ART ZU GEHEN

Der Grund meiner ungleichmäßigen Art zu gehen liegt in meinem dauernden Versunkensein in Gedanken. Sobald nämlich einer nicht darauf achtet, bewegen sich seine Beine ganz von selbst; bei vielen Leuten kann man auch ein unwillkürliches Fuchteln mit den Händen als ein Zeichen ihres unruhig beschäf=tigten Geistes beobachten. Dazu kommen dann noch der Wechsel in der beruflichen Beschäftigung, Überraschungen, vor allem aber auch der gesundheitliche Zustand des Körpers: befinden wir uns wohl und sind wir jugendlich lebhaft, nicht ermüdet, sorglos und heiter, so pflegen wir rasch zu gehen; alle anderen Zustände und Stimmungen verlangsamen den Gang. Meine Art zu gehen paßt wie ein Exempel zu dieser Regel: sie ist stets hastig und unregel=mäßig, wenn ich mich im Geiste gerade mit anderen Dingen be=fasse als denen, die vor meinen Augen liegen. Überhaupt sind wohl alle Bewegungen dann ungleichmäßig, wenn die harte Not=wendigkeit drängt und ein von Natur ungestümer Geist die Zügel führt, der alles Gute dauernd machen kann und nichts Übles er=tragen möchte. Diese Nachdenklichkeit, von der ich sprach, be=herrscht mich zwar ununterbrochen, richtet sich aber nicht un=unterbrochen auf denselben Gegenstand. Nichtsdestoweniger ist sie immer so stark, daß ich nicht essen oder sonstiger Vergnügung mich hingeben, ja nicht einmal Schmerzen verspüren oder schlafen kann, ohne von ihr beherrscht zu sein. Und doch weiß ich nicht, ob es zu größerem Nutzen oder Schaden wäre, wenn sie aufhörte; denn der einzige Vorteil wäre dann, daß ich Ruhe hätte und ein anderes Übel käme. — Im übrigen ist mein Gang bald rasch, bald

langsam, bald sind Kopf und Schultern aufrecht, bald gesenkt, eine Unregelmäßigkeit, die den Eindruck der Jugendlichkeit macht, in Wirklichkeit freilich weit davon entfernt ist.

*Zweiundzwanzigstes Kapitel*

## RELIGION UND FRÖMMIGKEIT

Ich bin geboren in der Zeit der größten Religionswirren, hatte, von Armut niedergedrückt, zahllose Gelegenheiten zum Abfall, habe auf meinen Reisen viele Menschen kennen gelernt, die der Religion nicht nur fremd, sondern feindselig gegenüber standen — wenn ich mich trotz alledem nicht habe verführen lassen, so ist dies mehr einem Wunder als meiner Weisheit, der göttlichen Hilfe eher als meiner Stärke zuzuschreiben. War ich doch auch von früher Jugend an zu beten gewohnt: »Herr mein Gott, in deiner grenzenlosen Güte schenke mir ein langes Leben, Weisheit und Gesundheit an Leib und Seele.« So ist es kein Wunder, wenn ich stets ein treuer Anhänger meiner Religion und ein gottesfürchtiger Mann geblieben bin. Auch andere Gaben sind mir zuteil geworden, wie man meinen könnte, aber sie waren derart, daß sie offenbar eher einem andern zu Nutz und Vorteil wurden als mir. Ich war in Wirklichkeit ununterbrochen krank und war gelehrt, um es gerade herauszusagen, mehr in solchen Dingen, die ich gar nicht studierte und die ich auch von keinem andern gelernt habe, als in denen, deretwegen ich den Lehrern nachlief.

Meinen Kindern war ich eine liebevoller Vater, und ich habe damals gegen den Tod und das Leiden meines Sohnes nach Kräften gekämpft. Er sollte sterben, und wenig fehlte, so hätte er die Welt ohne Nachkommenschaft verlassen; nun habe ich von ihm einen Enkel, der, wenn ich mich nicht täusche, noch im Jahre seines Todes zur Welt kam. — Doch was soll dies? Warum willst du der Menschen Leiden und Elend dem Glück der Seligen gegenüberstellen? Freimütig sei es gesagt: würde er denn ewig leben, wenn er damals nicht gestorben wäre? Was soll das also nur? Was habe ich dabei verloren? O eitel törichtes Denken der Menschen! Sträflicher Wahnwitz! —

Ich gedenke im Gebete nicht nur der göttlichen Majestät, sondern auch der seligsten Jungfrau Maria und des heiligen Martinus; denn ein Traum hat mir verheißen, daß ich unter seinem Schutze einst noch ein ruhigeres, langes Leben führen werde.
Ich habe vor Jahren einmal eine Abhandlung geschrieben, von der ich hier einen Auszug geben will. Ich führte darin aus, daß die Trübsal dieses Lebens in keiner Weise mit dem Glück verglichen werden könne, daß wir vom anderen Leben uns erhoffen. Wenn derartige übernatürliche Hoffnungen uns beseelen, so sind sie freilich so stark, daß wir nicht an ihnen zweifeln können und sie für das höchste Gut halten möchten; sobald sie uns aber entschwunden sind, scheint uns der ganze Glaube wie ein Traum. O daß es Gott gefallen hätte, diese Charybdis des Zweifels uns zum höchsten Heile von uns zu nehmen! Viel eifriger würden die Menschen den göttlichen Weisungen gehorchen, viel treuer der Gebote Gottes gedenken und die Wohltat dieser Gebote viel reichlicher genießen, viel frömmer würden sie leben und andern zum guten Beispiele sein! — Doch ich sehe ein, daß nur Schande und Schmach mich für meine Mühe lohnt, den Menschen ein Gesetz der Weisheit aufnötigen zu wollen. Frommes Mitleid mit den Leiden dieser Armen riß mich hin. So habe ich auch über die Unsterblichkeit der Seele in der besagten Abhandlung einige Gedanken vorgebracht, die mit PLATO, ARISTOTELES und PLOTIN, mit dem gesunden Menschenverstand und der allgemeinen Lehre übereinstimmen, die natürlichsten Gedanken, glaube ich, von all denen, die einfache Laien darüber geäußert hahen. Bei PLATO nämlich ist die Tiefe der Gedanken, bei ARISTOTELES die scharfe logische Einteilung, bei PLOTIN die klare letzte Definition, was hervorgehoben zu werden verdient, der Hinweis auf die Folgen aber wird vermißt — eine Entdeckung, die freilich nicht ich gemacht habe, sondern AVICENNA [IBN SINA, arabischer Philosoph des 11. Jahrhunderts], dessen Ansicht in diesem Punkte, als die vernünftigste aller Philosophen, ich gerne unterschreibe.

*Dreiundzwanzigstes Kapitel*

## MEINE WICHTIGSTEN LEBENSREGELN

Auf keinem Gebiete glaube ich Wertvolleres geleistet zu haben, als in der Erwerbung guter Grundsätze. Ein langes Leben und eine Fülle trüber Erfahrungen haben mir dazu verholfen. Meine erste Lebensregel, die die frühen Kindergebete ablöste, sobald ich zum Gebrauch der Vernunft gelangte, war die feste Gewohnheit, Gott für alles zu danken, was mir zustieß, für alles Gute und Freundliche zum wenigsten. Denn Undankbarkeit für geleistete Wohltaten hielt ich immer für Schmach und Schande, auch Menschen und dem lieben Vieh gegenüber. Mißgeschicke leichterer Art nahm ich auf als eine Mahnung des Himmels, achtsam zu sein. Und wie oft habe ich dank solcher Mahnung die schwersten Unglücksfälle zu vermeiden gewußt! Auch für jedes nur einigermaßen erträgliche Unglück fühlte ich mich dem Himmel zu Dank verpflichtet, einmal weil ich glaube, daß nichts schwer und drükkend ist, was die Zeit wieder vergessen machen kann, und dann weil ich überzeugt bin, daß jedes Unglück aus den Händen Gottes kommt. Und mag mir selber auch manches als schlimm und widrig erscheinen, so zweifle ich doch nicht, daß es in der Ordnung des All gut und trefflich ist. Der Tod ist freilich durchaus unvermeidlich, aber macht ihn nicht gehäuftes Unglück erträglicher? So sagt auch der Äginete [PAUL VON ÄGINA, griechischer Arzt und Schriftsteller des 7. nachchristlichen Jahrhunderts]: »Wer sich einen großen Harnstein aus der Blase schneiden läßt, der leidet im Vergleich mit den vorausgegangenen Schmerzen weniger als der, der sich einen kleinen Stein herausnehmen läßt, und wird in einer größeren Zahl von Fällen dem Tod entgehen.« Und traf mich auch das schwerste Unglück, so war ich doch überzeugt, daß Gott noch immer meiner gedenke. Und von solchen Gedanken aus habe ich — mag es auch sonderbar klingen — den Tod mit dem Tod vertrieben. Der zweite wichtige Grundsatz war der, immer den Geist Gottes anzurufen, aus seinen heiligen Schriften des höchsten Gottes lebenspendende Gnade zu erflehen und zu bitten, daß er mich lehre, nach seinem Willen zu tun. Denn er ist mein Gott. Und siehe, wie gut und wie heilsam war mir dies! Eine dreifache Wohltat erwuchs

mir daraus: stets schenkte mir Gott ein Gutes, ehe er mir ein anderes nahm; er schützte mich vor den drohenden Meereswogen des Unglücks; er verlieh mir ein ruhiges Leben.
Die dritte Regel war: erlitt ich Verluste, so genügte mir nicht, den Schaden wieder gut zu machen, sondern ich suchte stets noch etwas darüber hinaus zurückzugewinnen. Auf diese Weise kam ich soweit — vielleicht als der einzige von allen Menschen — in der Theorie nicht bloß, sondern auch in der Praxis jedem Verlust ohne Haß entgegenzusehen.

Die vierte: die Zeit zu nützen, so gut es irgend ging. Ich habe immer, beim Reiten, beim Essen, im Bett, wachend, redend, noch über irgend etwas anderes nachgedacht, mich mit etwas anderem nebenbei befaßt. Ich handelte nach dem bekannten Sprichwort: »Viel Kleines gibt zusammen ein ordentlich Großes«, das heißt: macht schließlich einen Haufen. — Ich will hier kurz eine kleine Geschichte, übrigens eine wahre, erzählen: Als ich in Bologna im Palazzo Ranuzzi Wohnung nahm, gab es dort zwei Quartiere, ein etwas dunkel bescheidenes, aber sicheres, und ein ganz glänzendes, dessen Decke aber baufällig war und bei jeder Bewegung einstürzen konnte. Ich bezog diese letztere Wohnung, und tatsächlich stürzte die Decke ein. Es wäre zweifellos um mein Leben geschehen gewesen, hätte ich mich darunter befunden; aber ich hatte mich kurz zuvor — ein einziges Glück in so vielem Unglück — in Sicherheit begeben.
Die fünfte: alte Leute zu verehren und ihren Umgang zu suchen.
Die sechste: alles mit Aufmerksamkeit zu beobachten und nie zu glauben, daß die Natur etwas von ungefähr tue. Auf diese Weise freilich habe ich mich mehr mit Geheimnissen als mit Reichtümern beladen.
Die siebente: das Sichere stets dem Unsichern vorzuziehen. In diesem Punkte habe ich es so weit gebracht, daß ich überzeugt bin, das meiste von dem, was mir in meinem Leben geglückt ist, diesem Grundsatz zu verdanken.
Die achte Regel war die, bei keiner Sache, die mir schlecht ausgehen wollte, länger zu verharren. Vernünftige Erwägung brachte mich auf diesen Gedanken. Viel mehr gab ich auch stets auf die sichere Erfahrung als auf meine Weisheit oder auf mein bloßes Zutrauen zu meinen Können, vor allem wenn es sich um die Hei-

lung von Kranken handelte. Im übrigen gebe ich mich stets mit dem einmal Geschehenen zufrieden und mache mir über Dinge, die hinter mir liegen, keine Gedanken, wie es die meisten zu tun pflegen: »Wie wäre es nun, wenn ich dies so oder so gemacht hätte?« Wem soll damit genützt sein? Ein Gewinn, der mich einen größeren versäumen läßt, ist kein Gewinn, vor allem dann nicht, wenn ich dadurch Zeit verliere.
Bei Behandlung von Krankheiten halte ich es stets für besser, einen operativen Eingriff, wie etwa ein Klystier bei einer Mastdarmfistel, eine Abzapfung von Wasser bei Wassersucht, vorzunehmen, als sich auf die Wirksamkeit von Medikamenten zu verlassen. Wenn du aber einmal mit der Anwendung eines etwas starken oder auch eines ganz ordnungsmäßigen Mittels, vor allem eines als gut erprobten, Mißerfolge haben solltest, so bleibe darum um so ruhiger; denn alles, habe ich schon einmal gesagt, muß in Ruhe und mit Maß geschehen.
Geschäfte, vollends solche schwieriger Art, übernehme ich nie — es sei denn, daß ich sonst gerade gar nichts zu tun hätte, — nicht nur, weil das an sich besser ist, sondern auch, weil ich stets gewohnt bin, sparsam mit meiner Zeit umzugehen.
Ein freundschaftliches Verhältnis werde ich nie gewaltsam zerreißen, selbst wenn es ein heimtückisch erheucheltes wäre, sondern nur langsam auflösen.
Seit ich 74 Jahre alt geworden bin, nehme ich nie mehr an einem gemeinsamen geschäftlichen Unternehmen gewinnhalber teil ohne zu wissen, wieviel und was für Leute daran beteiligt sind.
Meide jeden Verkehr, wo aus vertrautem Umgang Geringschätzung entstehen kann.
Ich habe mich stets, so gut es ging, weniger auf mein Gedächtnis als auf Geschriebenes verlassen.

*Vierundzwanzigstes Kapitel*

## MEINE WOHNUNGEN

Als ganz kleines Kind wohnte ich zu Mailand zuerst bei der Porta Ticinese in der sogenannten Via Arena und wenig

später, als ich noch ein kleiner Knabe war, in der Via Dei Maini, im Viertel der Burg, ganz in der Nähe, im Hause des Arztes LAZZARO SONCINO; einige Jahre später in der Via dei Rovelli im Hause des GIROLAMO ERMENOLFO. Als Jüngling lebte ich im Palazzo Cusani und dann bis zu meinem 19. Lebensjahre im Hause des ALESSANDRO CARDANO.
Zu Pavia wohnte ich bei San Giovanni in Borgo, dann bei Santa Maria ad Venerem im Hause der CATANEI, weiter bei San Giorgio in Monfalcone im Borgoliate [?], später ganz nahe bei der Universität in der Nähe des Procuratore CERANOVA, und von da bezog ich mein eigenes Haus, das ich mir bei der Kirche Santa Maria in Pertica [Santa Maria di Canepanova ?] gekauft hatte.
Zu Bologna wohnte ich zuerst in der Via Gombru, dann bei der Porta Galiera im Palazzo Ranuzzi und schließlich in dem Hause, das ich mir selbst gekauft, bei San Giovanni in Monte.
Zu Rom wohnte ich an der Porta del Popolo, an der Piazza San Girolamo bei der Curia Savelli und später in der Via Giulia bei Santa Maria di Monserrato.
Zuvor noch hatte ich in Mailand in dem Hause gewohnt, das meine Mutter gekauft hatte, bei San Michele ad Clusiam; dann zog ich in eine Wohnung bei der Porta orientale und von dort zu den Cinque strade. Schließlich kehrte ich, als das mütterliche Haus, das eingefallen, wiederhergestellt war, nach San Michele zurück.

*Fünfundzwanzigstes Kapitel*

## ARMUT UND UNGÜNSTIGE VERMÖGENSVERHÄLTNISSE

Ich bin stets arm und weder gewinnsüchtig noch auf Vermögenserwerb bedacht gewesen und habe mich in meinem Ehrgeiz mit leeren Würden zufrieden gegeben; mein Haus traf Unglück auf Unglück; fast ununterbrochen tobten Kriege in meinem Vaterland und drückten uns unerträgliche Steuerlasten; mein Hauswesen war groß, ich selbst von meinen Gegnern vielfach geschädigt, von dem Kollegium der Ärzte lange Zeit abgewiesen; dazu war ich selbst mitunter verschwenderisch und unbedacht in meinen Ausgaben,

stets krank und körperlich schwach, von Diebstählen heimgesucht; ich verschwendete Unsummen für den Ankauf von Büchern, wechselte sehr oft die Stadt und vielleicht noch viel öfter meine Wohnung innerhalb der einzelnen Stadt; völlig nutzlos war mein Aufenthalt zu Gallarate, denn in den 19 Monaten, die ich dort wohnte, habe ich nicht einmal die 25 Dukaten verdient, die den Mietpreis meiner Wohnung ausmachten; im Würfelspiel hatte ich Pech und mußte den Schmuck meiner Frau und meine Hausgeräte verpfänden — so daß es bei all dem ein Wunder ist, daß ich ohne jede Unterstützung leben konnte, noch mehr, daß ich in meiner Armut nicht betteln mußte, und noch mehr, daß ich bis heute nichts zugelassen noch gedacht habe, was meiner Ahnen und meines Charakters, noch der ehrenvollen Stellung, die ich damals schon einnahm und später noch einnehmen sollte, unwürdig gewesen wäre. Mit Gleichmut und ruhigen Herzens habe ich dies alles getragen, volle 15 Jahre lang, und habe während dieser ganzen Zeit darauf verzichtet, von einem offiziell ausgeübten ärztlichen Beruf zu leben.
Doch, wirst du fragen, wie ging dies zu? Hast du privaten Unterricht erteilt? Nein. Oder hast du vielleicht leihweise, ohne Pfand, Geld aufgenommen? Nein. Oder hast du wohl jemanden gebeten, dir welches zu schenken? Nein; ich glaube nicht, daß ich auf den Gedanken gekommen wäre und daß ich mich dessen wohl geschämt hätte. So hast du vielleicht deine Lebensweise eingeschränkt? Auch das nicht. Was denn sonst? Ich habe Kalender geschrieben und habe in den Schulen vom Katheder öffentlich doziert, habe auch durch einzelne Heilungen einiges zu verdienen gewußt; auch waren fast alle meine Hausgenossen in einträglichen Berufen tätig. Einige kleine Geschenke und Unterstützungen wurden mir auch vom Hause des ARCHINTI zuteil; ich verkaufte meine ärztlichen Ratschläge, achtete auf zufällige Einnahmen und machte es wie ein Ährenleser; dazu hatte ich gar keine Ausgaben für Kleidung. Und so ertrug ich die ungünstigen Zeiten und lernte dadurch auch die Gaben eines freundlicheren Geschickes besser zu genießen.

*Sechsundzwanzigstes Kapitel*

## EHE UND KINDER

Ich wohnte vor Jahren froh und heiter im Städtchen Sacco, ledig allen Übels — wie fremd und kalt klingt heute dieser Traum, und doch stimmt er nur allzusehr zu dem, was ich erzählen will — und lebte, ein Sterblicher, wie im seligen Hause der Unsterblichen, oder, um es besser zu sagen, in sorglos schönem Dasein: da sah ich mich eines Nachts im Traume in einem freundlichen, überaus herrlichen Garten, der blumengeschmückt und reich beladen war mit Früchten aller Art, ein sanfter Wind wehte — kein Maler, auch nicht PULCI, mein Dichter, vermöchte Schöneres zu schildern, und keine Phantasie könnte sich ersinnen, was dieser Herrlichkeit ähnlich wäre! Ich stand am Eingang des Gartens; die Türe, ebenso wie eine zweite auf der Seite gegenüber, stand offen. Da sah ich ein Mädchen, in ein weißes Gewand gehüllt; ich trete zu ihr, umarme sie, küsse sie. Doch gleich nach meinem ersten Kusse kam der Gärtner und schloß die Türe. Inständig bat ich ihn, er möge sie doch offen lassen; umsonst. So sah ich mich, traurig und noch immer am Halse des Mädchens hängend, aus dem Paradiesesgarten ausgeschlossen.

Wenige Tage darauf brach in einem Hause des Städtchens Feuer aus. Ich wurde mitten in der Nacht aufgeweckt, eilte hinaus und sah nun, welches Haus brannte. Es gehörte einem ALDOBELLO BANDARINI, der Kommandant einer venezianischen Söldnertruppe im Bezirk von Padua war. Ich sah dem Brande untätig zu; der Mann war mir ja kaum dem Gesichte nach bekannt, nur zufällig hatte er ein Haus in meiner Nachbarschaft gemietet. Ich war sogar ärgerlich darüber, denn ich hatte mir keine Nachbarschaft gerade der Art gewünscht; doch was konnte ich machen?

Und dann wieder nach ganz wenigen Tagen sah ich unterwegs die Tochter dieses Mannes, ein Mädchen, an Gesicht und Kleidung auf ein Haar dem ähnlich, das ich in jener Nacht im Traume gesehen hatte. Ich sagte mir: was soll ich wohl mit diesem Mädchen zu tun haben? Wenn ich, der ich selbst arm bin, sie zur Frau nehmen wollte, die nichts besitzt als einen drückenden Haufen von Brüdern und Schwestern, so gehe ich sicherlich zugrunde,

da ich doch jetzt schon für mich allein kaum imstande bin, für Lebensunterhalt zu sorgen. Wenn ich aber versuchte, sie zu entführen und in aller Heimlichkeit zu beschlafen, so wird es nicht an Leuten fehlen, die es auskundschaften und ihrem Vater, der selber im Städtchen wohnt, hinterbringen, und der wird als Offizier die Schande kaum stillschweigend hinnehmen. In jedem Falle, was blieb mir zu tun? Ärmster, das Beste, was dir noch irgend zu tun bleibt, ist schleunigste Flucht! Und während ich dies und ähnliches bei mir erwäge, kommt mir der Gedanke in den Kopf, besser wäre es zu sterben als ein solches Leben weiter zu führen. Doch von diesem Tage an begann ich, sie nicht bloß zu lieben, sondern in Liebesglut zu ihr zu entbrennen. Ich sah ein, soweit sich hier mutmaßen ließ, daß dies Band mich nicht allzusehr beengen werde, und so nahm ich freudig die freudig Willige zur Frau. Auch ihre Eltern baten mich darum und boten gerne Unterstützung an, wenn sie nötig sein sollte; sie waren nämlich durchaus nicht unvermögend. Die Verwirklichung jenes Traumes aber war mit dieser Heirat nicht abgeschlossen; seine volle Kraft hat er erst an meinen Kindern bewiesen. Fünfzehn Jahre lang hat diese Frau mit mir gelebt [1531—1546]. Jener unselige Traum aber ist die Ursache aller der Übel geworden, die in meinem ganzen ferneren Leben über mich hereinbrachen. Ich weiß nicht, ob es ein göttlicher Ratschluß war oder ob es eine Sühne sein sollte für meine und meiner Väter Sünden. Denn ich selbst war sonst eine stahlharte Natur und bin auch über alles Unglück, das mich traf, Herr geblieben.

*Siebenundzwanzigstes Kapitel*

## DAS BÖSE SCHICKSAL MEINER KINDER

An meinen Kindern aber hat jener trübe Traum [vom verschlossenen Paradiesesgarten] ganz unzweideutig seine volle Kraft erwiesen. Zuerst hatte meine Frau zweimal eine Fehlgeburt im fünften Monat, männlichen Geschlechts; ich wollte schon daran verzweifeln, jemals Kinder zu bekommen, und hatte mitunter den Verdacht, Gift sei im Spiele. Endlich [14. Mai 1534] brachte sie das erste Kind zur Welt, einen Knaben, im Gesicht ganz meinem

Vater ähnlich, so wie dieser in seiner Jugend wohl ausgesehen haben mochte, ein gutes, freundliches, treuherziges Kind. Auf dem rechten Ohr war er taub, hatte kleine, helle, stets unruhig bewegliche Augen. Auch waren zwei Zehen seines linken Fußes, wenn ich mich nicht täusche, die dritte und vierte von der großen Zehe an gerechnet, zusammengewachsen. Sein Rücken war etwas gewölbt, doch ohne entstellt zu sein. Dieser Sohn [GIANBATTISTA] lebte bis zu seinem 23. Lebensjahre völlig ruhig, dann verliebte er sich, gerade als er sich das Laureat erworben hatte, in BRANDONIA SERONI und heiratete das Mädchen ohne jede Mitgift [21. Dezember 1557]. Seine Mutter, meine Frau, war damals, wie ich schon gesagt habe, längst gestorben und ebenso noch viel früher seiner Mutter Vater, der meine Hochzeit nur wenige Monate überlebt hatte. Es lebte zu dieser Zeit nur noch die Mutter meiner Frau, TADDEA BANDARINI.

Und jetzt begannen die Schmerzen und Tränen. Mein Sohn hatte schon früher, als seine Mutter noch lebte, viel Trübes zu erdulden gehabt; ich meine die Zeiten, da ich so vielfach angefeindet wurde. Aber all dies hat schließlich ein Ende genommen. Nun aber ward er angeklagt, seine Frau vergiftet zu haben, da sie im Wochenbett lag; am 17. [15.] Februar [1560] wurde er gefangen gesetzt und 53 Tage darauf, am 7. April, im Kerker durch das Schwert enthauptet. Das war das ärgste und größte Unglück, das mich traf. Die Folge war, daß ich mich nun mit Ehren nicht mehr als Professor an der Universität zu Pavia halten konnte und doch ohne Grund meine Stellung nicht verlassen durfte, daß ich ferner weder in meiner Vaterstadt in Sicherheit leben noch auch gefahrlos sie verlassen konnte. Mißachtet ging ich von da an durch die Straßen der Stadt; wo ich mit anderen zusammentraf, sah man mich verächtlich über die Schultern an; da ich ihnen doch stets unwillkommen war, ging ich meinen Freunden aus dem Wege; nirgends zeigte sich ein Ausweg, was zu tun; nichts hatte ich, wohin ich hätte fliehen können. Ich weiß nicht, was größer war, mein Unglück oder der Haß, womit man mir begegnete.

Dann begannen die Torheiten meines jüngeren Sohnes [ALDO], seine Verbrechen; Plackereien, wie sie größer nicht hätten sein können. Mehr als einmal war ich gezwungen, ihn ins Gefängnis

stecken, aus der Heimat ausweisen zu lassen und ihm testamentarisch das väterliche Erbe zu entziehen; mütterliches Vermögen war keines vorhanden. Die Tochter [CHIARA] allein hat mir nie Kummer gemacht, abgesehen von der Aushändigung der Mitgift; doch die habe ich gerne, wie es sich gehört, gegeben.
Mein älterer Sohn hatte mir zwei Enkelkinder hinterlassen. Innerhalb weniger Tage hat unser Haus allein drei Leichen gesehen, die meines Sohnes, meiner Schwiegertochter und meiner Enkelin DIAREGINA. Wenig hat gefehlt, so wäre auch mein Enkel [FAZIO] damals gestorben. Alles in allem habe ich mit allen meinen Kindern nur das größte Unglück gehabt. Denn meine Tochter, von der doch Gutes zu erhoffen war, vor allem nach ihrer Heirat [1556?] mit BARTOLOMEO SACCO, einem reichen und ganz trefflichen jungen Mailänder Adligen, blieb unfruchtbar, so daß meine einzige Hoffnung sich auf meinen Enkel baut.
Ich weiß sehr wohl, daß alle diese Dinge später einmal, namentlich fremden Leuten, unwichtig erscheinen mögen. Ist ja doch, wie ich schon oft gesagt habe, in dieser Sterblichkeit alles nur lächerlich, ärmlich und nichtig wie ein Schatten. Was ist es denn nur, worin der Sterblichen Tun und Treiben, ihr Leben und ihr Schicksal besteht? Aber wie selbst ein CICERO, der Vater der Beredsamkeit, von einem KRANTOR[1] gelernt hat, wie er sich über den Tod seiner Tochter tröste, so kommen auch uns mitten in den trübsten Zeiten bald von hier, bald von dort tröstende Gedanken dieser Art in den Sinn, und sie sind von nicht zu verachtendem Wert und Nutzen. Im übrigen weiß ich auch sehr wohl, was allein wert ist, in Büchern niedergeschrieben zu werden, ganze Ketten großer Ereignisse zum Beispiel, die aus kleinen Anfängen ihren Ursprung genommen haben mögen, und weiß auch, daß der Schriftsteller an nebensächlichen Dingen dieser Art rasch vorübergehen oder noch besser, sie genau ihrem Werte und ihrer Ordnung nach behandeln soll, damit ein treues Abbild des Geschehenen gegeben werde, und daß selbst die größten Taten, mögen sie nun aus Tüchtigkeit oder aus niedriger Gesinnung oder aus einem

[1] Ein angesehener Anhänger der älteren akademischen Schule und Schüler des XENOKRATES; gemeint ist sein von CICERO zitiertes, uns nicht mehr erhaltenes Werk »de luctu«.

Zufall geboren sein, so kurz wie möglich geschildert werden sollen, es sei denn, sie hätten mit Kunst oder Philosophie zu tun. Aber heute? O Zeiten, o Sitten! Nicht anderes schreiben wir mehr als schändliche Schmeicheleien! Zwar mag es wohl erlaubt sein, dem volles Lob zu spenden, dessen Tüchtigkeit und Unbescholtenheit es verdient, so wie einst PLINIUS dem TRAJAN, HORAZ dem MAECENAS gehuldigt hat. Doch es ist töricht von uns getan, lehren zu wollen, wie man sich in diesen Dingen zu benehmen habe. Wenn man nur einsehen wollte, wie unendlich häßlich ein solch unberechtigtes Lob ist, womit man sich gegenseitig schmeichelt wie zwei Esel, die einander kratzen. Wie aber, wenn das Lob verdient wäre? Dann läßt es sich mit einem Worte vorbringen, so ganz im Verborgenen, als handle es sich um die allerbekannteste Sache, wie es PLINIUS der Jüngere bezüglich des MARTIAL getan hat.
Ein Buch, das wert ist, gekauft zu werden, muß vollkommen sein, was den geistigen Gehalt sowohl als die künstlerische Form betrifft. Vollkommen aber ist nur jenes Buch, das seinen Gegenstand ununterbrochen von Anfang bis zum Ende fortspinnt, ihn völlig erschöpft, ohne ihn mit fremden Dingen zu überladen, streng an der sachlichen Einteilung festhält, uns bisher Unbekanntes offenbart und die wesentlichen Grundlagen des Gegenstandes aufdeckt, oder auch eines, das uns ein genaues Bild eines großen Künstlers und seines Werkes vermittelt, so wie es GUILLAUME PHILANDRIER[1] in seinem Buch über VITRUV getan hat.

*Achtundzwanzigstes Kapitel*

## PROZESSE OHNE ENDE

Vom Tode meines Vaters an bis zum Jahre 1546, das heißt 23 Jahre lang, habe ich fast ununterbrochen Prozesse geführt. Zuerst mit ALESSANDRO CASTIGLIONE, genannt GATICO, wegen einiger Waldungen; dann mit meinen Verwandten; des weiteren mit den Grafen BARBIANI; ferner mit dem Kollegium [der Ärzte zu Mailand]; endlich mit den Erben des DOMENICO DELLA TORRE,

[1] Französischer Architekt und Kunsttheoretiker, 1505—1565; gemeint sind seine »annotationes in Vitruvium«.

der mich einst als Pate aus der heiligen Taufe gehoben hatte. In allen diesen Prozessen blieb ich Sieger. Sonderbar war dabei, daß es mir gelang, den Prozeß gegen ALESSANDRO CASTIGLIONE schließlich doch zu gewinnen, obwohl sein Oheim Richter war und obwohl er schon einen Rechtspruch durchgesetzt hatte, der, wie die Juristen sagen, in eine rechtskräftige Entscheidung übergegangen war. Zuletzt mußte er mir doch die ganze strittige Summe bezahlen. Mit ähnlichem Glück hatten die Rektoren des Ärztekollegiums gegen mich entschieden: in mehrfachen Entscheiden wurde meine Aufnahme abgelehnt; dann kam ein letzter Beschluß zustande, wonach ich vertragsmäßig aufgenommen, dem Kollegium aber unterstellt und nicht sein gleichberechtigtes Mitglied wurde. Schließlich aber wurde ich trotz meiner zahlreichen Gegner doch ohne Einschränkung aufgenommen. Auch mit den BARBIANI einigte ich mich schließlich nach langen Prozessen, vielfachen Verschleppungen und Drohungen ihrerseits, ich erhielt die ganze verabredete Geldsumme und blieb dadurch von jedem weiteren Prozessieren völlig verschont.

## *Neunundzwanzigstes Kapitel*

## REISEN

Ich habe auf mehreren Reisen fast ganz Italien kennen gelernt, mit Ausnahme von Neapel, Apulien und den übrigen südlichen Gegenden. Des weiteren habe ich Deutschland, vor allem Niederdeutschland, die West- und die Ostschweiz kennen gelernt, außerdem Frankreich, England und Schottland. Doch ich will erzählen, wie dies zugegangen ist.

[JOHN] HAMILTON, Erzbischof von St. Andrews in der Hauptstadt von Schottland, der unechte [?] Bruder des Regenten[1], und zugleich päpstlicher Legat und Primas, litt an immer wiederkehrenden Atembeschwerden. Das Übel befiel ihn nach bestimmten Pausen, die früher länger waren, aber später, nachdem er 40 Jahre alt ge-

---

[1] JOHN HAMILTON, der letzte Erzbischof von St. Andrews in Edinburg, hingerichtet am 1. April 1571, war der Bruder des JAMES HAMILTON, Earl of Arran, gestorben 1575, der während der Minderjährigkeit der Königin MARIA STUART Regent von Schottland war.

worden, immer kürzer wurden, und schließlich trat es fast alle 8 Tage auf, so daß er dem Tode schon sehr nahe schien. Und doch wurde er innerhalb 24 Stunden ohne jede, oder doch nur mit kaum nennenswerter ärztlicher Hilfe, davon befreit. Er hatte ohne Erfolg die Ärzte des damaligen Kaisers KARL V. und des französischen Königs HEINRICH II. bemüht, und als er nun von mir gehört hatte, wandte er sich schließlich an mich. Er ließ mir zunächst durch seinen Leibarzt 200 Gulden nach Mailand schicken, ich möge nach Lyon, im äußersten Falle nach Paris kommen; er werde mich dort erwarten. Da ich damals gerade keinen Lehrauftrag hatte, wie ich oben erzählt habe, griff ich mit Freuden nach diesem günstigen Angebot. So machte ich mich im Jahre 1552, am 22. Februar, auf den Weg, reiste über Domodossola, über den Simplon, Sitten, Genf, verließ dann den Genfer See und traf am 13. März in Lyon ein, dem sechsten Tag des Mailänder Karneval, nach der gewöhnlichen Berechnung. Ich blieb 46 [38] Tage in Lyon, sah aber nichts vom Erzbischof, noch von seinem Leibarzt, den ich erwartet hatte. Meinen Lebensunterhalt gewann ich trotzdem und noch darüber hinaus, denn ich traf zu Lyon einen illustren Herrn aus Mailand, LOUIS BIRAGUE, den Kommandanten der königlichen Infanterie, mit dem mich bald so innige Freundschaft verband, daß er mir schließlich ein Angebot von jährlich 1000 Gulden verschaffte, wenn ich in den Dienst des französischen Vizekönigs BRISSAC treten wolle. Aber inzwischen war WILLIAM CASSANATE, der Leibarzt des Erzbischofs, eingetroffen und überbrachte mir weitere 300 Gulden mit dem Auftrag, ich möge mich nach Schottland begeben. Die Reisekosten bis dorthin sollten mir ersetzt werden, und noch viele andere Geschenke wurden mir in Aussicht gestellt. So reiste ich denn über die Loire nach Paris. Dort hatte ich das Glück, den ORONTIUS [ORONCE FINE, französischer Mathematiker und Astronom 1494–1555] kennen zu lernen; doch weigerte er sich, mich seinerseits aufzusuchen. Unter Führung des MAGNIENUS [PIETRO PAOLO MAGNI aus Piacenza, italienischer Arzt des 16. Jahrhunderts?] besichtigte ich den Kronschatz des französischen Königs in der Kirche von Saint-Denis, eine Sehenswürdigkeit, die zwar im allgemeinen weniger groß ist als ihr Ruf, die für mich persönlich aber deshalb von großer Wichtigkeit war, weil

sich dort das vollständig erhaltene Horn eines Einhorns befindet. Dann traf ich auch mit den königlichen Ärzten zusammen und wir speisten gemeinsam; doch konnten sie mich auch bei Tisch nicht dazu bewegen, meine Ansicht [über die Krankheit des Erzbischofs] zu bekennen, nachdem sie schon vor Tisch vergebens versucht hatten, von mir etwas darüber zu hören, ehe sie selbst sich geäußert hatten.

Ich verabschiedete mich gleichwohl ziemlich freundschaftlich von JEAN FERNEL [berühmter französischer Arzt 1497—1558] und SILVIUS [JACQUES DUBOIS 1498—1555] und einem dritten Leibarzt des französischen Königs, die in Paris zurückblieben, setzte meine Reise fort, kam nach Boulogne, erhielt dort, weil es der Fürst von Sarponne [?] so wollte, eine Begleitung von 14 Bewaffneten zu Pferd und 20 zu Fuß, gelangte nach Calais, sah dort den heute noch stehenden Turm CAESARS, fuhr über den Kanal, kam durch London und traf endlich am 29. Juni beim Erzbischof in Edinburg ein. Ich blieb dort bis zum 12. September und erhielt weitere 400 Goldgulden, eine Halskette im Werte von 125 Gulden, ein ganz vorzügliches Pferd und viele andere Geschenke, wie denn überhaupt der Erzbischof niemanden unbeschenkt ziehen läßt. Ich reiste über Brabant und die Niederlande zurück, sah Grävelingen, Antwerpen, Brügge, Gent, Brüssel, Löwen, Mecheln, Lüttich, Aachen, Köln, Koblenz, Kleve, Andernach, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Neustadt, Bern, Besançon, die innere Schweiz mit ihren Städten Chur und Chiavenna, kam über den Comer See und traf am 30. Dezember 1552 wieder in Mailand ein. Von allen diesen Städten habe ich nur in Antwerpen, Basel und Besançon längeren Aufenthalt genommen. In Antwerpen wollte man mich mit aller Mühe zurückbehalten. In London war ich dem englischen König [EDUARD VI.] vorgestellt worden und hatte von ihm ein Geschenk von 100 Gulden erhalten. Ein Angebot von 500 Gulden — einige sagen auch, es seien 1000 gewesen, genau konnte ich es nicht erfahren — wies ich zurück, weil ich den vom König dem Papst zum Trotz angemaßten Titel [eines defensor fidei] nicht anerkennen wollte. In Schottland machte ich auch enge Bekanntschaft mit dem dortigen französischen Gesandten, dem Fürsten DE LA CELLE. In Basel hätte wenig gefehlt, und ich wäre, hätte nicht

GUGLIELMO GRATOROLO [italienischer Arzt 1516–1568] mich ge-
warnt, in ein verpestetes Hospiz geraten. Zu Besançon nahm mich der Bischof von Lisieux aufs freundschaftlichste auf, wie ich an anderer Stelle erwähnt habe, und ich wurde von ihm, wie auch an anderen Orten, reichlich beschenkt.
So lebte ich bis heute im ganzen zu Rom 4 Jahre, zu Bologna 9, zu Padua 3, zu Pavia 12, zu Moirago die 4 ersten Jahre meines Lebens, zu Gallarate 1 Jahr, im Städtchen Sacco fast 6 Jahre, zu Mailand zu drei verschiedenen Malen zusammen beinahe 32, und 3 Jahre lang bin ich sozusagen auf der Wanderschaft gewesen. Außer der oben geschilderten Reise habe ich auch noch Venedig, Genua, Rom und die Städte, die dabei am Wege liegen, gesehen, nämlich Bergamo, Crema, Brescia und die übrigen, außerdem Ferrara und Florenz und überdies Voghera und Tortona. Und, um die Sache kurz zu machen, ich habe fast ganz Italien gesehen mit Ausnahme des Königreiches Neapel und der anliegenden Gegenden wie Apulien, Latium, das Gebiet von Piceno, Umbrien, Calabrien, die Gegend um Tarent, die Basilicata und das Gebiet der Abruzzen. Aber du wirst sagen, was soll mir die Aufzählung so vieler Städte nützen? Viel, sobald du nämlich einmal diese Gegenden vom Gesichtspunkt der Lehre des HIPPOKRATES aus betrachtet hast. Du wirst die natürliche Beschaffenheit des Ortes kennen lernen, den Charakter der Einwohner, wirst sehen, welcher Teil der Gegend zum Aufenthalt am besten sich eignet, welche Krankheiten dort vorkommen. Und aus all dem wirst du entnehmen können, wo am besten zu leben ist. Jene ganze Gegend zum Beispiel, von der ich sprach [Schottland usw.], war für uns schon von jeher wegen ihres kalten Klimas wenig von Nutzen und ist es heute noch viel weniger der zerrissenen, unsicheren Verhältnisse wegen. Dann ist aber die Kenntnis fremder Länder auch wichtig für das Ver-
ständnis ihrer Geschichte, vor allem dann, wenn sie uns natur-
wissenschaftlich genau beschrieben sind. Wir erfahren dann vom Charakter des Klimas, vom Vorkommen der Pflanzen und Tiere, welchen Weg der Reisende am besten einschlägt, wie wir denn auch schon mehrere Bücher der Art gedruckt besitzen, die uns in italienischer Sprache über solche Dinge unterrichten und dazu noch die einzelnen Entfernungen angeben.

*Dreißigstes Kapitel*

## UNFÄLLE UND ZUFÄLLE. VON VIELEN MANNIGFACHEN UND UNAUFHÖRLICHEN NACHSTELLUNGEN

Die Dinge, die ich hier erzählen will, sind mir tatsächlich zugestoßen. Ich wohnte [zu Pavia] im Hause der CATANEI. Eines Tages ging ich in der Frühe zur Vorlesung, es war Schnee gefallen, und ich pißte bei einer baufälligen Mauer an der rechten Seite der Universität; dann ging ich auf dem tiefer gelegenen Teile des Weges weiter, gerade in dem Augenblick, als ein Ziegelstein von der Mauer, in der Richtung auf mich zu, herunterfiel. Ich wäre zweifellos getroffen worden, wenn ich auf dem höher gelegenen Teile des Weges gegangen wäre; dies konnte ich aber nicht, des Schnees wegen, obwohl mich mein Begleiter nach dieser Seite drängte.
Ein Jahr darauf, wenn ich mich nicht täusche, war es im Jahre 1540, ging ich einmal in der Via orientale, als mir ohne jeden vernünftigen Grund in den Sinn kam, von der linken Seite der Straße auf die rechte hinüberzugehen. Und gerade in diesem Augenblick stürzte auf der anderen Seite von einem sehr hohen Vordach ein großer Bruchstein herunter, genau an der Stelle, daß ich, wäre ich nicht auf der anderen Seite der Straße gegangen, dadurch völlig zerschmettert worden wäre. Doch so entkam ich nach Gottes Willen. Bald darauf ritt ich, ganz nahe derselben Stelle, auf einem Maultiere; hart neben mir fuhr ein Wagen, und ich wollte diesem an der rechten Seite vorbeireitend vorankommen, da mich ein Geschäft drängte, das keinen Aufschub litt. Und da sagte ich bei mir: »Wenn jetzt dieser Wagen umfiele!« Und kaum hatte ich das gedacht, fiel er auch tatsächlich um, und er hätte mich ohne Zweifel erdrückt, was mir offenbar sehr unangenehm und nicht ungefährlich hätte werden können. — Nicht darüber wundere ich mich, daß mir solche Dinge zustießen, sondern deshalb, weil ich jedesmal, so oft ich den Weg ändere, und zwar ganz unfreiwillig, einer derartigen Gefahr entgehe. Vielleicht freilich mag ich auch auf andere Fälle nicht achtgegeben haben. Eine sonderbare Sache jedenfalls. Aufhebens wäre nicht davon zu machen, hätte ich nicht so viele Beispiele dafür.

Als ich ein Knabe war, von ungefähr 11 Jahren, wenn ich mich nicht täusche, betrat ich einmal den Hof des erlauchten Herrn DONATO CARCHANI und wurde dort von einem nicht gerade großen, weichhaarigen Hund in den Bauch gebissen; es waren fünf Wunden, keine schweren freilich, doch waren sie bald schwarz unterlaufen. Ich will dazu nur soviel sagen, daß es damals ein Glück war, daß ich nichts von der Gefahr der Tollwut wußte. Wäre ich etwas älter gewesen, so hätte ich davon gewußt, und was der Wunde nicht gelang, hätte die Angst zustande gebracht: ich hätte die Tollwut bekommen.
Im Jahre 1525, dem Jahre meines Rektorats, wäre ich beinahe im Gardasee ertrunken. Ich hatte gemietete Pferde bei mir und wurde so wider meinen Willen zur Überfahrt gezwungen. Ein Mast brach, dazu der Klüverbaum und eines der beiden Ruder; die Segel fielen herunter, auch die des kleinen Mastbaumes; die Nacht war hereingebrochen. Bei Sirmione wurden wir schließlich ans Land gerettet, nachdem ich nur noch ganz geringe, alle andern schon gar keine Hoffnung mehr hatten. Hätte sich unsere Landung auch nur um den 40. Teil einer Stunde verzögert, so wären wir verloren gewesen, denn es brach plötzlich ein solcher Sturm herein, daß die Eisenstangen an den Fenstern unseres Gasthofes sich bogen. Ich, der ich von Anfang an am meisten Furcht zu haben schien, setzte mich ruhig zu Tisch — man hatte einen großen Hecht aufgetragen — und speiste fröhlich und guter Dinge. Nicht so die anderen, außer dem einen, der die ganze Irrfahrt verschuldet hatte, in der Gefahr aber unser energischer Retter gewesen war.
Während meines Aufenthaltes in Venedig verlor ich am Feste Mariä Geburt im Glücksspiel einen großen Teil meines Geldes, am nächsten Tage den Rest. Es war in der Wohnung meines Spielgenossen. Und da ich entdeckte, daß er mit falschen Karten spielte, verwundete ich ihn mit dem Messer im Gesicht, nur ganz leicht. Zwei seiner Diener waren anwesend, junge Leute, und an der Wand hingen zwei Speere. Die Haustüre war mit dem Schlüssel abgesperrt. Ich raffte sofort alles daliegende Geld zusammen, seines wie das meinige, griff nach meinen Kleidern — die Ringe, die ich am Tage zuvor verspielt, zu Beginn des zweiten Tages aber zurückgewonnen hatte, hatte ich schon vorher durch meinen

Diener nach Hause bringen lassen, — dann warf ich dem Partner freiwillig einen Teil des Geldes wieder hin, weil ich sah, daß er verwundet war, und stürzte mich sofort auf die Diener, so daß sie nicht mehr nach den Waffen greifen konnten und mich um Gnade flehten. Ich schenkte ihnen das Leben unter der Bedingung, daß sie mir sofort die Haustüre aufschlössen. Der Herr des Hauses sah die allgemeine Verwirrung und das Durcheinander, und da er jedes Aufsehen vermeiden mußte, weil er ja im eigenen Hause mit falschen Karten mich betrogen, wie ich überzeugt bin, und da er wohl auch abschätzen konnte, daß Gewinn und Verlust sich ungefähr gleich waren, ließ er mir die Tür öffnen, und ich lief davon. Noch am nämlichen Tage streifte ich mit verborgenen Waffen unter den Kleidern durch die Gassen, um gegebenenfalls der Stadtwache zu entkommen, die mich vielleicht der Verwundung jenes Herrn wegen — es war dies nämlich ein Senator — aufsuchen mochte. Es war in der zweiten Stunde der Nacht. Da glitt ich plötzlich mit beiden Füßen aus und fiel in das Meer. Doch verlor ich beim Sturze die Geistesgegenwart nicht, sondern streckte rasch die rechte Hand aus und faßte nach einem Balken. Eine eben daherfahrende Gesellschaft rettete mich, und wie ich in ihr Schiff einsteige, finde ich — ein sonderbarer Zufall — den Menschen, mit dem ich gespielt hatte, und der jetzt sein Gesicht der Wunde wegen in einem Verband trug. Freiwillig bot er mir trockene Matrosenkleider an, ich zog mich um und fuhr, seiner Einladung folgend, mit ihm auf seinem Schiffe bis nach Padua.

Als ich mir in Antwerpen, ich weiß nicht aus welchem Grund und zu welchem Zwecke, in einem Laden einen Edelstein kaufen wollte, fiel ich in eine Grube, verletzte mich und zerquetschte mir das linke Ohr. Das Unglück war klein und leicht wieder gut gemacht; es handelte sich nur um eine Hautschürfung.

Im Jahre 1566 sprang ich in Bologna aus einem in voller Fahrt befindlichen Wagen heraus, weil ich ihn nicht mehr zum Anhalten bringen konnte, brach mir dabei den Ringfinger der rechten Hand und verletzte mich derart am Arme, daß ich ihn nicht mehr beugen konnte. Die Sache verging erst nach einigen Tagen, das heißt, sie verzog sich nach der linken Seite, und am rechten Arm war sonderbarerweise gar nichts mehr zu spüren. Noch sonderbarer aber

ist es, daß die Sache nach 9 Jahren ohne jeden äußeren Anlaß ganz unheimlicherweise mir wieder in den rechten Arm gefahren und mir heute noch lästig ist. Der gebrochene Finger heilte, ohne daß ich irgendwelche Mittel anwandte, völlig, nahm auch keinen dauernden Schaden, sondern ist heute beinahe wieder ganz gerade geworden.

Was soll ich von der Pestgefahr sagen, die mir im Jahre 1541 drohte? Ich hatte den kranken Diener des Obersten ISOLANI, eines genuesischen Adligen, besucht. Die Pest hatte ihn gepackt, er war nämlich von der Schweiz gekommen und hatte dort einmal zwischen zwei Pestkranken geschlafen, die dann starben. Ich kannte den Charakter seiner Krankheit noch nicht und trug gerade damals den Baldachin des Kaisers bei seinem Einzug in Mailand, weil ich Rektor des Kollegiums der Ärzte war. Als wir die Sache festgestellt hatten, wollte nun der Oberst, wir sollten den Toten — wir hielten ihn nämlich für tot — auf seinem Landgute verbergen. Dem widersetzte ich mich jedoch, denn nichts fürchte ich mehr als Trug und Hinterlist und was deren Folgen sind. Doch Gott hat geholfen. Der Kranke wurde nämlich wieder gesund, obwohl wir schon trotz aller meiner väterlichen Fürsorge daran verzweifeln wollten.

Und dann im Jahre 1546 begegnete mir folgende, beinahe wunderbare Geschichte. Ein Hund hatte nach mir geschnappt, ohne mich freilich mit einem Biß zu verwunden. Doch da er ganz still und ohne Bellen mich angefaßt hatte, fürchtete ich, er möchte die Tollwut bekommen. Ich bot ihm Wasser an, doch er wollte nicht saufen, lief aber auch nicht davon, sondern fraß ruhig das Bein eines Kapaunen, das ich ihm zum Fressen gegeben hatte. Und nun verließ ich am Tag darauf von jeder Sorge befreit das Haus, in dem sich dies zugetragen hatte, als ich plötzlich wiederum einen großen Hund, zunächst aus einiger Entfernung, auf mich zukommen sah. Es war am Fest vom Heiligen Kreuze [Kreuzauffindung] im Monate April [Mai], ein wunderschöner Tag. Der Weg war auf beiden Seiten mit grünen Hecken und Bäumen eingesäumt. Ich sagte zu mir selbst: »Was soll das, daß ich heute wie gestern mit Hunden zu tun habe?« Ich ließ keine nutzlose Angst in mir aufkommen, sondern dachte: »Warum soll ich annehmen, daß gerade dieser Hund wirklich die Tollwut hat?« Und während ich noch

dieses denke, war der Hund schon näher herangekommen und sprang, sobald er nahe war, so rasch über den Kopf meines Maultieres auf mich los, daß ich nicht imstande war, einen Gedanken zu fassen. Ich ritt auf einem ganz kleinen Maultier, und das war meine einzige Rettung. Ich tat, was ich mir zuvor schon überlegt hatte, beugte meinen Kopf bis auf den Nacken meines Tieres herunter, und der Hund sprang, mit den Zähnen schnappend, über mich hinweg, ohne mich zu verletzen noch überhaupt zu berühren, was doch wahrlich als ein Wunder zu bezeichnen ist. Hätte ich diese Episode nicht sehr oft und auch an verschiedenen Stellen schriftlich erzählt, so möchte ich glauben, daß ich damals geschlafen und nur im Geiste eine Halluzination gehabt habe. Aber wie ich damals zurücksah, ob wohl der Hund wieder kommen und mich noch einmal angreifen werde, sah ich einen Knaben, der nach mir kam und links nahe dem Zaun ging, und ich frug ihn: »Du, sag mir (der Hund war nämlich im schnellen Anlauf, den er genommen, schon weggerannt), hast du gesehen, was der Hund dort gemacht hat? Hat er dir etwas getan?« Der sagte: »Gar nichts hat er mir getan. Aber ich habe ganz genau gesehen, was er dir getan hat.« »So sag mir doch bitte,« frug ich weiter, »was hat er getan?« Worauf der Knabe sagte: »Er ist von rechts nach deinem Kopf gesprungen; da du dich aber gebückt hast, ist er über dich weggegangen, ohne dich zu verletzen.« Da sagte ich zu mir selbst: »Also habe ich doch sicher keine Halluzination gehabt.« Und doch wird diese Sache gewiß jedem unglaublich klingen.
Im ganzen bin ich viermal in die äußerste Gefahr geraten, die mir jedesmal das Leben gekostet hätte, wenn es mir nicht gelungen wäre, mich zu retten: erstens, als ich am Ertrinken war, zweitens, als der tollwütige Hund mich angriff, drittens als der Bruchstein herunterfiel, doch war dies nur eine leichtere Sache, da ich ihm schon von vornherein ausgewichen war; und die vierte Gefahr endlich war die Rauferei im Hause des vornehmen Venezianers. Ebensoviel zähle ich an Fällen schweren Schadens und Unglücks, die mich trafen: erstens mein früheres geschlechtliches Unvermögen, zweitens den tragischen Tod meines Sohnes, drittens meine Einkerkerung und viertens die Schlechtigkeit meines jüngeren Sohnes. So sollte das ganze Leben der Ordnung nach geprüft

werden. Ich schweige von weiterem Unglück, von der Unfruchtbarkeit meiner Tochter, von dem langen Kampf mit dem Kollegium der Ärzte, von den vielen ungerechten und niederträchtigen Anfeindungen, die ich zu erleiden hatte, von meiner unausgeglichenen körperlichen Beschaffenheit und von meinem ewigen Kranksein, endlich davon, daß ich nie einen Freund hatte, der vernünftig und rechtschaffen war. Hätte mir ein solcher nicht gefehlt, so wäre mir in vielen Dingen geholfen gewesen und ich von den meisten kleinen Übeln verschont geblieben.

Was nun aber die lebensgefährlichen Nachstellungen betrifft, unter denen ich zu leiden hatte, so will ich hier ganz sonderbare Dinge erzählen. Merke wohl auf, denn solche Geschichten ereignen sich nicht alle Tage.
Ich war Professor in Pavia und dozierte in meinem eigenen Hause. Ich hatte eine ganz zufällig gewählte Magd um mich, außerdem den jungen ERCOLE VISCONTI, zwei Knaben und einen Diener, wenn ich mich nicht täusche. Einer dieser beiden Knaben, ein Musiker, war mein Schreiber, der andere ein Laufbursche. Man zählte das Jahr 1562, das Jahr, da ich mich entschlossen hatte, Pavia zu verlassen und mein Lehramt aufzugeben, womit freilich der Senat durchaus nicht einverstanden war, da er annahm, mein Entschluß sei nur im Zorn und Ärger gefaßt. Damals waren zu Pavia zwei Herrn Doktoren; von denen war der eine ein schlauer Mensch, der früher mein Schüler gewesen war, der andere, ein außerordentlicher Professor der Medizin, war ein einfältiger Mann, und, wie ich glaube, durchaus nicht schlecht. Doch was vermögen nicht alles Ehrgeiz und Geldgier, dann vor allem, wenn sie mit ehrbarer Wissenschaft verbunden sind? Dieser zweite war übrigens ein unehelich Geborener. Meine Gegner suchten nun mit allem Eifer durchzusetzen, daß ich die Stadt verlasse, und waren, wie es schien, fest entschlossen, alles zu tun, um diesen Wunsch zu verwirklichen. Und da sie nun der Haltung des Senats wegen nicht hoffen durften, mich vertreiben zu können, obschon ich selbst um Entlassung nachsuchte, so faßten sie den Entschluß, mich umzubringen, nicht mit Stahl und Eisen zwar, wegen des öffentlichen Skandals und aus Furcht vor dem Senat, sondern auf hinterlistigerem Wege. Denn

mein Konkurrent sah deutlich ein, daß er nur dann an die erste Stelle aufrücken könne, wenn ich von der Universität entfernt würde. So fingen sie denn die Sache auf weitem Umwege an. Zuerst setzten sie einen Brief auf unter dem Namen meines Schwiegersohnes — einen so ganz garstigen und abscheulichen Brief — und auch unter dem Namen meiner Tochter, des Inhalts, sie schämten sich beide meiner Verwandtschaft und schämten sich auch für den Senat und für das Kollegium der Ärzte, und die Sache komme ja wohl bald so weit, daß man mich meines Lehramts für unwürdig erachte und mich von ihm entfernen werde. Ich war ganz bestürzt über diesen unverschämten und frechen Tadel seitens der Meinigen, wußte nicht, was ich tun, was ich sagen, was ich antworten sollte. Auch konnte ich mir gar nicht erklären, was die ganze Sache bezwecke, diese ganz schamlose und niederträchtige Sache. Jetzt freilich ist mir klar, daß sie ganz demselben Plan entsprungen war wie auch die anderen Machenschaften. Denn schon nach einigen Tagen brachte man mir einen zweiten, von einem gewissen FIORAVANTI unterzeichneten Brief, der ungefähr in folgendem Sinn abgefaßt war: Er schäme sich meiner für seine Vaterstadt, für das Kollegium der Ärzte und für sämtliche Professoren der Universität, denn allmählich verbreite sich überall das Gerücht, ich mißbrauche Knaben, und zwar genüge mir nicht einer allein, ich müsse deren zwei haben. Die Sache sei ja ganz unglaublich. Er flehe mich an im Namen aller meiner Freunde, ich möge doch diesem offenen Skandal entgegentreten. In ganz Pavia spreche man von nichts anderem als von dieser Sache. Er könne mir die Häuser von Bürgern nennen, in denen er davon gehört habe. — Ich war sprachlos, als ich dies gelesen, und konnte nicht glauben, daß der Verfasser wirklich FIORAVANTI sei, mein Freund und ein ganz anständiger, bescheidener Mensch. Doch dann dachte ich an jenen Brief meines Schwiegersohnes, von dem ich eben erzählte und der mir noch im Sinn lag. (Jetzt freilich glaube ich nie mehr, daß er ihn geschrieben habe, noch überhaupt auf solche Gedanken verfallen sei. Denn seit ich ihn kannte, bis auf den heutigen Tag hat er mich immer, ob er mir nun freundlich gesinnt oder gelegentlich auf mich erzürnt war, in Ehren gehalten, und nie zeigte er irgendwelche Spuren einer so üblen, geschweige

denn einer so hirnverrückten Meinung. Und abgesehen davon: wenn er auch dies alles geglaubt hätte, wie würde er, ein sonst so vernünftiger Mann, dazu gekommen sein, solche Dinge einem Briefe anzuvertrauen, der in vieler Leute Hände kommen konnte, und seinen Schwiegervater eines Vergehens zu bezichtigen, das nicht einmal sicher erwiesen, jedenfalls aber ganz häßlich und abscheulich war und ihm höchst verderblich werden konnte?) Ich lasse mir sofort den Mantel bringen, eile zu FIORAVANTI, frage ihn wegen des Briefes, und er gesteht, ihn geschrieben zu haben. Nun war mein Staunen noch größer; denn es war mir noch nicht im entferntesten der Argwohn, geschweige denn das klare Bewußtsein aufgestiegen, daß es sich hier um ein hinterlistiges Attentat handle. Nun begann ich planmäßig vorzugehen und frug ihn, wo denn näherhin dies allbekannte Stadtgespräch gehe. Da wurde er mit einem Male unsicher und hatte keine Antwort, schwatzte mir etwas von allgemein bekanntem Gerede und vom Rektor der Universität, der in inniger Freundschaft dem DELFINO [CARDANOS erklärtestem Gegner in Pavia] zugetan war. Schließlich aber, als FIORAVANTI sah, daß mit der ganzen Sache er viel eher in eine nicht ungefährliche Lage als ich in den Verdacht eines Verbrechens kommen werde, änderte er sein Verhalten und wollte mit der ganzen Angelegenheit nichts mehr zu tun haben, denn obschon er, wie ich gesagt habe, ein einfältiger Mann war, merkte er doch, worein er sich verwickelt hatte. Und so hörten denn auch von diesem Tage an alle diese Dinge auf, und die so fein ausgeklügelte Machenschaft brach zusammen. Ich will aber hier erzählen, so wie ich es später erfahren habe, wie die ganze Sache gemacht worden war: Jene beiden, Wolf und Fuchs, hatten diesem Schaf eingeredet, der Senat habe einstimmig beschlossen, sobald ich meine Stelle aufgegeben hätte, sollte die zweite Professur zu Pavia er, FIORAVANTI, erhalten, indes deren bisheriger Inhaber, mein Konkurrent, an meine Stelle aufrückte, nach alter und stets geübter Sitte, und der andere, der schlaue Fuchs, solle auf seinem Posten bleiben. Die Sache ging aber anders, wie ihr späterer Verlauf lehrte.

Und dann, nachdem der erste Akt dieser Tragödie beendet war, begann der zweite, der die Geheimnisse des ersten offenbaren sollte. Meine Gegner sorgten nun vor allem dafür, mich (den

nämlichen, dessen sich seine Vaterstadt, seine Familie, der Senat, das Kollegium der Ärzte zu Mailand und Pavia, die ganze Pro⸗fessorenschaft und endlich seine Schüler zuvor hatten schämen müssen) zum Eintritt in die Accademia degli Affidati zu bewegen, der mehrere hervorragende Theologen angehörten, zwei Kardi⸗näle, wie man sich erzählte, und zwei Fürstlichkeiten, der Herzog von Mantua [FEDERIGO GONZAGA] und der Markgraf von Pes⸗cara. Und da sie sahen, daß ich mich nur ungern dort aufnehmen ließ, suchten sie mit Drohungen mich ihrem Willen gefügig zu machen. Was hätte ich tun sollen, noch ganz erschüttert durch das fürchterliche Ende meines Sohnes? Jede Art von Unglück hatte ich schon erfahren, und so gab ich schließlich nach, deshalb vor allem, weil man mich in der Accademia für bestimmte Tage vom Abhalten der Vorlesungen dispensierte. Ich durchschaute damals diesen durchtriebenen Plan noch nicht, wußte nicht, daß sie mich, den sie jetzt aufnehmen wollten, kaum volle zwei Wochen zuvor in allen Kreisen der Stadt hatten ächten wollen als aller Knaben Ehegemahl! Gerechter Gott! O du unmenschliche Niedertracht der Menschen! O bittres Los, Verbrechern und Verrätern Freund zu sein! Schamlose Grausamkeit, tückischer als Schlangengezücht! Was weiter geschah? Als ich zum ersten Male das Haus der Acca⸗demia betrat, sah ich einen Balken, der so gestellt war, daß er wie von ungefähr auf jeden unbedacht Eintretenden herunter⸗fallen und ihn erschlagen konnte. Ich weiß nicht, war dies Zufall oder mit Absicht so gemacht. Aber ich begab mich auf jeden Fall nur so selten wie möglich dorthin, schützte irgend welche Gründe vor oder kam auch unerwartet und zu ganz anderer als der be⸗stimmten Zeit. Sorgfältig achtete ich auf die besagte Mäusefalle. Aber der Balken rührte sich nicht. Vielleicht glaubten sie, das Verbrechen nicht so ganz in aller Öffentlichkeit begehen zu dürfen, vielleicht dachten sie auch gar nicht daran, sondern führten andere Pläne im Schilde. Etwas dieser Art war wohl im Spiele, als man mich wenige Tage später zu dem kranken Kinde des Chirurgen PIETRO MARCO TRONI rief. Sie hatten an der Türe ein Stück Blei, das an⸗anscheinend die Binsenvorhänge festhalten sollte — ich weiß nicht recht, was es eigentlich war, noch wie und mit welchem Kunstgriff sie es fertig gebracht hatten — so angebracht, daß es

herunterfallen mußte. Es fiel auch tatsächlich herunter, und hätte es mich getroffen, wäre es um mich geschehen gewesen. Und Gott weiß, wie wenig dazu fehlte. Seit dieser Sache lebte ich immer in einer unbestimmten Angst, ohne im einzelnen zu wissen, was ich fürchten sollte; aber so ängstlich und aufgeregt war ich durch diese Dinge geworden. Doch höre nun den dritten Akt, der alles enthüllte! Kurze Zeit später kam jenes Schaf [FIORAVANTI] mit der Bitte, sie wollten eine neue Messe aufführen, ich möge ihnen doch die beiden musikverständigen Knaben, die ich im Hause hatte, leihweise für diese Feierlichkeit überlassen. Meine Feinde wußten nämlich, daß diese beiden die Speisen vor mir zu kosten pflegten, und waren mit meiner Magd eins geworden, mir Gift zu geben. Vorher schon hatten sie den ERCOLE [VISCONTI] gebeten, er möge doch der geplanten Feierlichkeit anwohnen. Und der hatte, nichts Böses ahnend, zugesagt. Als er aber sah, daß auch die beiden Knaben verlangt wurden, witterte er Unheil. Er gab daher zur Antwort: »Nur einer ist musikalisch, nicht beide.« Doch FIORAVANTI, ein plumper, ungeschickter Mensch, brannte so gierig darauf, beide wegzubekommen, daß er sagte: »Schicke nur beide. Wir wissen nämlich, daß auch der andere musikalisch ist, und wenn er auch nicht so viel davon versteht, so kann er doch mit den anderen Knaben im Chor mitsingen.« Antwortete ERCOLE: »Wartet ein wenig — es war nämlich noch ein zweiter mit FIOROVANTI gekommen — ich will den Herrn fragen.« Er kam und erzählte mir alles genau, so daß ich mir, wenn ich nicht ganz blöde und verrückt gewesen wäre, leicht hätte erklären können, worum es sich handelte; doch auch jetzt merkte ich nichts von dem Anschlag. Ich begnügte mich also damit, wie mir VISCONTI riet, die Knaben nicht herzugeben. Worauf dann FIORAVANTI und der andere wieder gingen, denn ERCOLE gab ihnen zur Antwort, der zweite Knabe verstehe auch nicht eine Note von Musik. Aber es waren noch keine 14 Tage oder nur wenig mehr vergangen, da kamen die zwei wieder mit der Bitte, ich möge ihnen beide Knaben leihweise überlassen, sie wollten eine Komödie zur Aufführung bringen. Doch jetzt kam ERCOLE zu mir herein und sagte: »Nun ist die ganze Geschichte klar: sie wollen deine ganze Dienerschaft vom Essen fernhalten, um dich vergiften zu können. Und wir müssen

uns nicht nur vor jedem Anschlag der Art in Acht nehmen, sondern bei jeder nur möglichen Gelegenheit die Augen offen halten, denn ganz ohne Zweifel suchen diese Leute nach allen Mitteln, dich aus dem Weg zu räumen.« Ich sagte zwar: »Ich glaube auch.« Doch innerlich konnte ich noch immer nicht an einen so entsetzlichen Anschlag glauben. »Was soll ich ihnen sagen lassen?« frug ich dann ERCOLE. »Sag, du brauchest deine Diener selber« — meinte er. Und so zogen die beiden wieder ab.
Schließlich aber waren sie nach langem Ratschlagen, wie ich glaube, fest entschlossen, mich auf jeden Fall irgendwie umzubringen. Es war ein Samstag, wenn ich mich nicht täusche, den 6. Juni, als ich ungefähr um Mitternacht erwache und entdecke, daß ich einen bestimmten Ring, in den ein Amethyst eingeschlossen war, nicht mehr am Finger hatte. Ich rufe einen der Knaben, er solle aufstehen und suchen. Doch er sucht umsonst. Ich stehe selbst auf, heiße ihn ein Licht anzünden, er geht, kommt wieder und sagt, es sei kein Feuer da. Ich fahre ihn heftig drohend an, heiße ihn noch einmal suchen, nun kommt er vergnügt wieder, mit einer Zange Feuer, das heißt eine glühende Kohle von der Größe einer Erbse haltend. Ich sage: »Das wird nicht genügen.« Er behauptet, kein anderes Feuer zu finden. Nun heiße ich ihn, die Kohle anzublasen, und als er dreimal geblasen hatte und schon die Kerze von der Kohle wieder entfernte, weil er keine Hoffnung mehr hatte, sie anzünden zu können, sprang plötzlich eine große Flamme empor und entzündete die Kerze. Da sagte ich: »Hast du es gesehen, GIACOMO ANTONIO (so hieß der Bursche mit dem Vornamen)?« Er antwortete: »Was?« Worauf ich erwidere: »Daß die Kerze, obschon aus der Kohle keine Flamme kam, sich doch entzündet hat.« Und ich sagte ihm: »Gib also acht, daß sie nicht wieder verlösche!« Wir suchen den Ring, und er findet sich auf dem Fußboden, der Mitte des Bettes gegenüber, an einer Stelle, wohin er nur fallen konnte, wenn er mit großer Gewalt an die Wand geworfen von dort zurücksprang. Daraufhin gelobe ich mir, am kommenden Tag das Haus nicht zu verlassen, und alle Umstände waren diesem Gelübde günstig: der Tag war ein Feiertag, und ich hatte zudem keinen Kranken zu besuchen. Nun kamen aber am Morgen in der Frühe vier oder fünf meiner Schüler mit

ZAFFIRO [einem Professor an der Universität zu Pavia] und baten mich, ich möge doch an einer Mahlzeit teilnehmen, bei der alle Professoren der Universität und alle angesehenen Mitglieder der Accademia anwesend seien. Ich sagte, ich könne nicht. Die andern, die wußten, daß ich nie zu Mittag speiste, und glaubten, ich wolle nur deshalb an dem Essen nicht teilnehmen, erklärten: »Deinetwegen haben wir dies Essen auf den Abend verlegt.« Doch ich wiederholte meine Antwort: »Ich kann auf keinen Fall.« Sie wollen den Grund wissen, und ich erwidere: »Eines bösen Vorzeichens wegen habe ich ein Gelübde getan.« Da wunderten sich alle; doch zwei von ihnen baten mich nach langem, angestrengtem Besinnen immer wieder, ich möge doch in ein so feierliches Mahl nicht durch meine Abwesenheit einen Mißklang bringen. Ich beharrte aber trotzdem auf meinem ersten Bescheid. Und ungefähr nach einer Stunde kommen sie wieder und bitten noch viel inständiger, doch ich erwiderte, ich wolle mein Gelübde nicht brechen und hätte mir durchaus vorgenommen, heute das Haus nicht zu verlassen. Am Abend freilich ging ich bei dunkelbewölktem Himmel trotzdem aus, einen armen Kranken, einen Fleischer, zu besuchen, denn ich fühlte mich durch das Gelübde durchaus nicht gebunden.

So lebte ich in beständiger Angst und Aufregung, bis ich mein Vaterland [das Herzogtum Mailand] ganz verließ.[1] Und gleich nach meinem Weggang bestimmte auch tatsächlich der Senat, daß jener schlaue Fuchs mein Nachfolger im Lehramt werden solle. Und der tanzte vor Freude, daß er sein Ziel erreicht. Aber was sind der Sterblichen Hoffnungen? Nicht drei- oder viermal hielt er seine Vorlesung, da befiel ihn, wie ich erfuhr, eine Krankheit, die ungefähr drei Monate dauerte. Dann starb er, ein Verbrecher durch und durch. Ich habe nämlich später einen seiner Trinkgenossen kennen gelernt, der um den bei einem Gelage entworfenen Anschlag gegen mich wußte. Im gleichen Jahre starb auch DELFINO und bald darauf FIORAVANTI. Und dasselbe geschah, wenn auch erst etwas später, ebenso vielen Ärzten, die zu Bologna Anschläge gegen mich geschmiedet hatten, denn »gestorben sind, die meiner Seele nachstellten«. Hätte aber Gott es zugelassen, so hätten meine

[1] Ende 1562 ging CARDANO als Dozent an die Universität zu Bologna.

Feinde mir, dem von so viel Unglück Heimgesuchten, nach ihrer Art vergolten für die Wohltaten, die ich so unaufhörlich der Menschheit erwiesen habe. Ich aber hatte gelernt, in solchen Dingen vorsichtig mich zurückzuziehen. Mich schreckte das Schicksal meines Oheims PAOLO, der an Gift gestorben war, und das meines Vaters, dem man zweimal Gift gegeben hatte; und wenn er auch schließlich mit dem Leben davonkam, so verlor er doch durch die Sache alle seine Zähne.

Und was ist mir zu fast der gleichen Zeit nicht sonst noch an Unglück zugestoßen! Mitten in der Julihitze mußte ich von Mailand, wo ich mich vorübergehend aufhielt, nach Pavia reisen, weil dort mein kleines Enkelkind schwer erkrankt war. Von diesem angesteckt bekam ich die Gesichtsrose und dazu Zahnschmerzen, so daß ich schon nahe daran war, der Krankheit durch einen Aderlaß zu begegnen, wenn nicht der nahe bevorstehende Neumond mich abgehalten hätte. Mit dem Neumond aber besserte sich mein Befinden, und so entging ich der doppelten Gefahr der Krankheit und der Kur. Dazu kam ein Mordanschlag, den ein Bedienter Geldes wegen auf mich machte und den ich nur wenige Stunden vor der geplanten Ausführung entdeckte. Und nach diesem plagte mich ein schwerer und langwieriger Anfall von Podagra. Im Jahre 1572 kam ich dann mehrmals infolge verbrecherischer Überfälle in ernste Lebensgefahr; ich fand mich noch nicht in allen Straßen Roms zurecht, und in gewissen Gegenden der Stadt herrschen solch verwilderte Zustände, daß schon viele Ärzte, die vorsichtiger und mit den Verhältnissen vertrauter waren als ich, dort ihr Leben eingebüßt haben. Und da ich nun allmählich sah, daß es mehr die göttliche Vorsehung als meine eigene Geschicklichkeit war, die mich aus allen diesen Unfällen rettete, hörte ich fürderhin ganz auf, irgend welcher Gefahren wegen unmutig und ängstlich zu sein. Und wer sieht nicht ein, daß alle diese Verfolgungen nur Vorzeichen eines kommenden Ruhmes waren und daß jenes trübe Jahr 1562 gleichsam nur eine Art Vigil jener hohen Festtage war, da ich das Lehramt zu Bologna erhielt, mit dem mir dann nach so vielen Mühsalen und Aufregungen acht ruhige Jahre einer ehrenvollen und segensreichen beruflichen Tätigkeit und eines friedlich angenehmen Lebens beschieden waren?

*Einunddreißigstes Kapitel*

## GLÜCK

Zwar scheint mein ganzes Wesen mit dem Begriff Glück nicht das mindeste zu tun zu haben, und doch komme ich der Wahrheit näher, wenn ich sage, daß es mir vergönnt gewesen, wenigstens manchmal und teilweise glücklich zu sein. Glück war es erstens, daß bei mir, wenn bei irgend einem Menschen, ganz deutlich immer alles bis aufs äußerste genau im richtigen Zeitpunkt eintraf, so daß in den meisten Fällen mein ganzes Leben zerstört gewesen wäre, wenn der Beginn eines Ereignisses auch nur ein wenig früher und rascher eingesetzt, das Ende auch nur um ein weniges sich hinausgeschoben hätte.

Glücklich war ich zweitens während einiger Jahre, glücklich wenigstens im Vergleich zu meinem übrigen traurigen Leben. Ich meine die Zeit, da ich in dem Städtchen Sacco wohnte. Wie unter den Giganten notwendigerweise einer der kleinste, unter den Pygmäen einer der größte ist, ohne daß deshalb dieser Gigant klein, der Pygmäe groß zu sein brauchte, so war auch ich, da ich in Sacco lebte, verhältnismäßig glücklich, ohne daß daraus folgte, daß ich überhaupt je einmal glücklich gewesen wäre. Damals spielte ich, trieb Musik, ging spazieren, speiste, vertiefte mich mitunter, wenn auch selten, in meine Studien, hatte keinen Ärger und keine Sorgen, war geachtet und verehrt und verkehrte freundschaftlich mit vornehmen Venezianern — die blühend schönste Zeit meines Erdendaseins! Nichts Freundlicheres mag es geben als jenes Leben zu Sacco, das fünf und ein halbes Jahr währte, vom September 1526 bis zum Februar 1532. Der Podestà hatte mir seine Freundschaft geschenkt, und das Rathaus war mein Reich und meine Rednerbühne. Doch jene Tage sind längst erloschen; in meinem Gedächtnis aber ist ihr Bild eng zusammengeschrumpft zu einem bloßen Gefühl starker Lust, und oft führt mich darum ein freundlicher Traum in diese alte schöne Zeit zurück.

Das dritte Glück aber, das mir geworden ist, ist größer als all dies. Wie zu einem glücklichen Leben schon die Gabe notwendig ist, wenigstens das zu sein, was man sein kann, wenn man nicht

sein kann, was man will, so ist zu einem reicheren und volleren Glücke nötig, von all dem vielen, was wir uns wünschen, gerade das zu besitzen, was uns das Beste ist. Es ist uns also notwendig, zunächst genau kennen zu lernen, was wir schon in unserem Be⸗sitze haben, sodann von all dem uns ein oder zwei oder drei Dinge — und zwar Dinge, die möglichst gut sind — als die besten vor Augen zu halten und unsere ganze glühende Liebe und Be⸗gierde nur an diese und ähnliche Dinge zu hängen, die wir schon besitzen, und außerdem uns diesen Besitz, und zwar nicht bloß das Gute, das wir als unser Höchstes uns erwählt haben, sondern auch alles andere, so nutzbringend und vorteilhaft als möglich zu erhalten. Und endlich ist es nötig, daß wir diese Lebensgüter auf die beste Weise besitzen. Denn ein anderes ist es, überhaupt zu besitzen, ein anderes, gerade die besten Güter zu besitzen, ein anderes, was wir besitzen, auf die beste, das heißt auf voll⸗kommene Weise zu besitzen. Ich weiß sehr wohl, daß es nicht an Leuten fehlen wird, die diese Lehren als paradox verachten. Wer aber die Eitelkeit aller irdischen Dinge wohl bedenkt und die Ge⸗schichte vergangener Zeiten kennt, der wird sehr leicht einsehen, daß dies alles durchaus wahr ist, mehr als wir möchten. Und wenn du mir auch jetzt noch nicht recht geben willst, so wird doch die Zeit dir einmal alle Schleier lüften und dir beweisen, daß es um diese Dinge so steht, wie ich sagte.

Als Exempel will ich hier anführen das Schicksal des AUGUSTUS, des M. SCAURUS, des SENECA, des ACILIUS. Ganz gewiß war des AUGUSTUS Lebensstellung hochbedeutend und hochgeehrt und er selbst nach allgemeinem Urteil ein glücklicher Mensch. Und was ist heute noch von ihm übrig? Keine Nachkommenschaft und kein Monument; alles ist von der Erde getilgt. Und ob wohl von seinen Knochen etwas geblieben ist? Wer wollte oder wünschte gar heute mit ihm zu tauschen? Wer braucht heute seinem Namen zu zürnen, weil er ihm zu übermächtig wäre? Und setzen wir den Fall, es wäre heute anders, was nützte es ihm? War er glücklich, da er lebte? Besaß er denn mehr als die anderen Glücklichen seiner Art, blühte ihm anderes als Hinterlist, Zorn, Wut, Angst und Mord? Was er hatte, war ein Haus voll böser Skandale, ein Hof wilder Umtriebe, Freunde, die ihn verrieten und be⸗

trogen. Solange er nicht schlief, war er unglücklich. Der Schlaf war ihm lieber als das Wachen. Wie übel also muß für ihn die Zeit des Wachens gewesen sein, wenn der Schlaf, der wertlose, der gleichgültige, ihm wünschenswerter war? Und M. SCAURUS, was halfen ihm seine Schätze, Schauspiele, sein verschwenderisches Treiben, von dem allem nichts mehr, kein Hauch mehr übrig ist? Unruhen, Ängste, Aufregungen, Mühsale füllten sein Leben. Was sollten ihm Feste, Prunk und Vergnügungen anderer? Und was konnte an Glück im Leben eines ACILIUS sein, als sein Reichtum zerflossen war, als Schmerzen statt Vergnügen, Armut statt Üppigkeit bei ihm eingezogen waren? Es macht mir wahrlich keine Mühe nachzuweisen, daß ACILIUS unglücklich war; gibt es denn ein offenkundigeres Unglück als ein Leben, das gestern voll Glück und Annehmlichkeit war, heute in Elend versunken ist? Und was ist von SENECA heute noch übriggeblieben als sein schlechter Ruf? Eine Seele kann nicht glücklich sein, die mitten in einer Horde geiler Menschen lebt, an Tischen von Zedernholz und Elfenbein, während ganz Italien unter der Mißwirtschaft zusammenbricht, und wenn sie auch, wie SENECA, so viele Gärten besitzt, daß ihre Zahl sprichwörtlich wird. Und als ihn dann die Furcht vor dem Gifte NEROS zwang, von Brot allein zu leben und von Obst und von Wasser, das er sich selber aus der Quelle schöpfte, hat er bewiesen, daß niemandem, wenn er nur den Willen hat, der zu einem glücklichen Leben nötige Unterhalt fehlt, wenn so wenig dem allerüppigsten Schwelger genügt; denn was er früher wohl an Genüssen sich gönnte, das diente seiner Lust, nicht seinem Leben. Doch was beweist die Richtigkeit meines Satzes besser als die törichte Prahlerei des L. SULLA? Nach dem Tode des jüngeren MARIUS ließ er sich den Glücklichen nennen, und doch war er damals der Elendeste aller Elenden, ein Greis, ein Scheusal, blutbefleckt von Mord und Proskriptionen, von zahllosen Feinden rings umgeben, ein gesetzloser Tyrann. Wenn der sich glücklich nennen durfte, dann bin ich selbst weit eher noch dieses Namens würdig!
So leben wir denn, da doch uns Sterblichen kein Glück vergönnt ist, nur ein welkes Dasein, öde, leer.
Wenn es aber überhaupt im Leben ein Gutes gibt, womit wir dieser

Komödie Bühne schmücken können, so bin ich um dergleichen wahrlich nicht betrogen worden: Erholung, Ruhe, stille Behaglichkeit, Besonnenheit, Ordnung, Abwechslung, Heiterkeit, Unterhaltung, angenehme Gesellschaft, Behaglichkeit, Schlaf, Essen und Trinken, Reiten, Rudern, Spazierengehen, Neuigkeiten, die man erfährt, Überlegung, ruhige Betrachtung, gute Erziehung, Frömmigkeit, Ehe, fröhliche Gastereien, ein gutes, wohlgeordnetes Gedächtnis, Sauberkeit, Wasser, Feuer, Musik, viel Schönes für die Augen, angenehme Gespräche, Erzählungen und Geschichten, Freiheit, Selbstbeherrschung, kleine Vögel, junge Hunde, Katzen, der tröstliche Gedanke an den Tod, an den ewigen Wechsel der Zeit, die an allen, Seligen und Elenden, gleichermaßen vorübergeht, an Glück und Unglück, die Hoffnung auf unerwartete Glücksfälle, die Ausübung irgend einer Kunst, die man versteht, der mannigfache Wechsel in Wohnung und Beschäftigung, die ganze weite Welt! Darf man denn noch von Übel reden, wenn es eine solche Menge von wohltätigen und weisen Dingen gibt, die uns das Leben hoffnungsfreudig machen? Nein, wir leben durchaus nicht unglücklich, und würde nicht aller Menschen Leben dem widersprechen, ich wagte kühn unser Dasein das schönste Glück zu nennen. Doch es ist ein übler und billiger Rat, zu lügen, um andere — nicht sich selbst — zu betrügen.

Hätte ich die Möglichkeit, mir meinen Aufenthalt frei zu wählen, so würde ich nach Aquila oder Porto Venere ziehen, zwei Orte, wo sehr angenehm zu leben ist, oder außerhalb Italiens nach Eryx [Monte di San Giuliano] auf Sizilien, nach Dieppe am Flusse Drudis [Arques?] oder ins Tempetal nach Thessalien. Denn ich bin zu alt geworden, mich nach der Cyrenaica oder nach dem heiligen Berg Zion in Judäa zu sehnen oder die indische Insel Ceylon aufzusuchen, und weiß wohl, daß eine Gegend einen glücklichen Menschen tragen, nicht ihn glücklich machen kann.

## *Zweiunddreißigstes Kapitel*

# EHREN, DIE MIR ZUTEIL WURDEN

Ich habe nie nach Ehren getrachtet und gestrebt, noch habe ich sie je geliebt, wohl wissend, wie viel Unheil sie in das menschliche Leben bringen. Der Zorn ist ein großes Übel, doch seine Wirkung ist nur eine vorübergehende; die Übel aber, die der Ehrgeiz mit sich bringt, sind von Dauer. Er zerstört fürs erste unser Vermögen, weil er uns zwingt, jede Arbeit und jede andere Art des Gelderwerbs zu meiden, uns auffallender zu kleiden, üppiger zu speisen, mehr Diener als sonst nötig zu unterhalten. Sodann aber führt er uns in Todesgefahr und zwar auf so vielerlei Arten, daß mir die Zahl gar nicht einfällt: indem er uns zum Zweikampf zwingt, zum Krieg, zu ewigem Zank und Streit, zu höfischem Dienern bei Fürstlichkeiten, zu ungelegenen Gastereien, zum Beischlaf mit der Gattin oder einer Dirne; wir durchmessen seinetwegen alle Meere und behaupten, es sei ehrenvoll, für das Vaterland zu kämpfen. Einem BRUTUS war es ein vertrauter Gedanke, in der Schlacht den Opfertod zu sterben, SCÄVOLA verbrannte seine Rechte, FABRICIUS wies das verführerische Gold zurück. Dies letztere war vielleicht klug, alles andere dagegen war töricht, ja durchaus verrückt. Es ist wirklich kein Grund, über das Vaterland große Worte zu machen. Was heißt Vaterland denn anderes als das stille Zusammenwirken — ich rede hier namentlich von den Römern, Karthagern, Lakedämoniern, Athenern, bei denen unter diesem Vorwande stets die schlechten Elemente gewillt waren über die guten zu herrschen, die übermütigen über die elenden — das Zusammenwirken sage ich der kleinen Tyrannen zur Unterdrückung der Schwachen und Furchtsamen, die doch meist unbescholten und unschuldig sind? O Niedertracht der Menschen! Oder glaubst du etwa, so verschwenderisch gingen diese Helden mit ihrem Leben um, daß sie der reinen Ehre wegen den Tod fürs Vaterland auf sich genommen hätten? Tölpel und Elende, die sie waren, sagten sie sich: »Gibt es etwas Erbärmlicheres als mein Dasein? Wenn ich aber jetzt diesen Kampf lebendig überstehe, so zählt man mich zu den Großen meiner Stadt, und wie der oder jener werde ich fremdes Gut mein eigen nennen dürfen, so wie heute andere mein eigenes

Gut besitzen. Sterbe ich aber, so werden meine Nachkommen vom Pflug hinweg zu Triumphen und stolzen Festen gerufen werden.« Das war die Liebe zum Vaterland, der Stachel des Ehrgeizes! Ich will mit dieser Anklage nicht jene Städte treffen, die um ihre Frei-heit kämpfen, oder jene Fürsten, deren segensreiche Regierung allein darin besteht, die Gerechtigkeit zu schützen, die Guten zu fördern, die Gedrückten aufzurichten, die Tugenden zu pflegen, sich selbst und die andern, die schon die meiste Gewalt im Staat erworben haben, besser zu machen, so daß die Arbeit allein ihnen Lohn und Ehre ist. Auch ist es noch kein Fehler, wenn ein Staat über andere herrschen, ein Bürger andere überragen will; die Not-wendigkeit der Ordnung hat die Herrschaft, die Schlechtigkeit der Menschen erst hat die Tyrannei geboren.
Doch kehren wir zu allgemein bekannten Wahrheiten zurück; das eben Gesagte verstehen ja nur wenige. Das Streben nach Ansehen und Ehre raubt uns Zeit, denn es zwingt uns, sovielen Menschen unser Ohr zu leihen, soviel Besuche zu empfangen; es entzieht uns jeder Beschäftigung mit Dingen der Lebensweisheit, die doch das Göttlichste ist, was dem Menschen verliehen ward. O wie viele Menschen — ich meine nicht meine würdigen Leser — liegen stumpf in ihrer Trägheit und könnten doch noch immer diesen einzig wah-ren Preis und echte Zier der Ehre sich erwerben, wenn sie nur zwei oder drei volle Jahre lang jene zwei Stunden, die sie täglich darauf verwenden sich zu frisieren und zu putzen, dieser Beschäf-tigung mit Dingen der Lebensweisheit widmen wollten! Und dann hält uns die Ehrsucht auch davon ab, für unser Hauswesen und auch für unsere Kinder Sorge zu tragen, was der größte Wahnsinn ist. Sie setzt uns dem Neid aus, und der Neid erzeugt uns Haß und Schel-sucht, und aus diesen wiederum erwachsen uns weitere Übel, öffent-liche Verleumdungen, Verfolgungen, Anklagen, Angriffe auf unser Leben, Verlust unseres Vermögens und unaufhörliche Quälereien. Ihretwegen verlieren wir unsere eigene Freiheit zum größten Teil, wenn nicht völlig, ja schließlich auch — wenn du es mit der Anschau-ung des Volkes halten willst — alles, was an Gutem uns noch im Leben geblieben ist, die Lust selbst. Und so wandeln wir auf diesem Wege von der Ehre geführt und geleitet ehrenvoll genug zum ver-derblichsten aller Übel, zur mattherzigen Trägheit; in ihr versinken

schlechte Jünglinge, ganze Häuser gefährdet sie und richtet sie zugrunde. Alles, was wir ein Gut zu nennen pflegen, birgt in sich doch wenigstens irgend etwas Gutes: unsere Kinder einen An⸗fang unseres dauernden Fortlebens, die Freundschaft ein nicht kleines Stück echten Glückes, der Reichtum die Möglichkeit eines angenehmen Lebens, die Tugend im Unglück Trost, im Glück eine Zierde, Gesellschaft und Genossenschaft eine größere Sicher⸗heit des Lebens, andere anderes; einzig allein die Ehrsucht ist unfruchtbar und durchaus wertlos.

So sollen wir also immer und überall Ehrungen meiden und fliehen? Ganz gewiß nicht! Denn erstens mehrt die Ehre das Vermögen, die Macht, die Möglichkeit des Verdienstes und zwar bei Beamten sowohl als Ärzten und Malern und überhaupt bei den Künstlern, wie man denn auch zu sagen pflegt: die Ehre nährt die Kunst. Zweitens schützt die Ehre, wie auch die Gemeinschaft und Vereinigung, den Menschen vor vielen Gefahren, nament⸗lich dann, wenn er unter schwerer Mißgunst, unter falschen Ver⸗dächtigungen und ungerechten Verurteilungen zu leiden hat. Drit⸗tens verleiht die Ehre Macht, vor allem beim Militär und in ein⸗zelnen Ämtern, zu denen man nur durch Wahl gelangt und die man der Reihenfolge nach zu durchlaufen hat. Äußere Ehre ist vor allem dann am Platze, wenn es sich darum handelt, Schande und Unehre, die jedenfalls schlechter sind als Ehre, wieder gut⸗zumachen; sie ist wertvoll der Vorteile wegen, die mit ihr ver⸗bunden sind, und von großem Nutzen dann, wenn man in Kreisen verkehrt, wo man sonst noch unbekannt ist. Viertens endlich läßt sie sich gut gebrauchen, wo die Tüchtigkeit fehlt, und macht über⸗dies nicht viel Arbeit.

An Gaben dieser Art ist das Schicksal mir gegenüber nicht geizig gewesen. Schon als ich einmal als Knabe nach Cardano kam, gaben mir viele dort das Geleit — ein Vorzeichen künftigen Schicksals. Dann als ich das Latein erlernt hatte, bin ich sofort in unserem Heimatsdorf bekannt geworden, und als ich mich später nach Pavia begab, haben mir viele freiwillig das Geleit ge⸗geben. Auch machte man mir Angebote, die, hätte ich sie an⸗genommen, mir den Weg zu hohen Ehren beim Papst PIUS IV. ge⸗öffnet hätten. Meine Disputationen verliefen ganz glücklich, und

selbst ein MATTEO CURZIO [s. u. S. 105] hat sich, mir zu Ehren, herabgelassen, mit mir zu disputieren. Ich dozierte sodann Mathematik, freilich nur ein einziges Jahr, da die Akademie sich auflöste. Im Jahr 1536 erhielt ich einen Ruf an den Hof Papst PAUL III. Schon zwei Jahre lang hatte ich damals Mathemathik doziert, außerdem Geometrie, Arithmetik, Astrologie, Architektur. Im Jahre 1546 machte mir der sehr erlauchte MORONE [s. o. S. 13] das Angebot, ich solle meinen Beruf in Rom mit einer vom Papst bezahlten Besoldung ausüben. Im Jahre darauf bot mir ANDREAS VESAL [s. o. S. 13] als Abgesandter des Königs von Dänemark, wenn ich in dessen Dienst treten wolle, ein jährliches Einkommen von 306 ungarischen Goldgulden an, die aus den Abgaben des Handels mit vornehmen Pelzen in die königliche Kasse flossen. Dieses Geld unterscheidet sich im Wert von der königlichen Münze um ein Achtel, wird auch etwas säumig ausbezahlt, ist nicht durchaus vollgültig anerkannt und bis zu einem gewissen Grad zufälligen Schwankungen im Kurs unterworfen. Außerdem wurde mir der Lebensunterhalt für mich, für fünf Diener und drei Pferde zugesichert. Das dritte Angebot war das in Schottland. Ich scheue mich, die Summe zu nennen; sie war so groß, daß ich in wenigen Jahren der reichste Mann gewesen wäre. Das dänische Angebot nahm ich deshalb nicht an, weil die Gegend mir allzu kalt und feucht ist, die Einwohner vollkommene Barbaren sind und ihre kirchliche Verfassung und ihr Ritus sehr von denen der römischen Kirche verschieden sind, das schottische aber deshalb, weil es mir nicht erlaubt gewesen wäre, dies Geld durch Bankagenten und reisende Wechsler nach England, viel weniger nach Frankreich oder gar Italien zu schicken. Dies war im Jahre 1552, im Monat August; im Oktober machten mir der sehr gelehrte [CLAUDE LAVAL] Herr von BOIS-DAUPHIN [s. o. S. 48] und PHILANDRIER, einer der Sekretäre des französischen Königs [HEINRICH II.], ein anderes Angebot: ich sollte 800 Gulden für jedes Jahr meines Dienstes erhalten, oder eine Kette im Wert von 500 Goldgulden, wenn ich auch nur, wie sie sagten, des Königs Hand küssen und sogleich wieder fortgehen würde. Andere suchten mich für den Kaiser [KARL V.] zu gewinnen, der eben damals Metz belagerte. Ich lehnte beide Angebote ab; das letztere, weil ich den Kaiser

in der schwierigsten Lage sah, da er durch Hunger und Kälte den größten Teil seines Heeres verloren hatte, das andere, weil ich es nicht für schicklich hielt, einen Herrn zu verlassen, um seinen Feinden anzuhängen. Als ich nun von Antwerpen nach Basel reiste, nahm mich dort der erlauchte Herr CAROLO AFFAIDATO in seiner Villa auf und zwang mich trotz meines Widerstrebens mit allen Künsten der Überredung, ein prächtiges Maultier, das einen Wert von fast 100 Goldgulden haben mochte, als Geschenk anzunehmen. Es war das nämlich ein Herr von ganz seltener Liebenswürdigkeit und Freigebigkeit, ein Freund aller Männer, die sich durch Tüchtigkeit hervortaten. Auf derselben Reise bot mir auch ein vornehmer Genuese namens EZZELINO ein Reitpferd an von der Art, die der Engländer in seiner Muttersprache »obin« [dobbin?] nennt. Ich schämte mich fast, es anzunehmen; denn man konnte sich meiner Ansicht nach kein schöneres und wertvolleres Geschenk wünschen. Es war ganz weiß und überaus fein gebaut, und zwar waren es zwei fast ganz gleiche Pferde, zwischen denen er mir die Wahl ließ. Im Jahre darauf machte mir der [kaiserliche Statthalter von Mailand] Fürst DOM FERNANDO [GONZAGA], wie man ihn gewöhnlich nannte, ein Angebot von 30000 Gulden, wenn ich auf Lebenszeit in den Dienst seines Bruders, des Herzogs von Mantua, träte, und zwar sollten mir sofort am ersten Tage 1000 Gulden von dieser Summe ausbezahlt werden. Doch ich hatte keine Lust anzunehmen. DOM FERNANDO wunderte sich darüber und ward verstimmt. Es lag ihm viel daran, mich für diese ehrenvolle Stelle zu gewinnen, mir dagegen weniger; und als alle Mahnungen nichts fruchteten, ging er schon zu Drohungen über, aber schließlich sah er den Grund ein, warum ich, nach Art der Wiesel [?], lieber sterben als mich beflecken wollte, und von diesem Tag an liebte er mich noch mehr als zuvor, wie es Brauch ist bei Leuten, die eine durchaus vornehme Gesinnung haben. Das sechste ehrenvolle Angebot erhielt ich, wie ich schon erzählt habe, im Jahre 1552 durch den Vizekönig BRISSAC [s. oben S. 71], der mir jedes nur denkbare Anerbieten machte, vor allem auf Anraten des LOUIS BIRAGUE, unseres erlauchten Mitbürgers. Alle andern suchten mich als Arzt, BRISSAC als Ingenieur zu gewinnen; doch die Stellung entsprach meinen Wünschen nicht.

— Doch ehe ich in meinem Thema fortfahre, will ich nur mit einem einzigen Wort erklären, wie es möglich war, daß ein so ganz armer König, wie der von Schottland, der, wie es heißt, nicht mehr als 40 000 Gulden jährlicher Einkünfte hat, mir ein so üppiges Angebot machen konnte. Diesem König sind, wie man behauptet, 14 000 Adlige untertan, obwohl ich nicht glaube, daß es soviele sind. Und diese Adligen sind durch ein Gesetz (einige sagen auf Widerruf) verpflichtet, für ihren König drei Monate lang im königlichen Heerlager Waffendienste zu tun. Und wenn während dieser Zeit einer stirbt, so ist der König (und gewohnheitsrechtlich auch der, dem der König dies Recht im einzelnen Fall übertragen hat) Vormund seiner Kinder, bis der Ältestgeborene das 21. Jahr erreicht oder vollendet hat. In dieser Zeit muß der Vormund den Waisen Kleidung und Unterhalt reichen, alle anderen Einkünfte sind sein eigen, ohne daß er je darüber Rechenschaft ablegen muß, da er an der Stelle des Königs steht. Und was noch wichtiger ist, der Vormund kann sein Mündel, sei es nun männlich oder weiblich, ehelich vermählen, mit wem er will, vorausgesetzt nur, daß der oder die, die geheiratet werden sollen, selbst von Adel sind, und die Mitgift, die das Paar erhält, richtet sich nicht nach der Vermögenslage des Mündels, sondern nach der Willkür des Vormunds. —

Ich komme zum Thema zurück. Dreimal bin ich zu Pavia angestellt worden, viermal vom Senat in Mailand, dreimal von dem zu Bologna; doch war die letzte Anstellung ungültig. Zu Paris warteten 40 vornehme Herren auf meine Rückkehr aus Schottland, um meine ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, und einer bot mir für sich allein 1000 Gulden dafür an. Doch ich hätte auf der Rückkehr den Umweg über Paris nur mit Mühe machen können, jedenfalls wagte ich es nicht. Ich habe jetzt noch einen diesbezüglichen Brief des Pariser Präsidenten AIMAR DE RANCONET [s. oben S. 41], der, wie ich an anderer Stelle schon gesagt habe, ein im Latein und Griechischen höchst gebildeter Mann war. Überhaupt ging es mir auf meiner Reise durch Frankreich und Deutschland genau wie einst dem PLATO zu Olympia. Auch will ich noch an das schon einmal erwähnte Zeugnis erinnern, das das Kollegium von Padua über mich an den Stadtpräfekten abgab [?]. Und ähnlich ehren-

voll war für mich, daß ich in Venedig [?] von den mehr als 60 Stimmen, die in Betracht kamen, sämtliche erhielt, was notwendig war, da die Sache [?] nur zum Abschluß kommen konnte, wenn niemand widersprach. Ein ähnliches Glück hatte ich, als im Senat von Bologna bei meiner Wahl [zum Professor im Jahre 1562?] von 29 Stimmen 28 auf mich fielen, denn bei einer geringeren Zahl als 25 wäre meine Wahl unmöglich gewesen.
Auch das darf ich mir zur Ehre anrechnen, daß mein Name nicht nur in allen Ländern, sondern auch bei allen Fürsten und Königen und Kaisern der ganzen Welt bekannt ist. Und wenn man dies vielleicht auch an sich als nutzlos bezeichnen darf, so kann es doch nicht geleugnet werden, und was du im vereinzelten Falle verachten magst, das kann doch sicher nicht der Verachtung wert sein, wenn es in großen Mengen sich häuft: meine vielseitige Kenntnis, meine Reisen, die Gefahren, die ich bestand, die vielen Ämter, die ich ausübte, die Angebote, die mir gemacht wurden, die Freundschaft mit Fürsten, mein guter Ruf, meine Bücher, das Wunderbare, das mir bei Heilungen und anderen Dingen begegnete, jene seltsamen, fast ganz übernatürlichen Erscheinungen [s. Kapitel XLIII], außerdem mein Schutzgeist [s. Kapitel XLVII], mein überall verbreitetes Ansehen, die Tatsache, daß ich Mitglied von drei Kollegien von Ärzten bin, in Mailand, in Pavia und in Rom. Auch habe ich nichts von all diesen Ehren auch nur mit einem Worte nachgesucht, außer daß ich um die Aufnahme in das Kollegium der Ärzte zu Mailand bat, die mir dann gegen Ende des Monats August im Jahre 1539 erteilt wurde, und mich um ein Lehramt zu Bologna bewarb; beides tat ich von der Not getrieben, nicht vom Stachel des Ehrgeizes. Und schließlich bin ich auch noch vom Senat der Stadt Bologna mit dem Ehrenbürgerrecht geschmückt worden.
Im allgemeinen ist, wie ich schon gesagt habe, die Ehre für den Menschen eine erbärmliche Sache. Doch wenn es hier schon etwas zu sagen hat, so habe ich davon nicht bloß etwas, sondern viel mehr erlangt, als ich einst hoffte, wie auch jene Ehre des Beinamens [»Mann der Erfindungen«, s. unten S. 189]. Doch wir wollen jetzt von erlittener Unehre reden.

*Dreiunddreißigstes Kapitel*

## WAS ICH AN UNEHREN ERLITT. WAS VON TRÄUMEN ZU HALTEN IST. VON DER SCHWALBE IN MEINEM WAPPEN

Über Sinn und Bedeutung der Unehre ist ganz anders zu handeln als über die Ehre. Denn während es für die meisten Menschen besser ist, alle Ehrungen zu fliehen, ist es nach der allgemeinen Auffassung des Volkes keinem nützlich noch ehrenvoll, erlittene Unehren ruhig zu tragen. Heißt ja doch das Sprichwort: »Erlittenes Unrecht ruhig ertragen lädt jedermann zu neuem Unrecht ein«. Sobald du ein Unrecht geduldig trägst, wird man dich verachten, von neuem angreifen und erniedrigen. Ich rede ja hier nicht vom jüngsten Knabenalter, denn ein Kind ist noch garnicht fähig, beleidigt zu werden; und wäre dies doch der Fall, so würde wohl gelten, was HORAZ [Sat. I, 6] von der väterlichen Erziehung sagt:

> »Selbst auch war er ein wacher und unbestechlicher Hüter
> Mir bei den Lehrern allen umher.«

Doch, wie ich schon gesagt habe, Unehre und Verunglimpfungen zu ertragen, das bringt dieselben Unbequemlichkeiten mit sich, wie die Ehre, und noch größere; vor allem dann, wenn dabei Weiber irgendwie im Spiele sind. Nun gibt es aber zweierlei Arten von Ehre und Unehre, eine äußere und eine innere. Höchst widerlich und unhaltbar ist die Lage eines Menschen, der äußerlich an Ehren reich ist, innerlich dagegen an Unehre krankt; von Toren und vom Pöbel ist er geehrt, die Besseren hassen und die Stolzen verachten und verlachen ihn. Wer dagegen innerlich ehrenhaft ist und nur unter äußerer Verachtung leidet, dessen Leben kann sicher ruhig sein, wenn er nur selbst will und mit seinem Schicksal zufrieden ist. Die aber, die nach jeder Seite hin von Unwert, verachtet und mit Mißachtung beladen sind, wie etwa bei uns die Lastträger und Bauern, die befinden sich, wenn sie unter einem gerechten Fürsten leben, ganz wohl, vor allem dann, wenn sie sich zu einem Verband zusammentun. Wer dagegen innen und außen ehrenhaft und der Ehre wert ist, der wird gar bald dafür bestraft werden durch schmähsüchtige Verleumdungen, durch heimliche Angriffe

und Anschuldigungen. Vor öffentlichen Anklagen freilich ist er sicher; denn wer so allgemein als gerecht verehrte Leute beleidigen wollte, der müßte die Mißgunst des Volkes, ja für sein Leben zu fürchten haben.
Als ich zu Bologna wohnte und gerade die Verhandlungen über meine Anstellung schwebten, kamen zwei- oder dreimal bei Nacht mehrere Leute im Namen von Senatoren und Richtern zu mir mit der Bitte, ich möge ein Schriftstück unterschreiben, worin ausgeführt war, daß ein wegen Religionsvergehens, Giftmischerei und Zauberei bereits verurteiltes Weib vom Standpunkt des weltlichen wie des geistlichen Rechts aus freigesprochen werden müsse, vor allem aus dem Grunde, weil es ja nach der Ansicht der Philosophen keine bösen Geister gebe. Des weiteren sollte ich verlangen, daß ein anderes Weib, das freilich von den Richtern noch nicht verurteilt war, aus dem Kerker entlassen werden solle, weil sie krank sei und unter den Händen fremder Ärzte sterben würde. Auch brachten sie mir ihre Nativität, ich solle ihnen daraus ihr Schicksal verkünden, als wäre ich ein Wahrsager oder Prophet, nicht Professor der Medizin. Doch war alle ihre Mühe umsonst, und sie zogen wieder ab, ohne etwas anderes mit sich zu nehmen als die üble Meinung, die ich von ihnen gewann. — Als ich in meiner frühen Jugend, etwa 12 Jahre alt, einmal eine mit Pulver geladene Pistole losfeuerte, so daß der papierene Stöpsel die Frau eines anständigen Musikers verwundete, wurde ich mit der Faust so heftig auf die Wange geschlagen, daß ich zu Boden fiel. — Die Disputation, die ich zu Mailand hielt, war von vornherein über meine Kräfte groß angelegt und endete deshalb wenig glücklich. — Die Gewalttätigkeit einiger Ärzte zwang mich im Jahre 1536 oder 37 bei der Verhandlung mit dem Kollegium [zu Mailand] die schmachvollsten Bedingungen einzugehen. Doch wurde, wie ich schon gesagt habe, dieser Vertrag im Jahre 1539 wieder gelöst, und ich kam völlig zu meinem Rechte. — Im Jahre 1536, da ich als Arzt im Hause der BORROMEI verkehrte, sah ich in der Morgendämmerung im Traum eine Schlange von außerordentlicher Größe und hatte Angst, von ihr getötet zu werden. Und kurz darauf kam ein Bote, ich möge den Sohn des Grafen CAMILLO BORROMEI, eines sehr erlauchten und vornehmen Herrn, besuchen. Ich gehe

hin und sehe, daß der Knabe (er war etwa sieben Jahre alt) nur ganz leicht erkrankt ist; doch als ich ihm den Puls fühle, merke ich, daß dieser immer nach dem vierten Schlage aussetzte. Die Mutter, Gräfin CORONA, fragte mich, wie die Sache stehe. Ich gab zur Antwort, ich sehe kein großes Fieber, fürchte aber trotzdem irgend ein unbekanntes Übel, weil der Puls immer nach dem vierten Schlag aussetze. Ich kannte nämlich damals GALENS Bücher über die Erkenntnis der Krankheiten aus dem Pulsschlag noch nicht. Und als nun die Krankheit auch am dritten Tage noch unverändert blieb, verordnete ich, daß der Kleine eine Arznei, genannt Diarob, vermischt mit Turbit, in kleinen Mengen trinken solle. Ich hatte das Rezept schon aufgeschrieben, und ein Bote wollte damit zur Apotheke gehen, da fiel mir plötzlich mein Traum ein. »Wer weiß«, sage ich zu mir selbst, »vielleicht ist das Aussetzen des Pulsschlags ein Anzeichen des nahen Todes? (Und später, als man die Bücher [des GALEN] fand, erwies sich das als zutreffend.) Und die mir so feindlich gesinnten hiesigen Ärzte werden dann die Ursache des Todes in der starken Arznei sehen.« Sofort rufe ich den Boten zurück, der noch keine vier Schritte vom Hause entfernt war, und sage, es fehle noch etwas im Rezept, was ich hinzufügen wolle, zerreiße dann das vorher Geschriebene in aller Stille und schreibe ein anderes Rezept auf, ein Pulver aus Perlen, Einhornbein, Edelsteinen. Man gibt das Pulver dem Kranken; er schluckt es. Nun sehen die Umstehenden, daß es dem Knaben sehr übel gehe, und man ruft noch drei hervorragende Ärzte hinzu. Nur einer von ihnen, der auch bei der Angelegenheit mit dem Sohne des SFONDRATI zugegen war, war mir etwas freundlicher gesinnt. Sie sahen die von mir verordnete Medizin — was hätte ich machen sollen? Doch Gott wollte nicht, daß ich noch mehr ins Unglück käme. Obwohl zwei von ihnen mich aufs äußerste haßten, lobten sie nicht nur meine Verordnung, sondern ließen die Arznei dem Kranken von neuem reichen. Dieser Umstand rettete mich. Als ich am Abend wieder kam, ward mir alles klar. Am andern Morgen in aller Frühe ruft man mich wieder, und ich sehe, daß das Kind in den letzten Zügen liegt. Der Vater weint und ist ganz niedergeschlagen. »Sieh nur,« sagt er »du sagtest, er sei gar nicht krank (als ob ich dies gesagt hätte!), verlaß ihn

wenigsten nicht mehr, solange er noch lebt.« Ich verspreche es, und bald darauf merke ich, daß zwei Adlige ihn zurückhalten; er will unter Geschrei auf mich losstürzen, doch sie dulden es nicht; alle Schuld am Tode des Kindes schiebt er mir zu. Was weiter? Hätte ich Diarob mit Turbit verschrieben, was durchaus kein sicheres Mittel gewesen wäre, so wäre es um mich geschehen gewesen. Auch so verfolgte er mich, solange er lebte, mit den schwersten Vorwürfen, so daß mich schließlich alles floh. So war es, als hätte mich die schlimmste afrikanische Schlange angezischt. Ich entging gerade noch dem Tode. Was ich aber infolge der allgemeinen Ächtung verlor, das gewann ich wieder herein durch Studien, für die ich nun Zeit hatte, so daß ich schließlich die ganze Sache nicht zu bereuen brauchte.

Ich kann nicht glauben, daß dieser Traum, ebenso wie auch das andere, was ich vorher erzählte, bloßer Zufall gewesen sei, sondern, wie deutlich zu sehen ist, eine Mahnung, die Gott einer frommen, von vielem Unglück heimgesuchten Seele, die er nicht verlassen will, zukommen läßt. Bin ich ja doch auch erst durch diesen Stachel [zu ernster Arbeit] angefeuert worden! Auch stimmte der Traum von der Schlange vollständig mit dieser ganzen Sache zusammen: das Haus der BORROMEI an der Piazza von Santa Maria Pavone [Podone], worin sich die ganze Angelegenheit abspielte, ist völlig mit Schlangen bemalt, weil nämlich die BORROMEI in ihrem alten Wappen eine Viper haben. – Wir CARDANI hatten früher eine rote betürmte Burg auf weißem Grund im Wappen. Um unser Wappen aber von dem der CASTIGLIONE (ein berühmter Name, der soviel wie Burg und Löwe bedeutet) zu unterscheiden, nahmen wir noch ein kleines schwarzes Türmchen in die Mitte des Wappens auf. Der Kaiser verlieh uns dazu später noch einen Adler, mit Ausnahme des Schnabels ganz schwarz, mit ausgespannten Flügeln (den Kopf malen die einen geschlossen, die anderen gespalten), auf gelbem Grund, woher es kommt, daß manche den Grund auf beiden Wappenschildern gelb oder golden malen, andere nach alter Sitte den Grund beim Adler gelb, bei der Burg weiß. Ich selbst habe später, an dem Tage, da ich verhaftet wurde, meinem Wappen eine unter einem Dache singende [?] Schwalbe hinzugefügt, weil es der Verschiedenheit der Farben wegen überaus

schwierig war, das genaue Wappen festzustellen. Ich wählte die Schwalbe, weil sie in vielen Beziehungen zu meinem Wesen paßt: keinem Menschen tut sie etwas zuleide, flieht nicht die Gesellschaft der Armen, verkehrt immer unter Menschen, ohne mit ihnen vertraut zu werden, wechselt oft ihre Wohnung, geht und kommt wieder, liebt das eheliche Zusammenleben, ist weder Einsiedler noch Herdentier, erfreut ihren Hauswirt mit Gesang, duldet keinen Kerker; die Sehkraft kehrt ihren geblendeten Augen wieder [?], und so klein sie ist, so trägt sie doch oft wertvolle Steine im Bauche, freut sich ganz sonderbar an milder, warmer Luft, ist überaus kunstfertig im Bau der Nester und wird darin unter allen Vögeln nur vom Eisvogel übertroffen, ist unten am Bauche weiß, außen sonst überall schwarz; als hätte sie Gedächtnis und Dankbarkeit, kehrt sie immer wieder zum alten Haus zurück, kein Vogel, auch kein Raubvogel verfolgt sie, keiner übertrifft sie im Fliegen oder kommt ihr auch nur gleich.

Doch kehren wir zu meiner Geschichte zurück. In Sacco hatte ich bei zwei Krankheitsfällen schmählichen Mißerfolg. Eine Dame namens RIGONA, Bürgerin der Stadt, die ich am sechsten Tag am Fuß zur Ader ließ, starb am siebenten. Ein anderer Patient, ein armer Mann, der gewöhnlich die Glocken der Stadtkirche schlug, starb, wenn ich mich nicht täusche, noch in der gleichen Nacht, nachdem ich ihm Arznei gegeben hatte. Der Grund war beide Male derselbe: ich hatte die Krankheiten, an denen die zwei litten, noch nie gesehen. Aber es fehlte nur wenig, und ich wäre in üblen Ruf gekommen, und hätte der um sich gegriffen, so wäre es wohl um mich geschehen gewesen, da meine private Lage und meine öffentliche Stellung sehr erschüttert und gedrückt waren. Auch die Sache mit VIGNANO ging übel aus, freilich ohne daß er daran gestorben wäre; doch verzichtete er daraufhin auf meine ärztliche Hilfe, obwohl ich neun Angehörige dieses Hauses völlig gesund gemacht hatte. So habe ich also in den 51 Jahren, da ich Arzt bin, drei Fehlkuren gemacht. GALEN freilich klagt sich solcher nicht an, weil er sich nämlich so oft getäuscht hat, daß ihn auch eine Selbstanklage nicht entschuldigen würde. Unter öffentlicher Unehre und Schande litt ich dieser Dinge wegen nie, wohl aber unter anonymen Verdächtigungen und Schmähungen

mehr als irgend ein anderer, hauptsächlich in Mailand und Bo⸗logna. Ich glaube, man wollte dort seinem Mitbürger üppigen Dank abstatten. Zu Pavia geschah mir nichts dergleichen, obwohl ich in Wirklichkeit Bürger dieser Stadt war, da ich in ihrem Be⸗zirk zur Welt kam und Wohnung genommen hatte. Aber wie mit⸗unter das Fieber eine Krankheit endet und den Kranken, der sonst nicht geheilt werden könnte, vom Tode rettet, wie HIPPOKRATES in seinen Aphorismen ausführt, so hat später meine Einkerkerung all den offenen Gerüchten von Verbrechen, die man mir zur Last legte, ein so gründliches Ende gemacht, daß auch nicht der Schatten eines Verdachtes übrig blieb — ein deutlicher Beweis, wieviel der Neid in solchen Dingen ausmacht. Und ihr Herren Ärzte, was habe ich euch denn getan? Und so haben sie damals mit einer neuen Verdächtigung all den Unehren und Schmähungen, unter denen ich litt, ein Ende gemacht und hofften doch, sie damit erst recht lebendig zu machen!

Doch schweigen wir von diesen Schmähungen und Beschimp⸗fungen, die in unserem Alter mehr für keifende Weiber als für Männer sich schicken. Ganz herrlich aber war jene Sache mit dem Dialog, der [im Jahre 1570] unter dem Titel »Melanphron«, das heißt dunkle oder schwarze Kunst, in Bologna zirkulierte und mir zugeschrieben wurde. Aber das Machwerk war so ungeschickt zusammengestellt und so unglücklich abgefaßt, daß man es nur zu lesen brauchte, um zu merken, daß der Verfasser weder von einer weißen noch von einer schwarzen Kunst etwas verstand; weshalb schließlich die Mühe dieser Leute ganz umsonst ver⸗geudet war.

Doch kehren wir zu unserer Vaterstadt Mailand zurück. Dort wurde mein Gesuch um Anstellung als Arzt am Hospital von Sant' Ambrogio zurückgewiesen; die Stelle hätte mir im Jahre zwischen 7 und 8 Goldgulden eingetragen. Und ich war damals, wenn ich mich nicht täusche, 37 Jahre alt. Schon früher, in meinem 29. Lebens⸗jahre, hatte ich mich vergebens um eine Stelle in dem Dorf oder Städtchen Caravaggio bemüht; das Gehalt betrug dort nicht ganz 80 Goldgulden. Doch alle Mühe war umsonst. Zu Magenta waren sie schon auf alle meine Vertragsbedingungen eingegangen; die Besoldung belief sich auf 55 Gulden. Aber noch in letzter Stunde

trat ich vom Vertrag zurück. So wenig hätte gefehlt, daß ich gerade dort an Auszehrung und Altersschwäche gestorben wäre, wenn ich überhaupt hätte alt werden können. Im Jahre 1529 bemühte ich mich um eine Stelle als Arzt in Bassano mit dem Gehalt von 100 Goldgulden; aber ich erhielt sie nicht, obwohl einige Freunde für mich eintraten. Es ist dies Bassano ein Städtchen im Gebiet von Padua. Ganz glänzend aber war vollends ein Angebot des CESARE RINCIO, eines der angesehensten Ärzte unserer Stadt: wenn ich für ihn die ärztliche Praxis in einem Dorf in der Nähe von Novara, 50000 Schritt von Mailand entfernt, übernehmen würde, sollte ich, wenn ich mich nicht täusche, ein Gehalt von jährlich 12 Gulden erhalten. Du darfst dich also nicht wundern, wenn ich im Städtchen Sacco ohne jedes Einkommen lebte und es doch 5 Jahre lang aushielt. Ein gewisser GIAMPIETRO POCOBELLO hat sich zu Mozzate [?] und GIAMPIETRO ALBUZIO zu Gallarate je ein Vermögen von beinahe 20 Goldgulden erworben. Dies gelang ihnen aber nur, weil sie mit Aussicht auf eine Erbschaft geheiratet hatten. Und keiner von beiden ging, solange die erste Frau noch lebte, eine zweite Ehe ein.

*Vierunddreißigstes Kapitel*

## MEINE LEHRER

In meiner frühen Jugend, ungefähr in meinem 9. Jahre, unterrichtete mich mein Vater in den Anfangsgründen der Arithmetik in heimlich vertrauter Art, als handle es sich um eine Geheimwissenschaft. Woher er selbst sein Wissen nahm, weiß ich nicht. Bald darauf unterrichtete er mich auch in der arabischen Astrologie und versuchte, mir eine künstliche Art des Memorierens beizubringen; aber ich zeigte mich für diese Gedächtniskunst nicht im mindesten begabt. Nach meinem 12. Jahre unterwies er mich in den ersten sechs Büchern des EUKLID, aber in der Weise, daß er sich keinerlei Mühe gab, mir etwas verständlich zu machen, wenn er glaubte, ich könne mit eigenem Nachdenken zum Verständnis einer Sache gelangen. Dies sind die Fächer, die ich ohne literarische Spielerei erlernt und mir erworben habe, ohne die lateinische Sprache. Mit vollen 20 Jahren begab ich mich auf die Universität nach Pavia, und am

Schluß des nächsten Jahres disputierte ich mit MATTEO CURZIO, dem ersten Professor der Medizin, der mir die Ehre antat, mir öffentlich zu opponieren, eine Vergünstigung, die ich nie zu erhoffen gewagt hätte. Ich hörte auch den BRANDA PORRO [italienischer Mediziner und Philosoph 1487—1571] in der Philosophie und einigemale auch den FRANCISCUS TAEGIUS [italienischer Gelehrter der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts] aus Novara. Im Jahre 1524 hörte ich zu Padua den CURZIO und eine Vorlesung über das Gedächtnis in der Medizin [?]. Damals lernte ich auch den GIROLAMO ACCORAMBONI [italienischer Arzt 1467—1537] kennen, der sogenannte praktische Medizin lehrte, außerdem unter anderen Professoren den TOSETO MOMI und einen spanischen Philosophen großen Namens [?].

*Fünfunddreißigstes Kapitel*

## ZÖGLINGE UND SCHÜLER

Deren erster war AMBOGIO BIZOZORO, der später Kapitän auf einem dalmatinischen Schiff wurde, ein geistvoller und kühner Mann. Der zweite war LODOVICO FERRARI aus Bologna, der sowohl in Mailand wie in seiner Vaterstadt Mathematik dozierte und in diesem Fach außerordentliche Kenntnisse besaß; der dritte GIOVANNI BATTISTA BOSCANO, der Senatsschreiber des Kaisers KARL V. wurde. Der vierte GASPARE CARDANO, der Enkel eines anderen GASPARE, meines Oheims; der wurde Arzt und dozierte in Rom als öffentlicher Professor der Medizin. Der fünfte FABRIZIO BOZIO, der als mailändischer Offizier im Gebiet von Turin Kriegsdienste tat. Der sechste GIUSEPPE AMATI, jetzt Sekretär des Gouverneurs unserer Provinz. Der siebente CRISTOFORO SACCO, der öffentlicher Notar wurde. Der achte ERCOLE VISCONTI, ein Musiker, ein heiterer und liebenswürdiger Jüngling. Der neunte BENEDETTO CATANEI aus Pavia, der Jurisprudenz studierte. Der zehnte GIAMPAOLO EUFOMIA, ein Musiker und recht gebildeter Mensch. Der elfte RODOLFO SILVESTRE aus Bologna, der Arzt wurde und heute, da ich dies schreibe, seinen Beruf in Rom ausübt. Der zwölfte GIULIO POZZO aus Bologna, der einzige, der mich im Stich ließ, als er für mich bürgen sollte. Der dreizehnte CAMILLO ZANOLINI, gleichfalls aus

Bologna, ein Musiker und öffentlicher Notar, ein Mann mit den feinsten Manieren und Gewohnheiten. Der vierzehnte OTTAVIO PITI aus Calabrien, der heute noch bei mir ist. Von diesen waren die bedeutendsten der zweite, vierte und elfte. Zwei von diesen sind aber schon in jungen Jahren gestorben, der zweite mit 43, der vierte mit noch nicht 40 Jahren:

»Kurz nur lebt, der nicht Maß hält, und selten winkt ihm das Alter.
Was du auch liebest, mit Maß gönne dir Wunsch und Genuß.«

*Sechsunddreißigstes Kapitel*

## VON MEINEN TESTAMENTEN

Ich habe während meines Lebens bis auf den heutigen Tag — den letzten des Monats Oktober im Jahre 1576 — zu verschiedenen Malen ein Testament aufsetzen lassen, das letzte durch die Bologneser Notare GIACOMO MACCHELLI und TOMA BARBERIO, ein anderes zu Mailand durch BARTOLOMMEO SORMANI, GIROLAMO AMATI und GIAN GIACOMO CRIVELLI. Und jetzt habe ich mich entschlossen, ein anderes und letztes aufzusetzen; auch habe ich verschiedene Kodizille angehängt. Der wesentliche Inhalt des Testamentes ist der, daß ich zwar am liebsten mein Vermögen gleichmäßig auf meine Kinder vererben wollte, daß ich es aber vorziehe, weil mein jüngerer Sohn ein so übles Leben geführt hat, dessen Anteil auf den Enkel, den ich von meinem älteren Sohne habe, übergehen zu lassen. Eine zweite Bestimmung lautet, daß alle meine Nachkommen so lang als irgend möglich unter Kuratel gestellt bleiben sollen, aus Gründen, die mir wohl bekannt sind. Drittens soll mein Vermögen zu einem Fideikommiß gemacht werden und dieses, falls meine Nachkommenschaft aussterben sollte, wenn irgend möglich für immer unzersplittert und unangefochten im Besitz meiner nächsten Verwandten bleiben. Viertens sollen meine Bücher verbessert und dann im Druck veröffentlicht werden, so daß sie der Menschheit zum Nutzen werden können, wie sie ja auch nur in diesem Sinn verfaßt wurden. Fünftens soll mein Haus zu Bologna, wenn meine Nachkommenschaft aussterben sollte, in den gemeinsamen Bezitz der ganzen Familie der CAR-

DANI übergehen, und die späteren Erben sollen, wenn sie nicht aus unserer Familie sind, doch den Namen CARDANO führen. Eine sechste Bestimmung läßt für einzelne gelegentliche Abänderungen Raum.

*Siebenunddreißigstes Kapitel*

## EINIGE NATÜRLICHE, ABER SONDERBARE EIGENTÜMLICHKEITEN, WORUNTER EINIGE TRÄUME

Das erste Anzeichen einer sozusagen anormalen Natur war schon meine Geburt mit langen, schwarzen, krausen Haaren was zwar gerade nichts Wunderbares, aber immerhin etwas völlig Unnatürliches war; noch mehr aber war es der Umstand, daß ich fast ganz entseelt in diese Welt eintrat.

Das zweite zeigte sich in meinem vierten Lebensjahre und dauerte ungefähr drei Jahre lang. Auf das Geheiß meines Vaters blieb ich morgens bis in die dritte Tagesstunde im Bette liegen, und da ich immer schon früher aufwachte, widmete ich die Zeit, die mir bis zu der gewohnten Stunde des Aufstehens blieb, einem wohligen Schauspiel, das sich jeden Morgen einstellte und nie vergebens auf sich warten ließ. Ich sah verschiedenartige Bilder, und zwar war es etwas wie luftige Körper, die aus ganz kleinen Ringen zu bestehen schienen, wie wir sie bei einem Kettenpanzer haben, obschon ich bis dahin noch nie einen solchen Panzer gesehen hatte. Die Bilder bewegten sich von der unteren rechten Ecke des Bettes an in einem Halbkreis herauf und senkten sich langsam wieder nach links herunter, bis sie völlig verschwanden. Es waren Bilder von Burgen, Häusern, Tieren, Pferden mit Reitern, von Pflanzen, Bäumen, Musikinstrumenten, theatralischen Dingen, von verschiedenartig gestalteten Menschen, von Kleidern aller Art, von Trompetern vor allem, die auf Posaunen zu blasen schienen, obwohl ich keinerlei Laut oder Ton vernahm, außerdem Soldaten, Menschenmengen, Felder, körperliche Figuren, wie ich sie bis auf diesen Tag noch nie gesehen hatte, Haine und Wälder und andere Dinge, deren ich mich nicht mehr entsinne; mitunter waren es auch ganze Haufen von vielen Dingen, die durcheinander stürzten,

ohne sich freilich zu verwischen und zu vermengen, sondern nur um in aller Eile vorüberzuziehen. Diese Dinge waren alle ganz durchsichtig, nicht so sehr freilich, daß es schien, als seien sie überhaupt nicht da, aber auch nicht so körperlich dicht, daß das Auge nicht hätte durch sie hindurch sehen können; die kleineren Ringe waren dunkler, die Zwischenräume aber ganz durchsichtig. Dies Schauspiel erfreute mich nicht wenig, und ich mochte dann wohl mit starren Augen nach diesen Wundern schauen, so daß mich einmal meine Tante frug, ob ich denn etwas sehe. Und obwohl ich damals ein ganz kleiner Knabe war, dachte ich doch bei mir selbst: plaudere ich die Sache aus, so wird vielleicht das, was mir alle diese Pracht vor Augen führt, zornig und macht dem ganzen Fest ein Ende. Es waren nämlich auch wunderschöne Blumen dabei und vierfüßige Tiere und Vögel jeder Art; aber all diesen so prächtig gemachten Dingen fehlte die Farbe, denn sie waren ganz aus Luft. Und so blieb ich denn, da ich weder in meiner Jugend noch in meinem Alter gewohnt war zu lügen, lange Zeit ganz still ohne eine Antwort zu finden. Worauf die Tante wiederum frug: »Mein Kind, wohin siehst du denn mit so starren Augen?« Ich weiß nicht mehr, was ich ihr damals zur Antwort gab, glaube aber, daß ich gar nichts geantwortet habe. Das dritte Zeichen, das sich nach diesem einstellte und wovon ich schon einmal [S. 19] gesprochen habe, war, daß ich im Bett von den Knien abwärts fast nie warm werden konnte, als bis es schon wieder gegen den Tag ging. Das vierte, daß ich dann später am ganzen Körper wie in heißem Schweiß gebadet vom Schlaf erwachte.

Die fünfte Eigentümlichkeit war, daß ich sehr oft im Schlaf einen Hahn sah, von dem ich dann immer fürchtete, er möchte plötzlich anfangen mit menschlicher Stimme zu reden. Was denn auch bald der Fall war, und zwar waren es zumeist Drohworte, doch kann ich mich an gar nichts mehr von dem erinnern, was er bei so vielen Malen gesagt hat. Dieser Hahn hatte lauter rote Federn und ebenso einen roten Kamm und rote Hautlappen am Unterschnabel. Ich glaube, daß ich diese Erscheinung mehr als hundertmal gesehen habe.

Nach dieser Zeit, als ich schon in die Jahre der Pubertät trat,

hörten diese Dinge auf und zwei andere Eigentümlichkeiten erschienen, die fast mein ganzes Leben hindurch dauerten und mir bis heute geblieben sind — das heißt, seit ich die »Problemata« geschrieben und im Freundeskreis veröffentlicht habe, bleibt die eine Erscheinung manchmal aus. Ich sehe nämlich, so oft ich die Augen zum Himmel erhebe, einen Mond und zwar gerade meiner Stirne gegenüber. Die Erklärung dieser Erscheinung habe ich in den »Problemata« gegeben. Die andere Eigentümlichkeit ist die, daß immer dann, wenn ich ganz gelegentlich oder zufällig zu einer Rauferei kam, dabei nie Blut floß und nie jemand verwundet wurde. Seit ich dies einmal durch einen Zufall entdeckt habe, mischte ich mich mit Wissen und Wollen in derartige Händel und Tumulte, und auch jetzt kam es nie zu Blutvergießen. Später merkte ich auch, daß immer dann, wenn ich mit Jägern zusammen war, kein Wild erlegt und keines weder durch Geschosse noch durch Hunde verletzt wurde. Ich habe dies manchmal, wenn auch sehr selten, beobachtet, wenn ich Jäger begleitete, und nie hat dieses wunderbare Vorrecht versagt. Als ich einmal den Fürsten ESTE [s. oben S. 13] auf der Reise nach Vigevano begleitete, ward ein Hase gefangen, und als man ihn aus dem Rachen des Hundes nahm, zeigte es sich, daß er nicht im geringsten verletzt war, worüber sich alle nicht wenig wunderten. Nur bei freiwilligen Blutentziehungen und bei Leuten, die öffentlich bestraft wurden, ist dies mein Privileg, wie ich es nennen möchte, wirkungslos. Und einmal war die Sache zweifelhaft. Auf dem Domplatz in Mailand wurde ein Mann von seinen Widersachern zu Boden geworfen und mehrfach verwundet; und gerade in dem Augenblick, als ich dazu kam, hieb einer noch einmal auf den Schreienden ein. Dann gingen alle weg, und der Geschlagene folgte ihnen sofort, so daß ich nicht weiß, ob er auch durch diesen letzten Hieb eine blutende Wunde erhalten hat.

Die achte Eigentümlichkeit ist die, daß ich bei allen Unglücksfällen immer dann gerettet werde, wenn gar keine Hilfe mehr möglich zu sein scheint. Und mag dies auch im einzelnen Fall als etwas ganz Natürliches erscheinen, so erlaubt doch die so häufige Zahl und so sichere Regelmäßigkeit der Fälle nicht, die Sache für natürlich zu halten und natürlich zu heißen. Der Hahn zum Bei-

spiel, der mir im Schlaf erschien, mochte etwas ganz Natürliches sein, solange es sich nur um eine einmalige Erscheinung handelte; da er aber so oft und immer auf dieselbe Weise mir erschien, darf die Sache ganz sicher als etwas Wunderbares bezeichnet werden. Wenn ich in irgend einer großen Sache oder wichtigen Angelegenheit würfle, und die guten und ehrlichen drei Würfel werfen nur drei Punkte, so ist dies etwas ganz Natürliches und darf auch für etwas Natürliches gehalten werden, auch dann noch, wenn sich das Nämliche beim zweiten Wurf wiederholt. Wenn aber derselbe Wurf ein drittes und viertes Mal nacheinander fällt, so darf dies auch der vernünftigste Mensch für verdächtig halten. Und ebenso ist es in den Fällen, wo schon alle Hoffnung aufgegeben war und dann so plötzlich eine Rettung aufleuchtete, daß man ganz deutlich sehen mußte, daß es durchaus Gottes sichtbarer Wille war. Ich will zwei Beispiele dieser Art erzählen, die, wie ich glaube, deutlich genug sind.
Es war im Jahre des Heils 1543, in der Sommerszeit, da ich gewohnt war, Tag für Tag das Haus des ANTONIO VICOMERCATO [VIMERCATI], eines Adligen unserer Stadt, zu besuchen und dort den ganzen Tag im Schachspiel zuzubringen. Wir spielten um einen Einsatz von einem, oft auch von drei oder vier Realen [eine spanische Scheidemünze, die in Mailand zur Zeit der spanischen Oberhoheit kursierte] für das einzelne Spiel, so daß ich, da ich gewöhnlich gewann, täglich ungefähr einen Gulden, manchmal etwas mehr, manchmal auch etwas weniger, mit nach Hause brachte. Dem andern machte die Möglichkeit des Gewinns, mir selbst der Gewinn sowohl als der Wettkampf selber Spaß. Aber durch das Spielen kam ich so herunter, daß ich volle zwei Jahre und einige Monate darüber meinen Beruf gar nicht mehr ausübte und weder auf die Sicherstellung meiner Einnahmen, die abgesehen von dem eben erwähnten kleinen Gewinn ganz aufgehört hatten, noch auf mein öffentliches Ansehen oder meine vernachlässigten Studien achtete. Eines Tags nun gegen Ende August begann der andere ganz von selbst, vielleicht weil er des ewigen Verlierens genug hatte, vielleicht auch, weil er glaubte, daß ich mir aus einem Eid gar nichts machte, wie er selbst sich ja durch keinen vernünftigen Grund, durch keinen Eid und keinen Schwur von seinem

Vorhaben abbringen ließ — zwang mich der andere, ich solle schwören, in Zukunft niemals wieder zum Spiele zu ihm zu kommen. Ich schwur es bei allen Göttern, und dieser Tag war tatsächlich der letzte; denn sofort warf ich mich mit ganzem Eifer auf meine Studien. Und siehe, gegen Ende Oktober bot mir der Senat zu Pavia — die Akademie war nämlich der Kriegsunruhen wegen ganz in der Auflösung begriffen, und alle Professoren siedelten nach Pisa über — ein Lehramt in dieser meiner Heimatstadt an. Die Sache kam mir ganz unverhofft, und ich lehnte ab, weil ich Mailand nicht verlassen wollte. Überhaupt war ich nicht gesonnen, eine Stelle anzunehmen, die mich zwang, Mailand zu verlassen und in der ich wohl bald mit einem Konkurrenten zu tun gehabt hätte, da ich nämlich bisher nur Mathematik und die nur an sonst schulfreien Festtagen doziert hatte. Auch hätte ich dann auf alle meine täglichen Einkünfte als Arzt verzichten, die Unbequemlichkeit einer Übersiedlung mit den Meinen und dem ganzen Haushalt auf mich nehmen und wieder von vorne an um Ansehen und Achtung ringen müssen. Aus den gleichen Gründen war ich auch im nächsten Jahre noch entschlossen, Mailand nicht zu verlassen. Da stürzte — wer möchte es glauben — in der Nacht vor dem Tage, da der Senat von Pavia einen neuen Boten schickte mit der Anfrage, ob ich mir das Angebot überlegt hätte, das ganze Haus vollständig zusammen mit einziger Ausnahme des Schlafzimmers, wo ich mit Frau und Kindern schlief. Da sah ich mich genötigt zu tun, was ich freiwillig nie getan hätte und ohne Verlust an Ehre und Ansehen nie hätte tun können: ich nahm an. Worüber sich alle wunderten, die die Sache kannten.
Ein zweites Beispiel dieser göttlichen Hilfe — ist ja doch mein ganzes Leben von solchen voll — will ich hier erzählen, doch aus einem andern Gebiet. Ich litt, wie ich schon an anderer Stelle erzählt habe, und habe sehr lang bis zur Verzweiflung und bis zum Lebensüberdruß an jenen eiternden Geschwüren gelitten. Da las ich eines Tags in den nachgelassenen Papieren meines Vaters, wenn einer in der Morgenstunde des 25. März auf den Knien zur allerheiligsten Jungfrau flehe, sie möge ihren Sohn um irgendeine sittlich zulässige Gnade bitten, und dieser Bitte ein Vaterunser und den englischen Gruß anfüge, werde er erhalten, worum er

bete. Ich achtete wohl auf Tag und Stunde und tat das Gebet. Und ich wurde auch wirklich, wenn auch nicht sofort, sondern erst am Frohnleichnamsfest des gleichen Jahres, völlig von dem Übel befreit. Und lange Zeit später erinnerte ich mich daran, als ich am Podagra litt, und tat das Gebet wiederum. (Denn gerade von dieser Krankheit hatte der Vater zwei Beispiele von Heilung angeführt.) Und das Gebet hatte Erfolg, ich wurde geheilt. Frei=lich habe ich dabei auch ärztliche Mittel angewandt.
Vier sonderbare Dinge und ganz wunderbare Erscheinungen will ich noch erzählen, die auf meinen ältesten Sohn Bezug haben. Das eine ereignete sich am Tage seiner heiligen Taufe, das zweite in seinem letzten Lebensjahre, das dritte genau in der Stunde, da er die Schuld bekannte, deretwegen er gestorben ist; das vierte be=gann am Tage seiner Verhaftung und dauerte bis zum Tage seiner Hinrichtung. Mein Sohn war zur Welt gekommen im Jahre 1534, am 14. Mai, und da ich für sein Leben fürchten mußte, ließ ich ihm schon am 16. Mai, einem Sonntag, das heilige Sakrament der Taufe spenden. Es war um die Mittagszeit, zwischen der fünften und sechsten Tagesstunde, und die Sonne schien strahlend hell ins Schlafzimmer. Wir alle, mit Ausnahme des Hausburschen und des Dieners, standen, wie es so Sitte ist, um das Bett der Wöchnerin. Der leinene Vorhang war vom Fenster weggezogen und an der Wand festgemacht. Da drang plötzlich eine große Hornisse ins Zimmer und flog um den Knaben herum. Wir alle, die wir an=wesend waren, fürchteten für das Kind; doch die Hornisse tat ihm nichts zu leid, sondern flog gleich wieder weg und schlug gegen den Vorhang, mit solchem Lärm, daß man hätte meinen können, eine Pauke werde geschlagen. Wir laufen hinzu, finden aber nichts. Und doch konnte sie nicht zum Fenster hinaus=geflogen sein, da wir ja alle aufmerksam darauf geachtet hatten. Damals stieg in uns allen eine trübe Ahnung von dem auf, was später eintreten sollte; freilich an ein so bitteres Ende hätten wir nie geglaubt.
Im Jahre, da mein Sohn starb [1560, gemeint ist aber offensicht=lich 1559], hatte ich ihm ein neues seidenes Kleid geschenkt, wie es die Ärzte zu tragen pflegen. Es war wiederum Sonntag, und er ging zur Porta Tosa [in Mailand] hinaus. Dort wohnte ein

Fleischer, und wie üblich trieben sich vor dessen Türe einige Schweine herum. Da erhebt sich plötzlich eines der Tiere aus dem Kot, geht auf meinen Sohn los, springt ihn an, beschmutzt ihn und will ihm immer wieder zu Leibe, und dies, obwohl sein eigener Diener, der Fleischer und einige Nachbarn das Schwein mit Stangen abzuwehren suchten, so daß die Sache höchst seltsam erscheinen mochte. Und erst nach langer Zeit wird das Tier müde und erst, als mein Sohn davon lief, ließ es von ihm ab. Der kam nun traurig, ganz gegen seine sonst so heitere Art, zu mir, erzählte alles und frug, was dies alles wohl zu bedeuten habe. Ich sagte ihm darauf, er solle sich wohl hüten, ein Leben wie ein Schwein zu führen, sonst werde er auch wie ein solches enden — obschon er übrigens, abgesehen von etwas Neigung zum Spiel und zu Gaumenfreuden, der beste junge Mann war und ein tadelfreies Leben führte.
Es war im Februar des darauffolgenden Jahres [1560]. Ich wohnte und dozierte zu Pavia. Da betrachte ich eines Tages ganz zufällig meine Hände und sehe plötzlich an der Wurzel des rechten Ringfingers die blutrote Figur eines Schwertes. Ich erschrak heftig. Was weiter? Am selben Abend kommt ein laufender Bote mit einem Briefe meines Schwiegersohnes, ich solle sofort nach Mailand kommen, mein Sohn sei verhaftet. Vom folgenden Tag an begann jenes blutige Zeichen 53 Tage lang zu wachsen und immer größer zu werden, bis es schließlich am letzten Tage bis zur Fingerspitze reichte und wie flammendrotes Blut leuchtete. Ich, der ich nie derartiges geahnt hätte, erschrak, verlor jede Selbstbeherrschung, wußte nicht mehr, was ich tun, was ich reden, was ich denken sollte. Um Mitternacht [7. April 1560] ward er mit dem Schwert hingerichtet; am andern Morgen in der Frühe war das blutige Mal fast ganz erloschen, und einen Tag später war es spurlos verschwunden.
Ungefähr 20 Tage — vielleicht etwas mehr, vielleicht auch etwas weniger — vor dieser Katastrophe, als mein Sohn noch in Haft lag, arbeitete ich in meiner Bibliothek [in Mailand], als ich plötzlich Stimmen höre, als beichtete einer und andere sprächen das »Misereatur«, und kurz darauf war es wieder ganz still. Es war mir, als werde mir das Herz in Fetzen aus der Brust gerissen. Eine

fürchterliche Angst packt mich, und ich stürze aus dem Zimmer hinaus in den Hof. Dort waren gerade einige von den PALAVICINI, denen ich das Haus vermietet hatte. Und ich schrie ganz laut, obschon ich wohl wußte, wieviel ich damit der Sache meines Sohnes schaden mußte, wenn er tatsächlich das Verbrechen nicht eingestanden hätte oder ganz unschuldig daran gewesen wäre: »Ach, er wußte um den Tod seiner Frau, und jetzt hat er gestanden und wird zum Tode verurteilt und wird mit dem Schwerte hingerichtet werden!« Und ich greife sofort nach dem Mantel und laufe zum Marktplatz. Doch auf halbem Wege begegne ich meinem Schwiegersohn, der mich traurig frägt: »Wohin gehst du?« »Ich habe Angst,« antworte ich, »daß mein Sohn um das Verbrechen wußte und jetzt alles gestanden hat.« Und er sagte: »Ja, das hat er; soeben hat er es gestanden.« Und dann kam der Späher gelaufen, den ich angestellt hatte, und erzählte die ganze Sache der Reihe nach. —
Eine andere Eigentümlichkeit natürlicher Art war die, daß mein Fleisch mitunter nach Schwefel, Weihrauch und dergleichen Dingen roch. Vor allem war dies ungefähr um mein 30. Lebensjahr herum der Fall, als ich mit jener schweren Krankheit zu tun hatte. Vielleicht bin ich eben dadurch gesund geworden, denn gerade damals schienen meine Arme stark nach Schwefel zu riechen. Auch litt ich in jener Zeit an Hautunreinigkeiten. Jetzt aber, da ich alt geworden bin, hat diese Erscheinung aufgehört.
Eine weitere Sonderbarkeit war, daß ich zur Zeit meines Studiums, obwohl ich frei von allen drückenden Sorgen und Beschäftigungen war und die Unterweisung meiner Lehrer genoß, weder den ARCHIMEDES noch den PTOLEMAEUS verstand. Jetzt aber im höchsten Alter, da wohl an die 30 Jahre vergangen sein mögen, seit ich zum letztenmal daran gearbeitet, da ich mit Geschäften überladen und von Sorgen erdrückt bin, verstehe ich beide ohne jede fremde Hilfe mit Leichtigkeit.

## TRÄUME

Darf nicht auch die Art, wie ich von Träumen heimgesucht wurde, die alle so durchaus wahr gewesen sind, als höchst wunderbar bezeichnet werden? Am liebsten möchte ich gar nicht

daran rühren. Wozu denn auch? Und doch waren diese Träume so sonnenklar einleuchtend und haben über die wichtigsten Dinge in meinem Leben entschieden. So war es auch ungefähr ums Jahr 1534, als meine Verhältnisse noch durchaus unsicher waren und meine ganze Lage Tag für Tag sich verschlechterte. Da sah ich mich einst am frühen Morgen im Traum, wie ich auf einen Berg, der mir zur Rechten lag, zulief, zusammen mit einer ungeheuren Menge von Menschen jeden Standes, Geschlechtes und Alters, Weiber, Män⸗ner, Greise, Knaben, Kinder, Arme und Reiche, alle ganz ver⸗schieden gekleidet. Und ich frug, wohin wir denn alle liefen? Und einer von ihnen antwortete: »Zum Tode.« Ich erschrak, und da mir der Berg auf einmal zur Linken war, wandte ich mich, so daß ich ihn wieder auf der rechten Seite hatte, griff nach Reben (der halbe Berg bis zu der Stelle herab, wo ich lief, war mit solchen bedeckt, und sie hatten ganz dürre, ausgetrocknete Zweige, alle ohne Trauben, so wie wir sie wohl im Spätherbst sehen) und be⸗gann den Berg hinanzusteigen. Das ging anfangs recht schwer, denn der Berg oder besser Hügel war unten am Fuße sehr steil. Dann als der Anfang überwunden war, stieg ich mit Hilfe der Rebstöcke leicht hinauf. Und als ich oben auf dem Gipfel des Berges war und schon in der Energie des Anlaufs darüber hinaus rennen wollte, erschienen nackte, zerrissene Felsen, und wenig hätte gefehlt und ich wäre in eine grauenhafte, tiefe und finstere Schlucht hinabgestürzt, so daß mich heute noch, nach 40 Jahren, die Erinnerung an diesen Traum erschüttert und erschreckt. Dann wandte ich mich nach rechts, wo ein nur mit Heidekraut bewachse⸗ner Hang erschien. Dorthin lief ich in meiner Angst, nicht wissend, wohin der Weg führte, und plötzlich sehe ich mich unter der Türe einer mit Stroh, Binsen und Rohr bedeckten Bauernhütte, an der rechten Hand einen Knaben führend, der ungefähr 12 Jahre alt sein mochte und ein aschfarbenes Kleid trug. Da erwachte ich, und Schlaf und Traum waren verschwunden. Der Traum deutete offen⸗bar auf die Unsterblichkeit des Namens, auf dauernde und un⸗geheure Mühen, auf meine Einkerkerung, auf die viele Angst und Trauer, die ich litt; der steinichte Boden deutete auf ein hartes Leben; daß es unfruchtbar und dabei doch heiter, ruhig und sanft sein werde, sagte der Mangel an Bäumen und nützlichen Pflanzen;

die Rebe aber, die Jahr für Jahr eine Ernte gibt, wies auf den dauernden Ruhm, den ich künftig ernten sollte. Der Knabe deutete, wenn er mein guter Schutzgeist gewesen sein sollte, auf Glück; denn fest hielt ich ihn an der Hand. Weniger glücklich wäre die Deutung, sollte es mein Enkel gewesen sein. Jene Hütte in der Einsamkeit war die Hoffnung auf endliche Ruhe. Der Schrecken aber und die nahe Gefahr des Sturzes in den Abgrund kann auf den Fall meines Sohnes gedeutet werden, der heiratete und dann zugrunde ging. Man ist also nicht berechtigt zu glauben, daß diese Dinge unserer Kenntnis entgangen seien. Diesen Traum hatte ich in Mailand.
Ebenso den zweiten und zwar kurze Zeit darauf. Es träumte mir, meine Seele befinde sich im Himmel des Mondes, nackt, ohne Körper. Und weil sie einsam war, klagte sie. Da hörte ich die Stimme meines Vaters, die zu mir sagte: »Ich bin dir von Gott zum Hüter gegeben. All dies ist voll von Seelen, aber du siehst sie nicht, wie auch mich nicht, und darfst auch nicht zu ihnen sprechen. Du mußt in diesem Himmel sieben Jahrtausende bleiben und ebensolange in jedem anderen Himmelskreise, bis zum achten, und dann wirst du in das Reich Gottes kommen.« Dies habe ich mir so erklärt: Die Seele meines Vaters ist mein Schutzgeist – gibt es einen freundlicheren und schöneren Gedanken? Der Mondhimmel bedeutet die Grammatik, der Himmel des Merkur die Geometrie und Arithmetik, die Venus die Musik, die Weissagekunst und Poesie, die Sonne die Moralwissenschaft, der Jupiter die Naturwissenschaft, der Mars die Medizin, der Saturn die Agrikultur, die Pflanzenkunde und die anderen niedrigeren Künste; der achte Himmel aber bedeutet die letzte Ährenlese in allen Wissenschaften, die natürliche Weisheit und verschiedenartige Studien, und nach diesen werde ich einst bei meinem Herrn ruhen. Dies ist auch so, freilich ohne daß ich darauf geachtet hätte, in vielen Abschnitten meiner »Problemata« ausgeführt, deren Zeit nun nach ihrer Vollendung und Herausgabe bald kommen möge. Ich glaubte auch einmal im Traume einen mir freundlich zuwinkenden Jüngling deutlich zu erkennen; doch als ich erwachte, konnte ich mich seiner nicht im mindesten mehr entsinnen. Als ich frug, wer er sei und was für ein Landsmann, sagte er verdrießlich:

»Stephanus Dames«. Ich bin nicht imstande, in lateinischer Sprache die Worte, die so ganz fremd klangen, anders wiederzugeben. Ich habe auch oft darüber nachgedacht: *στέφανος* bedeutet Kranz, *μέσος* soviel als Mitte oder Hälfte.
Ein anderer Traum deutete darauf, daß ich einst zu Rom leben werde. Ich sah nämlich im Jahre 1558, am 8. Januar, als ich zu Mailand ohne jedes öffentliche Amt lebte, im Traume, wie ich mich in einer Stadt befand, die angefüllt mit vielen herrlichen Palästen war. Unter anderen bemerkte ich ein goldverziertes Haus, wie ich später, da ich nach Rom gekommen war, in Wirklichkeit ein ganz ähnliches sah. Es schien gerade ein Festtag zu sein, und ich war allein mit einem Diener und einem Maultier; die beiden waren aber gerade hinter mir, von einem Hause verdeckt, zurückgeblieben, doch konnte ich noch die Stimme des Dieners hören. Einige wenige Leute kamen mir auf dem Weg entgegen, alle frug ich neugierig, wie denn diese Stadt heiße; aber niemand gab mir eine Antwort, bis endlich ein altes Weib sagte, die Stadt heiße »Bacchetta«, was im Latein soviel wie Rute [virga] heißt, womit man die Knaben zu prügeln pflegt, oder Gerte [ferula], wie man zu älterer Zeit sagte, wie wir bei JUVENAL lesen:

»Hielten wir also die Hand der strafenden Gerte entgegen.«

Bekümmert ging ich weiter und frug, wer mir wohl die wahre Bedeutung des Wortes nennen könne; denn ich sagte mir selbst, dies ist doch kein fremdes Wort, und in Italien habe ich nie von einer Stadt dieses Namens gehört. Und dies hatte ich auch gleich der Alten vorgehalten, worauf sie aber nur weiter sagte: »In dieser Stadt sind fünf Paläste.« »Soviel ich sehe,« sagte ich, »mehr als zwanzig.« Worauf sie aber wiederholte: »Und es sind nicht mehr als fünf.« Und dann konnte ich weder meinen Diener noch das Maultier wiederfinden und erwachte. Was soll ich noch hinzufügen? Irgend etwas Sicheres weiß ich nicht, nur die Bedeutung des Wortes »Bacchetta« ist ganz klar, und daß damit Rom gemeint sein mußte. Irgendeiner bezog das Wort auch auf Neapel. Diesen Traum hatte ich, da meine Lage höchst verwickelt war; vielleicht war er auf ganz natürlichem Wege entstanden oder aber als Werk der göttlichen Vorsehung.
Im Sommer 1547, da mein jüngerer Sohn zu Pavia krank war,

träumte mir, er werde sterben, so daß ich im Traum ohnmächtig wurde. Ich erwache, und schon läuft auch eine Magd herbei und sagt: »Steh auf, ich glaube, ALDO wird sterben!« »Was hat er?« »Das Auge ist ihm verdreht. Er liegt ganz still.« Ich stehe auf und reiche ihm ein Pulver, aus dem Staub von Perlen und Edelsteinen zubereitet, worauf ich viel halte; er speit es aus. Ich gebe ihm ein zweites, er schluckt es, schläft ein, bricht in Schweiß aus, und innerhalb dreier Tage ist er gesund. Und solche Erfolge verdienen fromme, werktätige Männer, die festen Gottvertrauens sind, klug im Rat und stets auf ein gutes Ende bedacht, wie vorsorgliche Familienväter, die jede gute Gelegenheit zu ergreifen wissen, den Körper zu heilen und mit ihm die Seele, die eng mit ihm verbunden und mit ihm der ärztlichen Behandlung zugänglich ist [?]. Andere freilich, die solches nachahmen wollten, würden sich lächerlich machen, wie ein Prophet, den die Ereignisse Lügen strafen; denn sie wissen die Sache nicht wissenschaftlich korrekt anzufassen. Jener ALDO aber ist der Elende, der mir so viel Kummer und Sorge gemacht hat. — Ich habe auch noch viele andere wunderbare und ganz unglaubliche Träume gesehen, doch ich unterdrücke sie hier mit Willen.
Alle diese sonderbaren Dinge, gute Gedanken verschiedener Art, Träume und dann jene vier Begebenheiten des seltsamsten Zufalls, von denen ich drei weiter oben geschildert habe: die rückgängig gemachte Anstellung zu Magenta, der Fall ins Meer, der Zusammensturz meines Hauses, und die vierte, jene wunderbare Geschichte von dem Hosenriemen, wovon ich oben [? s. u. S. 192] handelte — all dies betrachte ich dankbar als Gnadenerweise Gottes. Und niemand möge, was mir an Dingen dieser Art zugestoßen, Zufälligkeiten, überraschende Rettungen, Träume, unter die natürlichen Regeln allgemeiner Gesetze bringen wollen. Er würde sich recht oft und vielleicht auch sehr schwer täuschen! Und nicht viel weniger, wer mir dies alles zum eigenen Verdienste anrechnen wollte; denn das sind unverdiente Gaben des gnädigen Gottes, der niemandem etwas schuldet, am wenigsten mir. Gar sehr würde sich auch täuschen, wer glaubte, meinem Fleiß, meiner Arbeit, meinen Studien verdankte ich dies alles; nicht den tausendsten Teil hätten die leisten können. Am schlimmsten aber tut der, der sich einbildet, ich hätte

diese Dinge aus eitel Ruhmsucht erfunden und erdichtet. Davon bin ich sehr weit entfernt. Warum sollte ich die Tüchtigkeit, die mir — wenn ihr so wollt — angeboren ist und die ich überdies als göttliches Geschenk betrachte, mit solch frivolen Märchen und erlogenem Zeug beschmutzen?

*Achtunddreißigstes Kapitel*

## FÜNF EIGENTÜMLICHKEITEN, DIE MIR VON NUTZEN WAREN

Ich habe bisher nur von mir als Menschen gesprochen — und manchmal auch von anderen Menschen — von meiner niedrigeren Natur und meinem Beruf. Nun soll von einer anderen Seite meiner Natur die Rede sein, einer in gewissem Sinne bewundernswerten und wunderbaren Seite. Ich fühle nämlich, daß in mir etwas ist, von dem ich nicht weiß, was es ist; und ich fühle, daß ich selbst dieses Etwas bin, da ich nicht merke, daß es aus mir herausginge; und ich weiß endlich, daß es da ist, wenn ich es brauche, nicht aber dann, wenn ich es nicht haben will. Und weil es aus meinen Kräften herauswächst, ist es größer als diese. Ich habe es zum erstenmal entdeckt gegen Ende des Jahres 1526 oder zu Anfang des nächstfolgenden. Seither mögen also wohl mehr als 49 Jahre vorübergegangen sein. Ich fühle mit einem gewissen Geräusch ein Etwas von außen in mein Ohr dringen und zwar stets genau aus der Richtung, wo irgend gerade von mir die Rede ist. Handelt es sich dabei um etwas Gutes, so kommt dies Etwas auf der rechten Seite zur Ruhe; ist es aber von links her ins Ohr gekommen, so drängt es sich nach der rechten Seite durch. Gewöhnlich ist das Geräusch ein ganz gleichmäßiges; klingt es verworren, so handelt es sich um irgend einen Streit. Ist Schlechtes von mir die Rede, so legt sich das Etwas auf der linken Seite zur Ruhe. Immer aber kommt es haarscharf aus der Richtung, wo von mir gesprochen wird. Und deshalb dringt es auch von jeder beliebigen Seite in den Kopf ein. Und schon oft, wenn die Sache dort ein übles Ende nimmt, wird die Stimme auf der linken Seite, gerade dann, wenn sie aufhören sollte, stärker, und das Geräusch verdoppelt sich.

Und sehr oft, wenn die fragliche Sache in der Stadt selbst, wo ich mich gerade befinde, sich zuträgt, kann es vorkommen, daß im nämlichen Augenblick, da die Stimme aufhört, ein Bote zur Tür hereintritt und mich im Namen derer grüßt, die vorhin von mir gesprochen haben mußten. Fand das Gespräch aber an einem fernen Orte statt und es kommt nun der Bote, so brauche ich nur die Zeit zu berechnen, die zwischen dem Vernehmen der inneren Geräusche und der Reise des Boten liegt, und ich werde sofort finden, daß beide Momente zeitlich zusammenfallen, und werde auch sehen, daß die Sache dort genau in der Form erörtert worden war, die ich aus der Art des Geräusches erschließen konnte. Diese Erscheinung dauerte bis ins Jahr 1568, also bis kurz an die Zeit, da die Verschwörung gegen mich ins Werk gesetzt wurde [Bologna 1570], und ich wunderte mich, daß sie gerade damals aufhörte.
Wenige Jahre, ungefähr acht, nach dem ersten Auftreten dieser Erscheinung, also ungefähr um das Jahr 1534, fing ich an, im Traume alles vorauszusehen, was in der nächstfolgenden Zeit eintreten sollte. Und handelte es sich um Dinge, die noch am gleichen Tage eintraten, so hatte ich den Traum noch nach Sonnenaufgang und sah die Dinge ganz klar und deutlich. So habe ich seinerzeit die ganze Angelegenheit mit dem Kollegium [der Ärzte zu Mailand], die ausführlichen Verhandlungen, den Vertragsabschluß und den ungünstigen Ausgang der Sache vorausgesehen und ebenso später die Tatsache, daß ich ein Lehramt in Bologna erhalten sollte. Diese Erscheinung hörte ein Jahr früher als die erstgenannte auf, nämlich im Jahre 1567, damals als PAOLO, einer meiner Hausgenossen, wegging, so daß also die ganze Sache ungefähr 33 Jahre lang gedauert hat.
Die dritte Eigentümlichkeit ist ein gewisser Glanz [?], den ich allmählich zu steigern wußte. Er fing an ungefähr um das Jahr 1529, ward immer mehr gesteigert, konnte aber nie zu einer gewissen Vervollkommnung gelangen, außer etwa gegen Ende meines 73. Lebensjahres, in der Zeit zwischen Ende August und Anfang September des Jahres 1574. Doch im eigentlichen Sinn, scheint es mir, ist er erst in diesem Jahr 1575 zur höchsten Vollkommenheit gelangt. Es ist dies eine Sache, die mich nicht verläßt, mich viel-

mehr jetzt an Stelle der beiden obengenannten, die mich im Stich gelassen haben, gegen meine Widersacher und in jeder Notlage schützt und verteidigt. Sie setzt sich zusammen aus einem durch gewollte künstliche Übung gewonnenen Glanz und einem von außen erborgten Licht. Es ist eine überaus angenehme Sache und sie ist mir für meine äußere Autorität, mein Arbeiten, meinen Gelderwerb und für die Gediegenheit meiner Studien an sich allein von größerem Wert und Nutzen als die beiden erstgenannten Erscheinungen zusammen. Sie hält mich weder von allgemein wertvollen Studien noch vom geselligen Verkehr mit andern ab, sie macht mich für alles mögliche geeignet und fähig und ist mir von höchstem Wert bei Abfassung meiner Bücher, ja sie scheint gleichsam das letzte in meiner Natur zu sein, denn sie fördert und verwirklicht all das zugleich, was jene überhaupt zu leisten vermag. Und wenn es auch gerade keine göttliche Sache ist, so ist es doch sicher das vollendetste Werk menschlicher Natur.
Eine vierte Erscheinung fing im Jahre 1522 an sich zu äußern und dauerte bis zum Jahre 1570 oder 73. Diese ist mir, wie ich glaube, von Gott zum Trost gegeben, nachdem ich nun wider alle Hoffnung dem Leben erhalten blieb, und als eine Mahnung, daß ich im Vertrauen fester werden und einsehen solle, daß ich von Gott bin und Gott mir alles ist, und daß ich darum nichts begehe, was so vieler Gnaden unwürdig wäre. Und wenn einer mir sagte: warum sehen nicht alle Menschen oder doch einige wenige dieselbe Erscheinung oder eine ähnliche? gäbe ich zur Antwort: was soll es, wenn mehrere Leute fühlen, was mir selbst an sich nicht klar ist? Oder wenn er früge: ist er vielleicht ein Zeichen besonderer Liebe Gottes, jener fürchterliche Tod deines Sohnes? sagte ich ihm: kann man auf anderem Wege zur Unsterblichkeit gelangen, so verlange ich dies auch für mich; wenn aber nicht, was soll ich mehr verlangen als andere? Der Tod ist fast immer bitter und fast stets derselbe, auch abgesehen von äußeren Ähnlichkeiten, und so bitter wie er selbst ist seine tägliche und sichere Erwartung.
Die fünfte Eigentümlichkeit ist mir zum häuslich vertrauten Besitz geworden, denn sie währt solang als mein ganzes Leben: immer dann, wenn meine Sache am verzweifeltsten stand, konnte ich

mich aufraffen, immer dann, wenn ich in frohem Glücke schwamm, bin ich ins tiefste Unglück gestürzt. Mir ging es wie dem Schiff im Sturme: bald verschwand ich in der tiefsten Wellenschlucht, bald schwebte ich auf dem höchsten Kamm der Woge, und so mein ganzes Leben. O wie oft habe ich bei mir selbst über dies jämmerliche Schicksal geweint, nicht bloß, weil stets alles schlecht ging und oft gar keine Hoffnung mehr auf Rettung sich zeigte, sondern weil ich nie, so sehr ich auch in reiflicher Erwägung meine Verhältnisse zu ordnen suchte, den gesuchten Ausweg fand. Ohne daß ich daran dachte und ohne daß ich das geringste dazu tat, sah ich oft innerhalb zweier oder dreier Monate meine ganze Lage völlig verändert, so daß ich glauben mußte, es gäbe stärkere Kräfte als den Willen und nur durch [fremde?] Gewalt komme die Tat zustande, und daß ich mich schämte, so oft diese fremde Gewalt in meine Rechnung zu ziehen. Und durch diese steten Wechsel ist es häufig geschehen, daß mir alles auf einmal zusammenstürzte.

*Neununddreißigstes Kapitel*

## GELEHRSAMKEIT UND ÄUSSERE BILDUNG

Mag ich nun in Wahrheit etwas wissen oder nur diesen Anschein erwecken, jedenfalls habe ich nie Grammatik gelernt, wie auch nicht die griechische, noch französische oder spanische Sprache; doch habe ich mir hierin allein durch Übung einige Kenntnisse verschafft. Ebensowenig weiß ich von der Rhetorik, verstehe auch nichts von Optik noch auch von der Lehre von den Gewichten, weil ich mich mit diesen Fächern nie befaßt habe. Auch in der Astronomie bin ich unbewandert, weil sie mir immer als viel zu schwer erschienen ist. Andrerseits bin ich als ausübender Musiker völlig unbrauchbar, während ich die Musik theoretisch durchaus verstehe. Auch mit Geographie, noch auch mit jener bekannten streitsüchtigen Philosophie, mit Moralwissenschaft, Jurisprudenz und Theologie habe ich mich nie befaßt; diese Gebiete waren mir zu ausgedehnt und lagen von meinem beruflichen Leben allzuweit ab, auch erfordert ihr Studium den ganzen Menschen. Dafür habe ich mich auch nie mit schlechten, schädlichen und

sinnlosen Wissenschaften abgegeben, habe daher weder Chiro⸗
mantik, noch die Wissenschaft des Giftmischens oder Chemie ge⸗
trieben. Auch mit der Physiognomik habe ich mich nicht beschäf⸗
tigt, denn das ist ein sehr umfangreiches Studium und überaus
schwierig und verlangt ein gutes Gedächtnis und scharfe Sinne,
Dinge, die ich nicht zu besitzen glaube. Ebenso hielt ich mich
von der Magie fern, die Zauberei treibt oder böse Geister und die
Seelen Verstorbener zitiert. Zu den lobenswerten Disziplinen, die
ich nie betrieb, gehört die Pflanzenkunde, die mir meines mangel⸗
haften Gedächtnisses wegen verschlossen blieb, und die Agri⸗
kultur, deren Kenntnis mehr auf praktischer Übung als auf theo⸗
retischem Studium beruht. Von der Anatomie schreckte mich vieles
ab. Auch mit Gedichtemachen habe ich mich nie abgegeben, außer
in Notfällen und dann in sehr geringem Maße. Warum schieben
mir also so viele die Kenntnis von Dingen unter, an die ich nie
auch nur gedacht habe? Nur um dem Ruf, den ich als ausübender
Arzt genieße, Abbruch zu tun; denn:

»Weniger brauchbar im einzelnen wird, wer mit vielem sich abgibt.«

Was jene Art von Astrologie betrifft, die sich mit Voraussagen ab⸗
gibt, so habe ich mich mit ihr befaßt, und zwar viel mehr, als ich
hätte tun sollen, und habe ihr auch zu meinem eigenen Schaden
Glauben geschenkt; die andere, die sich mehr auf natürliche Dinge
beschränkt, habe ich nie ausgeübt, ich habe sie auch erst vor drei
Jahren, in meinem 71. Lebensjahre ungefähr, zum ersten Male ken⸗
nen gelernt. Durchaus bewandert dagegen bin ich in der Geo⸗
metrie, in der Arithmetik, in der theoretischen und praktischen
Medizin, noch mehr in der Dialektik, in der natürlichen Magie,
die sich mit der Eigenschaft der Dinge und ähnlichem abgibt —
wie z. B. daß der Bernstein die auf ihn gefallene Sonnenwärme
festhält und warum — und auch, wenn ich dies hierher rechnen
darf, im Schachspiel. Außerdem beherrsche ich den Gebrauch der
lateinischen und einiger anderen Sprachen, sodann namentlich
die Musiktheorie. Mit Nautik habe ich mich nie befaßt und auch
von der Kriegskunst — eigentlich darf ich sie wohl nicht zu den
wissenschaftlichen Disziplinen zählen — habe ich mich der vielen
Schwierigkeiten wegen, wie auch von der Architektur ferngehalten.
Dann gibt es noch gewisse Halbdisziplinen, wie den Gebrauch

symbolischer Zeichen, ihre Zusammensetzung, Erkärung. Inner⸗halb meines eigentlichen Faches ist es nur die praktische Chirurgie, worin ich nicht bewandert bin.
Zählt man alle bedeutenden Disziplinen zusammen, so sind es 36. Davon habe ich mich in 26 gar nicht betätigt und mir darin auch gar keine Kenntnis angeeignet; auf 10 Disziplinen hat sich mein Studium erstreckt.
Es gab schon Leute, die unter dem Eindruck meiner allgemeinen äußeren Bildung glauben wollten, ich besäße eine ausgedehntere Kenntnis und reicheres Wissen. Diese Bildung wird erworben durch tiefe und ständige geistige Anspannung und Aufmerksam⸗keit, durch die Fertigkeit, Beziehungen zwischen den Dingen zu schaffen, in die man eine gute Einsicht gewonnen hat, durch bes⸗sere Grundsätze aber als die eines GALEN, der stets im Eifer des Wider⸗spruchs lebte; nicht durch die unbestimmten und teilweise falschen (es sei mir der Wahrheit, die wir suchen, zuliebe erlaubt, in eini⸗gen Punkten ein klein wenig, nicht viel, wie man glauben möchte, von der allgemeinen Ansicht abzuweichen) und nur scheinbar richtigen Grundsätze eines PLOTIN, sondern nur durch bestimmtes und sicheres Urteil, durch Alter, durch scharfsinnige Intuition und durch die Anwendung jener schon oft erwähnten fünf Arten der Erfahrung [?]. Doch ich will jenen zehn Disziplinen, die ich beherrsche, noch eine weitere hinzufügen: die Kenntnis vieler historischer Dinge, die an sich keiner Disziplin wesentlich eigen und doch von großem Nutzen ist, wenn es gilt, das Wissen aus den einzelnen Disziplinen schön und mit Geschmack vorzutragen. Dies möchte ich hinzugefügt haben und zugleich jedermann mah⸗nen, er möge lieber (unser Leben ist nämlich kurz und voll der verschiedensten Hemmnisse und vor allem voll von Unbequem⸗lichkeiten) mit wenigem als mit vielem sich befassen, mit diesem wenigen aber gewissenhaft und beharrlich; er möge sich dabei vor allem das auswählen, was den Menschen und in erster Linie ihm selbst von greifbarem Nutzen ist, und stets Grundsätze wählen, die wahr und im Zusammenhang brauchbar sind, nie im Zorn oder aus Ehrgeiz alles beiseitewerfen, sondern stets erproben, ob dies oder jenes besser ist. Und wenn dich die Sorge plagt, dir einen Namen zu verschaffen, und du vielleicht zu hoffen wagst, Nutzen

davon zu haben, so wisse, daß es besser ist, irgendeine Erfindung so gut wie möglich zu vervollkommnen, als tausenderlei anzufangen und nichts zu vollenden.

»PERSIUS wird mit seinem einzigen Buche weit öfter,
Als mit der AMAZONIS MARSUS, der Leichte, genannt.«[1]

Dies, sehen wir, ist auch dem HORAZ mit einem Werke gelungen, das nicht einmal groß, aber überaus fein und von Goldeswert ist. Und jetzt könnte er sich mit dem Seher rühmen: »Solange noch der Priester mit der schweigenden Jungfrau die Stufen des Kapitols hinansteigen wird, solange werde er in seinen Büchern leben, und die stygische Welle werde ihn nicht verschlingen.« Wir wissen ja alle, daß jene Priester längst aufgehört haben, den kapitolinischen Hügel zu besteigen, und daß HORAZENS Ruhm noch heute blüht. Und so habe ich durch meine Erfindungen und Entdeckungen das allgemeine arithmetische Wissen auf das Zehnfache, das medizinische nicht wenig erweitert.

Sache eines ernsten Mannes ist es dann namentlich, stets rasch auf geradem Wege auf den Kern der Sache loszugehen. Und außerdem ist es nötig, sehr viel zu lesen. Wenn ich aber alle drei Tage einen ungeheuren Band verschlingen soll, so muß ich dabei das allgemein Bekannte und das weniger Nützliche zu übergehen wissen, dunkle Stellen mit einem Merkstrich versehen und gelegentlich zurückgreifend auf Verständnis hoffen.

Bei Werken unserer Art ist es gebräuchlich, den Anfang der folgenden Ausführung dem Ende der vorangehenden anzupassen. Als Belege für diese Stilart könnte ich Autoren göttlicher Art nennen. Die Schreibweise sei sauber, rein, zusammenhängend, geordnet, die Sprache Latein; dabei sei die stilistische Eigentümlichkeit der Sprache gewahrt; das ganze Gewebe der Komposition wie des Sinnes sei von einem einzigen strengen Grundsatz beherrscht. Die rein abstrakten Wissenschaften freilich, wie Geometrie und Arithmetik, dulden keinen stilistischen Schmuck; andere, wie Astronomie und Jurisprudenz, lassen sich nicht in ununterbrochener

[1] MARTIAL, Sat. IV, 29. AULUS PERSIUS FLACCUS, ein Stoiker, 34—62 n. Chr., schrieb nur 6 vielbewunderte Satiren. DOMITIUS MARSUS, Freund des VIRGIL und HORAZ, ein Vielschreiber, verfaßte unter anderem das umfangreiche Epos »Amazonis«. Der Sinn der Verse ist: man schätzt die Seltenheit.

Rede fortführen, bedürfen vielmehr strenger Einteilungen und innerhalb dieser einer stilistischen Ausschmückung.

*Vierzigstes Kapitel*

## GLÜCKLICHE KUREN

1. Es war im Jahre 1537 oder 1538, im Sommer. Ich stand damals in engem Verkehr mit DONATO LANZA und hatte ihm, der schon mehrere Jahre lang an Blutspucken litt, viele gute ärztliche Dienste getan. LANZA war mit dem Senator und kaiserlichen Rat [FRANCESCO] SFONDRATI sehr befreundet und hatte ihm oft geraten, er möge doch meinen ärztlichen Rat in der Krankheit seines kleinen Sohnes, der an Krämpfen litt, in Anspruch nehmen. Das Kind schien oft mehr tot als lebendig zu sein, war immer sehr schwächlich, verzerrt und verwachsen und geistig zurückgeblieben, wenn es auch schließlich von den Krämpfen geheilt worden war. Nun wurde damals der zweite, jüngere, neun oder zehn Monate alte Sohn des SFONDRATI vom Fieber ergriffen; der Arzt LUCA DELLA CROCE behandelte ihn und äußerte, wie das so Sitte ist, die beste Hoffnung auf Erfolg. Dieser Arzt war nämlich sehr befreundet mit SFONDRATI; denn DELLA CROCE war Procuratore, SFONDRATI Patron des Kollegiums [der Ärzte zu Mailand], und ein langer Verkehr und viele Freundlichkeiten und Dienste, die sie sich gegenseitig geleistet, verbanden beide. Doch nun befiel plötzlich, ohne daß das starke Fieber aufhörte, das Kind ein überaus heftiger Krampf. Da der Kranke ganz offensichtlich in höchster Lebensgefahr schwebte, riet DELLA CROCE, als zweiten Arzt den AMBROGIO CAVENEGA beizuziehen, und SFONDRATI, der an LANZA dachte, ließ mich hinzurufen. Morgens um 7 Uhr standen wir drei Ärzte und der Vater des Kindes um den Kranken. DELLA CROCE sagte nur wenige Worte über die Krankheit, denn er wußte, daß SFONDRATI ein kluger Mann war, und er selbst war ebenso aufrichtig als gelehrt. CAVENEGA brachte zunächst gar nichts vor, da er erst an dritter Stelle sich äußern sollte. Dann sagte ich: »Ihr seht, daß das Kind hier an Opisthotonos [Nackenkrampf] leidet.« Bei diesem Wort sah mich der Oberarzt [CAVENEGA] erstaunt und fragend an, ob ich

ihn wohl mit einem dunklen Wort in die Enge treiben wolle. Doch DELLA CROCE löste sofort diesen Zweifel und sagte: »Er meint eine Zusammenziehung der Muskeln nach hinten.« »Gewiß,« versicherte ich und fügte hinzu: »Und zwar will ich dies sofort beweisen.« Ich richtete den Kranken auf; der Kopf hing stark nach hinten. Die Ärzte und andere Leute hatten geglaubt, dies geschehe nur aus Schwäche und infolge des Eigengewichts des Kopfes. Doch nun forderte ich sie auf, den Kopf des Knaben, aber ganz langsam, in die richtige Lage zu bringen. Dies brachten sie nun auf keine Weise zustande, so daß sich alle, in erster Linie der Vater, darüber wunderten. Da brach DELLA CROCE unwillkürlich in die Worte aus: »Ei, weiß Gott (oder sonst ein Wort des Ausrufs, womit man den Satz einleiten will), in der Diagnose kommt doch niemand dem Herrn GIROLAMO gleich!« Kaum fängt SFONDRATI diese Worte auf, wendet er sich zu mir und sagt: »Nachdem Ihr nun die Krankheit erkannt habt, sagt, kann sie geheilt werden?« Die anderen schwiegen; ich aber wollte das nun schon gewonnene Ansehen nicht durch eine leere, unsichere Versprechung gefährden und wandte mich darum zu den Kollegen: »Ihr wißt doch, was HIPPOKRATES in diesem Falle von Fieber und Krämpfen sagt?« und zitierte die betreffende Stelle. Nun dachte DELLA CROCE, der sich die Freundschaft des Senators, so gut es ging, wenigstens durch bescheidene Zurückhaltung zu erhalten wünschte: wenn der Knabe gesund würde, werde er bald wieder bei SFONDRATI in alter Gunst stehen; sollte er aber sterben, so habe er wenigstens nicht den Anschein erweckt, als mißgönne er einem Rivalen die verdiente Ehre. Darum überließ er mir nun freiwillig die Behandlung des kleinen Kranken, und CAVENEGA, der Oberarzt, stimmte dem bei. Beide sahen ein, daß bescheidenes Zurücktreten ihnen mehr Anerkennung verschaffen würde als nutzloses Streiten. Ich ließ nun Waschungen anwenden und das Kind in ein mit Leinen- und Olivenöl befeuchtetes Linnen wickeln, verordnete, daß man es in dieser Weise und mit größter Vorsicht behandeln solle, bis der Hals wieder in die richtige Lage komme, daß die Amme sich von jeder Fleischspeise enthalten müsse und dem Kind keinerlei Speise oder Trank reichen dürfe als Milch und diese nur in geringer Menge, ferner, daß der Kranke in der

Wiege an einem warmen Ort liegen und die Wiege solange, bis das Kind schlafe, in beständiger sanfter Bewegung gehalten werden solle. Ich erinnere mich noch, wie der Vater, als die Ärzte weg=gegangen waren, zu mir sagte: »Ich will dir dieses Kind an Sohnes=statt anvertrauen.« Ich gab ihm zur Antwort: »Du sorgst schlecht für ihn, wenn du ihm einen armen Vater für einen reichen ein=tauschen willst.« Doch SFONDRATI sagte: »Aber ich sehe ja, wie du für ihn sorgst, als wäre es dein Sohn, und dir keine Bedenken daraus machst, jene beiden (er meinte die Ärzte) dadurch zu ver=letzen.« »Doch es ist mir lieb,« sagte ich darauf, »wenn die beiden in allem mir zur Seite stehen und mich unterstützen.« Dies verlangte ich nur deshalb, damit er sehe, daß ich an der Kur weder völlig verzweifle noch auch allzu sicher auf sie baue, und daß meine Bescheidenheit noch größer sei als meine Gelehrsamkeit und meine so nützliche praktische Erfahrung. Die Sache nahm ein gutes Ende: obwohl das Kind schon 14 Tage lang krank lag und wir gerade heißes Wetter hatten, war es doch unter meiner Behandlung nach vier Tagen völlig gesund. Nicht daß ich, wie ich wenigstens glaube, die Krankheit richtig erkannt hatte, denn dies mochte man meiner großen Übung zuschreiben; auch nicht, daß das Kind überhaupt gesund wurde, denn das konnte Zufall sein; sondern daß ich es innerhalb vier Tagen gesund machte, während sie sein Brüderchen mehr als sechs Monate lang umsonst geplagt hatten und schließlich halbtot liegen ließen — darüber staunte der Vater, und das war auch, wie ich glaube, der Grund, warum er mich künftighin allen anderen Ärzten vorzog. Wahr=scheinlich bedachte SFONDRATI auch, daß DELLA CROCE, mein Ri=vale und Feind, mir vor CAVENEGA und vor ihm selbst diese Worte der Anerkennung gesagt hatte, während er doch in seiner Stellung als Procuratore mich, den Gegner des Kollegiums, anständiger=weise nur loben durfte, wenn ihm kein Ausweg mehr blieb, und er mochte einsehen, daß es offenkundig nicht meine Herkunft, sondern nur Neid und Mißgunst waren, die meinem Fortkommen im Wege standen. Und so hat er wohl in der ersten Freude über die Heilung seines Sohnes die ganze Sache im Senat erzählt und beim Gouverneur der Provinz und bei den übrigen Beamten und Würdenträgern durchgesetzt, daß mir nun mit einem Male der

Eintritt in das Kollegium der Ärzte offen stand, das mich vorher in mehreren Beschlüssen und schließlich sogar mit Hilfe von Abmachungen und Verträgen, die ich unterzeichnen mußte, zurückgewiesen hatte; daß ich ein öffentliches, sogar besoldetes Lehramt an der Akademie erhielt und endlich von jedermann anerkannt wurde.

2. Die nächste glückliche Heilung war die des schottischen Erzbischofs HAMILTON [s. oben S. 70], der, 42 Jahre alt, schon zehn Jahre lang an Atembeschwerden litt. Er hatte zuerst die Ärzte des französischen Königs, dann die Kaiser KARLS V. ohne Erfolg konsultiert. Er schickte mir zunächst 200 Gulden nach Mailand, ich solle nach Lyon kommen; dorthin schickte er weitere 300 Gulden mit dem Auftrag, ich möge mich nach Paris begeben und, falls er der Kriegswirren wegen nicht imstande sei, dorthin zu kommen, ihn in Schottland aufsuchen. Den Kranken behandelte sein Leibarzt unter Leitung der Pariser Ärzte. Diesem machte man es nun zum Vorwurf, daß die Besserung nicht voranschreite, und nötigte mich, die Gründe hierfür anzugeben. Nun zürnte der Erzbischof seinem Leibarzt und dieser mir, weil ich die Sache ans Licht gebracht hatte; so hatte ich den einen zu fürchten und der andere [der Erzbischof], der sich sofort besser gefühlt hatte, als ich die Behandlung begonnen, klagte darüber, ich zöge nun auch meinerseits die Heilung hinaus. In diesem Durcheinander erbat ich mir die Erlaubnis, wieder heim reisen zu dürfen. Der Erzbischof wurde ärgerlich, gestattete es aber schließlich doch. Ich hinterließ genaue Verordnungen, die den Kranken nach zwei Jahren völlig wiederherstellten. 75 Tage war ich bei ihm gewesen. Daß er wieder gesund wurde, ist erwiesen. Der Erzbischof sandte mir später seinen ersten Kammerdiener, MICHAEL, nach, der mich mit dem Versprechen einer hohen Besoldung als ständigen Leibarzt gewinnen sollte. Aber ich konnte mich nicht dazu verstehen. Der Erzbischof zahlte mir für diese Behandlung 1800 Goldgulden, von denen 1400 in meine Hände gelangten.

3. In meiner Heimat [Mailand] heilte ich den Prior der Augustinerchorherrn, FANCESCO GADDI, in sechs Monaten von einer aussatzartigen Krankheit, woran er seit zwei Jahren litt. Doch dieser und der vorhin Genannte [HAMILTON] — o erbarmungswürdiges Men-

schenlos! — wurden nur geheilt, um politischer Händel wegen zehn Jahre später eines gewaltsamen Todes zu sterben.
4. MARTA MOTTA, die 13 Jahre lang im Lehnstuhl saß und gar nicht mehr gehen konnte, habe ich in zwei Jahren geheilt. Und während die beiden vorhin Genannten etwa zehn Jahre nach ihrer Heilung eines gewaltsamen Todes starben, hat diese noch nach 23 Jahren, als ich meine Heimat verließ, gelebt und konnte umhergehen, wenn sie auch für ihr ganzes Leben gebückt blieb.
5. Den JULIUS CATIUS, der bald darauf Erzieher beim jungen Prinzen von Mantua wurde, habe ich von der Schwindsucht geheilt.
6. Den Sohn des GIOVANNI MARIA ASTOLFI vom hektischen Fieber.
7. Von eiternden Geschwüren den HADRIAN BELGA [der Belgier?], der mir daraufhin in ganz wunderbarer Weise dankbar und förderlich war und mein Freund wurde, so daß ich mir eine ähnliche Erfahrung bei einem Italiener wünschen möchte.
8. Sodann heilte ich den in der ganzen Stadt sehr bekannten Kaufmann GIOVANNI PAOLO NEGROLI, der sich zwei Jahre lang von den ersten Ärzten hatte behandeln lassen und schließlich als Schwindsüchtiger aufgegeben worden war. Auch dieser ist mir ein guter Freund geworden.
9. Auch den Gastwirt GASPARE ROLLA, der gelähmt war und schon ein Jahr lang wie ein Steinblock dalag und sich aus eigener Kraft nicht im mindesten mehr rühren konnte, habe ich wieder gesund gemacht; doch blieb ihm für immer ein schiefer und steifer Hals.
10. Soll ich hervorheben, daß mir noch nie ein Fieberkranker, von andern Kranken durchschnittlich stets nur von dreißig einer gestorben ist? Beweis dafür sind die Namen der Gestorbenen, die in den Sanitätsregistern des Magistrats aufgezeichnet sind; jedem Bürger der Stadt ist diese amtliche Gepflogenheit durchaus bekannt. Es ist leicht, dies nachzuweisen, und so halte ich es auch weder für passend noch für bequem, von anderer Seite Beweise herbeizuschleppen und mich ihrer zu rühmen, vor allem, weil die Ärzte um solches sich wenig kümmern.
11. Ich bin auch von der Universität von Pavia aus zum Herzog von Suessa [GONSALVO FERRANTE DI CORDOVA, spanischer Statthalter in Mailand] gerufen worden und habe von diesem 100 Goldgulden und Seidenstoffe als Geschenk erhalten.

12. Ebenso bin ich auch von Bologna aus nach Modena zum Kardinal MORONE gerufen worden. Wider meinen Willen drängte er mir ein Geschenk auf, denn ich hatte das Bewußtsein, ihm viel mehr zu schulden. An diesen zwei berühmten Männern habe ich zwei treue Freunde und Helfer gewonnen. Ich selbst aber durfte mit meinem eigenen Wirken zufrieden sein; denn ich habe in Mailand, Bologna und Rom zusammen mehr als hundert schon von allen Ärzten aufgegebenen Kranken die Gesundheit wiedergegeben. Und es darf nicht wundernehmen, daß ich die Heilkunst so gut und glücklich auszuüben weiß, da ich doch auch jenen Teil der Medizin, den man die Diagnose nennt, vollkommen beherrsche. Zum Beweis dafür darf ich die beiden Bekanntmachungen anführen, die ich in Bologna öffentlich verkünden ließ. Ich versprach damals, jeden Kranken, der rechtzeitig in meine Hände komme, nicht über 70 oder unter 7 Jahre alt sei (so ist auch in den »Prognostica«, wo ich diese Sache mehrfach erwähne, statt 5 sieben zu lesen) und der nicht infolge äußerer Eingriffe, wie etwa infolge einer Verwundung, eines Stoßes oder Falles, eines ungeheuren Schreckens oder einer Vergiftung krank sei, heilen werde, vorausgesetzt, daß er bei Sinnen, nicht Epileptiker und nicht dauernd kränkelnd sei, wie etwa ein Schwindsüchtiger, kein verhärtetes Geschwür an der Leber, noch sonst ein gefährliches Geschwür an einer bösen Stelle oder einen großen Harnstein in der Blase habe. Zweitens versprach ich (doch mußte es mir im einzelnen Fall frei stehen, die Sache einzugehen oder abzuweisen), wenn ein Kranker im Sterben liege, so wolle ich Art und Sitz der Krankheit feststellen und, wenn es sich nach dem Tode des Betreffenden zeige, daß ich mich getäuscht, als Strafe das hundertfache des für die Konsultation erhaltenen Geldes zurückerstatten. Weshalb auch schon viele Ärzte, die offen die Hoffnung aussprachen, mich eines Irrtums überführen zu können, solche Leichen sezierten, wie z. B. die des Senators ORSO, des Doktors PELLEGRINI, des GIORGIO GHISLIERI. In diesem letzteren Fall zeigte es sich, daß ich ganz staunenswert richtig vorausgesagt hatte, die Krankheit sitze in der Leber, obwohl der Urin ganz gesund war, und der Magen, wo der Kranke immer Schmerzen spürte, sei ganz unversehrt. Auch später sezierten sie heimlich noch viele andere, konnten

aber nie einen Irrtum meinerseits nachweisen, wagten auch nie mehr, die gestellten Bedingungen anzunehmen oder andern dazu zu raten.

13. Ich kehre zu meinen Heilerfolgen zurück. Zu Bologna gab ich dem VINCENZO TORRONE die Gesundheit wieder, der schon über ein Jahr an Hüftbeinschmerzen litt und immer im Bette lag, ohne daß die Krankheit sich behob oder auch nur sich besserte.

14. Von ähnlichen Schmerzen heilte ich die Frau des Kaufmanns CLAUDIO mitten im tiefsten Winter.

15. und 16. Dann habe ich in Rom die CLEMENTINA MASSA, eine vornehme Matrone, und den Rechtsgelehrten GIOVANNI CESARE BUONTEMPO, die beide fast zwei Jahre lang krank lagen, höchst elend geworden waren und schon alle bedeutenden Ärzte der Stadt konsultiert hatten, so gründlich geheilt, daß sie noch lange leben mögen. Ich habe auch früher in Mailand viele Spanier behandelt und dabei ganz wunderbare Erfolge gehabt. Ich behaupte, daß niemand sich rühmen kann, einen geheilt zu haben, den ich als unheilbar entließ, während ich selber eine große Menge von Kranken geheilt habe, die man völlig aufgegeben hatte. Und an anderer Stelle habe ich schon gesagt, daß man in dieser Kunst nicht von Glück und Zufall reden dürfe. Braucht vielleicht der Barbier Glück, um Haare schneiden zu können, oder der Musiker, um zu singen und sein Instrument zu schlagen? Also auch der Arzt nicht. Wohl aber gibt es in der Medizin gegenüber anderen Fertigkeiten drei Dinge, die den Anschein erwecken, als seien sie dem Zufall unterworfen. Erstens liegt sie den Sinnen nicht so offen zutage wie die Kunst des Barbiers oder ein anderes Handwerk. Wenn z. B. ein Arzt auf irgend eine Erkrankung innerer Organe oder sonst auf eine verwickelte und komplizierte Krankheit stößt, so mag es vorkommen, daß er nicht zu helfen weiß, nicht, weil die Wissenschaft, sondern weil ihr Vertreter zu wenig Kenntnisse hat. Auch besteht diese Wissenschaft aus so vielerlei Teilen, daß man sie heute noch wie früher in einzelne Disziplinen zerlegt und von Wundärzten und Augenärzten, wie in der Naturwissenschaft von Steinkunde, Pflanzen- und Naturkunde spricht [?]. Und auch diese einzelnen Disziplinen zerfallen wieder in viele kleinere Fächer. Wenn nun zufällig einer auf eine Krankheit stößt, die er

schon oft und mit Erfolg behandelt hat, so kann man sagen, er sei vom Glück begünstigt, andernfalls aber, er sei vom Unglück verfolgt. Überdies ist der Arzt in seiner Wirkung abhängig von seinen Medikamenten, von Dienern und Gehilfen, von Apothekern, Chirurgen und Köchen; er muß darauf sehen, daß alle möglichen Äußerlichkeiten in Ordnung sind, wie Feuer, Wasser, das Krankenzimmer, und muß auf gesundheitfördernde Dinge achten, wie Reinlichkeit, Ruhe, freundliche Umgebung. Furcht, Traurigkeit, Zorn aber können umgekehrt bewirken, daß der Kranke stirbt, obwohl die Krankheit heilbar war. Aber all dies kann, kurz gesagt, auf künstlichem Wege bewirkt oder verhindert werden, ist also von Glück und Zufall nicht abhängig. Nur insofern eine Tätigkeit mehrere Disziplinen verschiedenster Art umfaßt, wie die Medizin, oder, wie die Kriegskunst, auf einem einzigen Gebiet eine große Anzahl von Mitwirkenden erfordert, oder wenn es sich auf einem und demselben Gebiet und bei einem und demselben Arbeiter um so vielerlei einzelne Gegenstände handelt, wie beim Nagelschmied oder bei der Herstellung von Münzen, oder auch beim Säen und Ernten, ist der Erfolg im einzelnen großem Wechsel unterworfen. — Und wenn es etwas zur Sache tut — HIPPOKRATES behauptet nämlich, es tue sehr viel zur Sache —, kann ich auch versichern, daß ich an mehreren Orten meine ärztliche Kunst ausgeübt habe: zuerst in Venedig, dann im Gebiet von Padua beim Pöbel von Sacco, um italienisch zu reden, in Mailand, in Gallarate, in Pavia, aber hier nur wenig, in Bologna, in Rom, in Frankreich, nämlich in Lyon, in England und in Schottland. Zu beachten ist auch mein Alter, denn ich bin nun schon 75 Jahre alt geworden, während GALEN nicht älter als 67, AVICENNA oder HOSSEIN [IBN SINA, s. oben S. 59] nur 57 geworden ist. Beide haben auch fast ihr ganzes Leben auf Reisen zugebracht: GALEN volle 20 Jahre ununterbrochen, HOSSEIN das ganze Leben, AETIUS [griechischer Arzt im 5.—6. nachchristlichen Jahrhundert] hatte zugleich sein Bistum zu verwalten, ORIBASES [griechischer Arzt 325—400 n. Chr., Anhänger JULIANS des Apostaten] wurde [unter Kaiser VALENS] nach dem Pontus verbannt, PAULUS [von Aegina, griechischer Arzt und Schriftsteller des 7. Jahrhunderts n. Chr.] war ein sprichwörtlicher Landstreicher.

17. Doch lassen wir dies und erzählen wir den Fall des jungen Adligen GIULIO RINGLERI, der zu Bologna in der Via Donato bei der Kirche San Giacomo wohnte. Ich habe ihn am 20. Juni 1567 geheilt, nachdem er schon mehr als 40 Tage im höchsten Fieber und an schwerer Zellgewebeentzündung krank lag, alles Bewußt-sein verloren hatte und, wie üblich, schon allgemein als erledigt galt.

18. Was soll ich von ANNIBALE ARIOSTO, einem vornehmen und reichen jungen Mann, erzählen? Er litt an einem Abszeß an der Brust, der allmählich in eine Fistel überging, und als diese ver-schwunden war, bekam er ein hektisches Fieber, spie täglich bis zu zwei Pfund Blut und konnte nicht mehr schlafen, so daß die Ärzte ihn als einen völlig unheilbaren Schwindsüchtigen, dessen ganze Lunge verfault sei, aufgaben. Sie sperrten ihn sogar sehr strenge ab, um die vier kleinen Knaben des Richters MICHEL AN-GELO TORRONE vor Ansteckung zu bewahren. Diesen ARIOSTO habe ich in 30 Tagen innerlich und äußerlich völlig geheilt und wieder so fett und rotbackig gemacht, daß die ganze Stadt staunte. In 500 Jahren hat man in Bologna nichts erlebt, was diesen beiden Wundern gleichkäme.

19. und 20. Und bei den beiden jungen Leuten, die an dem Tor gegen Modena zu in zwei angrenzenden Häusern wohnten, LIO-NARDO und GIOVANNI BATTISTA, die an Durchfall und Fieber litten und die man nach elftägiger Krankheit als unheilbar und schon halb tot hatte liegen lassen, erkannte ich sofort, obwohl sie weder Husten noch Atembeschwerden hatten, daß sie an einem Geschwür auf der Lunge litten, und sagte voraus, daß sie nur durch Blut-spucken gerettet werden könnten. Und dann haben auch tatsächlich zum Staunen aller anderen Ärzte die beiden ganz zu gleicher Zeit innerhalb 25 Tagen seit Beginn der Krankheit ungefähr ein Pfund reinen Blutes ausgespien, und nach weiteren 4 oder 5 Tagen waren sie völlig wiederhergestellt.

21. Nicht weit von diesen beiden Leuten wohnte der junge MARCAN-TONIO FELICINO, der infolge einer langen Krankheit die Sprache verloren hatte (er war übrigens, wie ich höre, aus einer sehr alten Familie, der Brudersohn eines Senators) und beständig am Fieber litt, auf gar nichts mehr achtete, ganz stumm, schwach und zum

Tod elend geworden und von allen anderen Ärzten aufgegeben war, da sie gestehen mußten, weder die Krankheit zu kennen, noch überhaupt etwas Ähnliches gesehen zu haben; einige behaup⸗teten auch, er sei durch eine Dirne durch Gift soweit gebracht worden. Man gab ihn mir in Behandlung, und schon nach vier Tagen kam er wieder zu Bewußtsein und konnte sprechen, nach zehn oder zwölf weiteren Tagen hatte ich ihn völlig geheilt, und ich glaube, daß er jetzt noch lebt. Die Ärzte waren dieser Fälle wegen sehr schlecht auf mich zu sprechen, weil ich ihnen nämlich keinerlei Rechenschaft über mein Verfahren gab, noch ihnen meine Mittel mitteilte.

22. Und was soll ich von AGNESE sagen, der Frau des Kaufmanns CLAUDIO GALLI in unserer Stadt, die von den bedeutendsten Ärzten so gut als verloren aufgegeben worden war? Und dies mit Recht, denn ich selbst habe nie einen anderen Kranken, obwohl ich schon viele Patienten hatte, die dem Tode näher waren, mit größerer Mühe geheilt als diese.

23. Ich erinnere dann noch an das, was ich schon an anderer Stelle ganz allgemein von Wahnsinnigen, Epileptikern und einigen Blinden, die ich geheilt, gesagt habe, von Wassersüchtigen und von Buckligen, deren Krankheit ich Einhalt getan, von Lahmen, denen ich Besserung gebracht habe. 24. Ferner an die Kinder eines Schreiners an der Porta Tosa, 25. an die fast wunderbare Heilung des LORENZO GADIO, 26. an die des Gesandten des Herzogs von Mantua und 27. an die glänzende des erlauchten Spaniers JUAREZ. 28. Was soll ich von SIMONE LANZA reden? 29. Vom Mar⸗schall? 30. Von der Tochter des GIOVANNI ANGELO LINATI? 31. Von ANTONIO SCAZOSO? 32. Und endlich von der staunenswerten Kur des Sohnes des Kaufmanns MARTINO? 33. Von der Frau des Apo⸗thekers zu den Drei Königen? 34. Ich habe Leute von alten Schmerzen befreit, an denen sie viele Jahre gelitten, 35. andere vom Blutharnen. 36. Vom doppelten viertägigen Fieber habe ich jeden Kranken ohne Ausnahme geheilt, 37. und habe, obwohl erst spät gerufen, in der vergifteten Familie SIRTIRI alle Kinder ge⸗rettet, wennschon beide Eltern gestorben sind. 38. Ich erwähne noch den Fall des Bäckers AGOSTINO, der an der Wassersucht litt und 39. den Wettstreit mit CAVENEGA und CANDIANO bei der Be⸗

handlung des OTTAVIANO MARIANI. Und man darf es nicht als einen Beweis dafür ansehen, daß ich sonst weniger glückliche Erfolge gehabt hätte — da ich doch eine ganz unglaubliche Menge anderer Beispiele übergehe — wenn 40. der Fall des ANTONIO MARORAGHI ein ungünstiges Ende nahm, obwohl meine Behandlung auf Fieber, Pest und Podagra durchaus nicht falsch war. Die Mailänder Ärzte pflegten freilich zu sagen, meine Heilerfolge danke ich nicht meinen ganz hervorragenden medizinischen Kenntnissen, sondern nur einem freundlichen Zufall: die Kranken, die nun eben einmal sterben sollten, kämen in ihre, die, denen es beschieden sei, wieder gesund zu werden, in meine Hände.

Wundere dich nicht, lieber Leser, und glaube nicht, daß ich lüge! Dies alles ist Tatsache und hat sich zugetragen, wie ich es geschildert, und noch viel mehr und viel größere Dinge sind mir geglückt. Ich kann keine bestimmte Zahl nennen, aber ich glaube, diese außerordentlichen Heilungen belaufen sich auf 180 und noch viel mehr. Argwöhne auch nicht, daß ich mich ohne Grund rühmte und vielleicht wünschte oder hoffte, über einen HIPPOKRATES gestellt zu werden. Einmal, was die Lüge betrifft, weshalb sollte ich so schamlos lügen? Man braucht ja nur nachzuforschen, und bin ich auch nur auf einer einzigen Lüge ertappt, so stürzte mein ganzer Lügenbau zusammen. Oder ob ich es nur sagte des Ruhmes und größeren Gelderwerbes wegen? Ich weiß mir kein größeres Unglück, als wenn mir schwere Krankheitsfälle begegnen; denn ich habe durchaus nicht die sichere Zuversicht, daß mir alles so gut glückt wie in vergangenen Jahren. PLINIUS und PLUTARCH erzählen von CAESAR, er sei, nachdem er fünfzigmal in offener Feldschlacht siegreich gefochten habe, weiteren Schlachten lieber aus dem Wege gegangen, um nicht den erworbenen Ruhm durch eine Niederlage schmälern oder beflecken zu müssen. Wieviel leichter kann mir eine derartige Niederlage begegnen? Und dann, wie kann ich noch irgend etwas Großes aus einer täglichen Ausübung meines Berufes erhoffen? Nur mit einigen wenigen erlesenen Fällen wäre dies möglich, wenn ich überhaupt noch irgend etwas erhoffen darf. Und was meinen Ruhm anbelangt, so gewinne ich für den aus meiner ärztlichen Praxis nicht bloß sehr wenig, sondern so gut wie gar nichts. Denn ein HIPPOKRATES ist nicht dadurch berühmt geworden, daß er

viele geheilt hat — nach seiner eigenen Aussage sind ihm übrigens von 42 Kranken 25 gestorben, nur 17 geheilt worden — sondern dadurch, daß er uns die Theorie seiner Heilungen hinterlassen hat. Und in diesem Punkte stehe ich ihm doppelt nach. Erstens, weil man glauben könnte, diese meine Heilerfolge verdanke ich göttlicher Hilfe, nicht meiner eigenen Gelehrsamkeit. Auch sind mir ja tatsächlich so viele glückliche Erfolge auf diesem Gebiete beschieden gewesen, daß ich niemals hoffen darf, je wieder Ähnliches zu erreichen, und mich nur in seltenen Fällen in Wahrheit rühmen darf, den Erfolg einzig und allein meinem Wissen und meinem Verstand zu danken, obwohl ich in diesem Punkte geleistet habe, soviel ich konnte. Auch ist zu bedenken, daß die Krankheiten, mit denen HIPPOKRATES zu tun hatte, viel schwerer und gefährlicher waren, daß er in Thessalien in gebirgiger Gegend oder in deren Nähe zu wirken hatte, unter rauhen Winden, bei schlechten, schwer verdaulichen Weinen, Hülsenfrüchten und verdorbenem Wasser, daß seine Kranken ein ungeordnetes Leben führten und oft sehr gesundheitsschädlichen Bräuchen huldigten, daß er keine Arzneien und keinerlei Auswahl in seinen Heilmitteln hatte. Wäre ich an seinem Platze gewesen, so hätte ich gewiß nicht soviel Wunderbares geleistet wie er, und hätte er in unseren heutigen geordneten Verhältnissen, in diesem milden Klima, das an allen Vorzügen Überfluß hat, seine ärztliche Praxis ausgeübt, er hätte gewiß keine derartigen Mißerfolge gehabt.
Was soll mir also Prahlerei in diesen Dingen? Doch sei es drum; ich fühle ja, daß der Herr mir Beifall spendet, da ich all dies, wie ich glaube, der Wahrheit gemäß erzähle. Möge, wer mir den Vorwurf der Prahlerei macht, seiner bösen Lust üppig frönen — Genüge tun, wäre zu wenig gesagt — und die arme Blüte ihrer Frucht berauben, die letzte Freude dem Manne nehmen, der in großer Armut lebt, von so viel Widersachern umgeben, so vielem Unrecht ausgesetzt, von soviel Unglück niedergeschlagen ist. Doch ich weiß, ich habe dies bißchen Ruhm längst erworben und zwar ohne den Verdacht der Lüge, auch ohne darum beneidet zu werden.

*Einundvierzigstes Kapitel*

## WUNDERBARE DINGE NATÜRLICHER ART, WOVON ICH ABER NUR WENIGES SELBST ERLEBTE. UND WIE MEIN SOHN GERÄCHT WURDE

Zu den größten und allerseltsamsten Ereignissen natürlicher Art zähle ich in erster Linie dies, daß ich in dem Jahrhundert zur Welt kam, da der ganze Erdkreis entdeckt wurde, während den Alten nur wenig mehr als der dritte Teil bekannt gewesen war. Jetzt haben wir Amerika entdeckt und, um einzelne Teile zu nennen, Brasilien — der größte Teil der bisher unbekannten Länder —, die Feuerlande, Patagonien, Peru, Charcas, Parana, Acutia [der südliche Teil Brasiliens], Caribana [Guyana], Picora [?], Neuspanien [Mexiko], Quito, Quivira, den ganz im Westen gelegenen Teil Amerikas [gemeint sind die Gebiete nördlich von Kalifornien], Neufrankreich [Canada] und weiter nach Süden Florida, die Terra Corterealis [Labrador], Estotitiland [Südkalifornien], Maratá. Und außerdem im Osten die gegen den Südpol zu gelegenen Länder, die vielleicht die der Skythen sind, und ferner einige bisher unbekannte Länder im Norden, wie Japan, Binarchia [?], das Land der Amazonen [?] und jene Länder bei der Insel der Teufel (wenn diese Länder nicht fabelhafter Art sind). Bis alle diese Gebiete gerecht verteilt sind, wird es sicherlich — dies ist wohl anzunehmen — noch große Mißhelligkeiten geben.
Wissen und Einbildung wachsen, die guten Künste aber werden zurückgedrängt und verachtet, und Sicheres wird mit Ungewissem vertauscht. Doch lassen wir dies und freuen wir uns der blühenden Wiese unseres Lebens. Gibt es Wunderbareres als die Erfindung des Pulvers, dieses Blitzes in Menschenhand, der viel verderbenbringender noch ist als der des Himmels? Und auch dich will ich nicht vergessen, du großer Magnet, der du uns durch die weitesten Meere, durch finstere Nacht und fürchterliche Stürme sicher in fremde, ungekannte Länder geleitest. Und als viertes sei noch genannt die Erfindung der Buchdruckerkunst. Menschenhände haben dies alles gemacht, Menschengeist erfunden, was mit des Himmels Wundern wetteifern kann! Was fehlt uns noch, daß wir den Himmel stürmen? O Wahnsinn der Menschen, wenn wir

nicht erkennen, was nutzlos und eitel, was wichtig und wesentlich ist! Und hochnäsiger Stolz, wenn wir nicht bewundern! Doch kehren wir zum Thema zurück.
Es war der 20. Dezember des Jahres 1557, da mir alles zum besten zu gehen schien. Ich schlief nicht bis gegen Mitternacht, obwohl ich Schlaf suchte. Da schien mir plötzlich das Bett zu wanken und mit ihm das ganze Schlafgemach. Ich hielt es für ein Erdbeben. Und schließlich befiel mich der Schlaf. Am andern Morgen, sobald es hell geworden war, frug ich den SIMONE SOSIA, der auch jetzt hier in Rom bei mir ist und der damals in meiner Nähe in einem kleinen, fahrbaren Bette lag, ob auch er etwas gespürt habe. Ja, er habe Zimmer und Bett wanken gefühlt. Um welche Zeit? So um die sechste oder siebente Stunde der Nacht. Nun begab ich mich auf den Marktplatz und frug mehrere Leute, ob sie das Erdbeben heute Nacht gespürt hätten. Bei keinem war es der Fall. Ich komme nach Hause zurück, da läuft mir mein Diener ganz traurig entgegen und meldet mir, daß mein Sohn GIOVANNI BATTISTA die BRANDONIA SERONI zur Frau genommen habe, ein Mädchen, das er liebte, die aber gar kein Vermögen besaß. Also daher der Schmerz, daher die Tränen! Ich gehe hin und sehe, daß die Sache geschehen war. Und dies war der Anfang allen Unglücks. Es war dies heute Nacht wohl ein Bote des Himmels, dachte ich, der wußte, daß die Sache am Abend abgeschlossen worden war, und mir es nun melden wollte. Schon am frühen Morgen, ehe ich das Haus verließ, war ich auf meinen Sohn gestoßen und hatte zu ihm gesagt (nicht so sehr durch das nächtliche Zeichen erschüttert, als weil er ganz entstellt und verändert aussah): »Mein Sohn, nimm dich heute wohl in acht, daß du nicht irgend ein großes Unglück anrichtest!« Ich habe den Ort noch genau im Gedächtnis: es war an der Haustüre; doch weiß ich nicht mehr, ob ich ihm etwas von dem nächtlichen Zeichen sagte. Wenige Tage später schien das Schlafzimmer wieder zu wanken. Ich greife mit der Hand nach der Brust und fühle mein Herz heftig pochen; ich pflegte nämlich auf der linken Seite zu schlafen. Ich stehe auf, und sofort hört sowohl das Beben wie das Herzklopfen auf; worauf ich mich wieder zu Bette legte. Da jedesmal gleichzeitig mit dem Beben auch das Herzklopfen eingetreten war, merkte ich, daß beide

miteinander im Zusammenhang stehen müssen. Ich erinnerte mich nämlich, daß auch das erstemal, als das Zimmer zu wanken schien, mir das Herz klopfte, als wäre es eine ganz natürliche Sache. Nun sah ich aber nicht ein, wie das Herzklopfen früher als das Beben sein konnte, und merkte nur, daß es sich um ein doppeltes Beben handle: ein natürliches, das ich infolge meines Herzklopfens zu spüren glaubte, und ein anderes, das mein Schutzgeist bewirkt haben mochte. Ich schloß das aus einem ähnlichen Vorgang, der schon viele Jahre zurückliegt. Früher, wenn ich oft vor Tagesanbruch erwachte, fühlte ich die heftigsten und drückendsten Beklemmungen und Beängstigungen. Auch jetzt wache ich mitunter noch zu frühe auf, aber seit einigen Jahren haben diese Beklemmungen aufgehört. Denn das jetzige Erwachen mag mehr von krankhafter Gewohnheit als von einem Eingriff meines Schutzgeistes kommen.

Ähnliches ereignete sich im Jahre 1531. Eines Tages heulte ein sonst ganz stiller Hund gegen seine Gewohnheit ununterbrochen, Raben saßen auf dem Dach des Hauses und krächzten ungewöhnlich laut, und als mein Hausbursche ein Bündel Holz zerbrach, sprangen Feuerfunken heraus: ich heiratete noch im gleichen Jahre ganz unerwartet rasch, und von dieser Zeit an verfolgte mich ein Unglück nach dem andern. Und doch brauchen alle diese Dinge durchaus nicht göttliche Zeichen zu sein: als ich ungefähr 13 Jahre alt war, riß mir ein Rabe auf dem Platz von S. Ambrogio einen Fetzen vom Kleid und wollte ihn nicht loslassen, obwohl ich mit aller Gewalt dran zog und ihn wegzutreiben suchte — und doch ist daraufhin viele Jahre lang weder mir noch einem der Meinen etwas Trauriges zugestoßen.

Auch andere große Dinge habe ich beobachtet, die aber durchaus natürlicher Art waren. Einmal, ich war damals noch ein Knabe, sah ich hoch oben am Himmel, als es schon beinahe 22 Uhr war, einen der Venus ähnlichen Stern, der so hell strahlte, daß ihn die ganze Stadt sah. Dann sah ich im Jahre 1531 drei Sonnen, alle im Osten und von Strahlen umgeben; es war im April, zu Venedig, wo ich mich zufällig aufhielt, und das Schauspiel dauerte beinahe volle drei Stunden. Schon früher, ungefähr im Jahre 1512, waren in der Gegend von Bergamo, an der Adda, in einer Nacht, wie

man erzählte, über 1000 Steine vom Himmel gefallen, nachdem am Abend zuvor eine ungeheure Flamme in der Luft vorübergezogen war in Gestalt ungefähr eines ungeheuren Balkens. Ich habe, als ich noch Knabe war, einen dieser Steine gesehen im Gewicht von mehr als 110 Pfund (ich erinnere mich nicht mehr, waren es Pfunde nach dem gemeinen oder dem größeren Maß; 111 größere Pfunde sind soviel als 259 nach Mailänder Maß); es war im Hause der MARCANTONIO DOGNANI bei der Kirche San Francesco. Die Gestalt des Steines war unregelmäßig und auf allen Seiten wie abgebrochen, so daß man daraus auf einen Sturz schließen konnte; er war aschfarbig, roch nach Schwefel, namentlich wenn man daran rieb, und sah ganz aus wie ein Schleifstein, wie sie bei uns allgemein üblich sind. Das ganze konnte auch Schwindel sein, denn man grub dort viele derartige Steine aus dem Boden und verkaufte sie allmählich in der ganzen Welt unter dem Namen Schleifsteine. Ich wollte diese Sache hier anbringen, weil ich sie weder bei GASPARE BUGATTO [ein Mailänder Dominikaner, Verfasser einer bis 1569 reichenden Weltchronik] noch bei FRANCESCO SANSOVINO [FRANCESCO TATTI 1521–1586, vielseitiger Gelehrter und Schriftsteller], den beiden sorgfältigsten zeitgenössischen italienischen Schriftstellern, irgendwie erwähnt fand. Aber wozu sollte jener Adlige die Sache erdichtet haben? Auch wurden allmählich noch viele andere, freilich kleinere Steine derselben Art gezeigt, und die ganze Sache mußte ja den damals regierenden Fürsten eine ganz unwillkommene Erscheinung sein. Denn es ist bekannt, daß solche Dinge oft neuerungssüchtige Menschen zu Unruhen verleiten, und vielleicht sind sie auch tatsächlich auf solche Menschen von deutlich bestimmbarem Einfluß.
Doch sei dem, wie ihm wolle. Bekannt ist, daß zu derselben Zeit in Venedig ein so starkes Erdbeben stattgefunden hat, daß die Kirchenglocken von selbst zu läuten anfingen. Dies Zeichen geschah im Jahre 1511. Und im Jahre 1513, als MASSIMILIANO SFORZA, Herzog von Mailand, nach Verlust seiner ganzen Herrschaft von den Franzosen in Novara belagert wurde, kamen französische Hunde haufenweise in die Stadt und umwedelten und beleckten die Hunde der Schweizer. Als dies JAKOB MUTT aus Altdorf, ein Offizier der Schweizertruppen, der schon in mehreren Schlach-

ten gefochten hatte, sah, lief er zum SFORZA und verhieß ihm aus diesem Zeichen einen sicheren Sieg, der denn auch tatsächlich am anderen Tag gewonnen wurde. — Ich scheine mit dem eben Erzählten über den Rahmen meines Gegenstandes hinausgegriffen zu haben, aber tatsächlich gehört es doch zum vorliegenden Thema, denn ich will ja zeigen, daß ich zu einer Zeit geboren bin, da viele wunderbare Dinge geschahen. — Als ich jung war (und auch noch in jüngster Zeit), schien mir oft, wenn ich vom Schlaf erwachte, alles, was sich im Schlafzimmer befand, in strahlendem Licht zu erglänzen; aber gleich darauf erlosch die Erscheinung wieder. Es heißt, daß auch TIBERIUS solche Erscheinungen gehabt habe.
Als in der Nacht vor dem 23. Januar 1565, dem Tag, da CESIO wegging und CRASSO in meine Dienste trat, mein Bett zweimal in Brand geriet, sagte ich voraus, daß ich nicht lange mehr in Bologna bleiben würde. Und tatsächlich habe ich bei der ersten Gelegenheit [Bologna zu verlassen] mich noch gesträubt, bei der zweiten war mir dies nicht mehr möglich. Im Jahre 1552 stieg mein sanftes Haushündchen, das ich zu Hause gelassen hatte, auf meinen Schreibtisch und zerriß dort das Manuskript meiner öffentlichen Vorlesung; das Buch »de fato«, das ihm viel näher und günstiger gelegen wäre, rührte es nicht an. Und vom Jahresschluß an mußte ich ganz unerwartet meine Vorlesungen einstellen und las acht volle Jahre lang nicht mehr.
Mitunter ist es erlaubt, aus den kleinsten Dingen, wenn sie über die Maßen lang dauern, Schlüsse zu ziehen; denn aus Kleinigkeiten immer der gleichen Art besteht, wie ich an anderen Stellen erklärt habe, wie das Netz aus den Maschen, alles im menschlichen Leben, aus Kleinigkeiten, die sich immer wiederholen und zusammengesetzt, wie Nebel und Wolken, verschiedene Figuren bilden. Und so wächst nicht nur das ganze Leben, indem sich die kleinsten Dinge aneinanderreihen, man muß auch lernen diese kleinsten Dinge allmählich in ihre unendlichen Einzelheiten, möchte ich sagen, zergliedern und auflösen. Nur der allein wird in seinem Beruf, in seinen Unternehmungen und bürgerlichen Geschäften der Fähigste sein und den höchsten Gipfel der Erfolge ersteigen, der dies versteht und in der praktischen Tätigkeit selber zu beobachten weiß.
Am Tage, da LODOVICO FERRARI mit seinem Oheim LUCA von Bo-

logna zu uns kam, hatte eine Elster im Hof wider Gewohnheit so⸗
lange geplappert, bis wir schließlich in Erwartung versetzt wurden,
daß jemand kommen müsse. Es war dies am 30. November des
Jahres 1536. Hatten nun wohl beide Tatsachen miteinander zu
tun? Gewiß nicht. Wie oft täuschen uns auch solche Dinge! Dem
einen, wie AUGUSTUS zum Beispiel, mag es nützlich sein, auf solche
höchst unsicheren und ungewissen Versuche der Art zu achten;
andere, wie ein CAESAR oder SULLA, suchen sie zu mißachten.
Ganz dasselbe ist es mit den Wahrscheinlichkeitsberechnungen beim
Würfelspiel: sie versagen entweder ganz oder bleiben doch un⸗
klar und unsicher. Erscheinungen nun, die übernatürlicher Art
sind, entgehen jeder natürlichen Berechnung, und solche, die sich
berechnen lassen, enthalten nichts Wunderbares, außer eben für
den, der nichts davon versteht. Etwas anderes war es damals, als
ich beinahe im Gardasee ertrunken wäre [s. o. S. 75]; ich hatte
mich damals gefürchtet, das Schiff zu besteigen, ohne einen Grund
dafür angeben zu können, da ja auch die Luft völlig ruhig war.
Im gleichen Jahre [1525] erschienen mir noch mehrere Zeichen,
die sich auf Befreiung, andere, die sich auf drohende Unglücks⸗
fälle deuten ließen, so z. B. löste sich die Kette, an der ich einen
Smaragd um den Hals trug. Und schon vorher waren drei Ringe,
die ich am Finger trug (eine höchst sonderbare Sache!), zu einem
zusammengeflossen. Und so ist die Lösung der Kette wie die Ver⸗
einigung der Ringe nicht wenig staunenswert, denn tatsächlich
folgten später Verdammung und Lossprechung. Solche Winke
sind Gaben Gottes; nichts weniger dagegen, was sonderbare Un⸗
regelmäßigkeiten aller Art betrifft. Von meiner frühesten Jugend
an bis zu meinem Tod bin ich verdammt, an Atembeschwerden
zu leiden; früher litt ich auch an großer Kälte in den Füßen bis
tief in die Nacht hinein, hatte viel Herzklopfen und reichlich
Schweiß; diesen löste später ein anhaltender Harnfluß ab; ich
hatte bald nur noch wenig und überaus schwache Zähne, meine
rechte Hand war unförmlich, die Lebenslinie ganz kurz, ungleich⸗
mäßig, abgerissen und viel verästelt, die anderen wichtigen Linien
dünn wie Haare und ganz unregelmäßig. So böse Sterne beschienen
meine Geburt, daß jedermann sagte, ich werde das 45. Jahr nicht
überleben. Alles hat sich als eitel erwiesen: ich lebe noch immer

und zähle 75 Jahre, freilich nicht weil diese Künste trügten, sondern weil ihre Meister nichts verstanden. Ja, wenn es schon derartige Zeichen gäbe, so brauchten sie nicht klarer und einleuchtender zu sein als bei einem ARISTOTELES, von dem wir nichts dergleichen lesen. Doch ich will nunmehr zur Geschichte meines Sohnes übergehen, die fürwahr manches bietet, was der Erwägung mehr wert ist als vieles andere.

In 121 Tagen spielte sich der ganze Fall meines Sohnes ab. Er starb mit den Worten, an seinem Tod sei die Unkenntnis derer schuld, die seine Hinrichtung geraten und die Begnadigung abgewiesen haben. Es war das der Senator FALCUZIO, ein sonst hochbedeutender Mann. Seiner Ansicht war der Gerichtshof gefolgt. Dieser FALCUZIO erkrankte sofort nach der Verurteilung meines Sohnes, bekam die Schwindsucht und starb, nachdem er die ganze Lunge ausgespieen hatte. Der Präsident des Gerichtshofs, RIGONE, der die Verurteilung durchgesetzt hat, hat bald darauf seine eigene Frau ohne kirchlichen Beistand zu Grabe getragen [oder: ohne Unterhalt aus dem Hause gejagt?] — eine seltsame Tatsache! Doch ich habe sie von verschiedenen Leuten bestätigt gehört. Es heißt auch, er sei selbst, obwohl sonst ein ganz unbescholtener Mann, nur durch den Tod einer gerichtlichen Untersuchung über ein Verbrechen entgangen, dessen er bezichtigt wurde. Und dann wurde auch bald sein einziger Sohn, noch ein Jüngling, vom Tode hingerafft, so daß man wohl sagen darf, daß der Fluch sein ganzes Haus vom Erdboden weggezaubert hat. Und innerhalb weniger Tage wurde auch der Schwiegervater meines Sohnes, der auf seinen Tod hingearbeitet hatte, in den Kerker geworfen, verlor schließlich sein Amt als Steuereinnehmer und mußte betteln gehen. Sein eigener Sohn, den er innig liebte, hat den Tod am Galgen gefunden; er wurde, wie ich höre, in Sizilien verurteilt. Von allen denen, die meinen Sohn angeklagt hatten, ist kein einziger großem Unglück entgangen; sie verkamen im Elend oder starben eines gewaltsamen Todes. Ja auch unser sonst so edler und menschenfreundlicher Herr und Fürst [GONSALVO FERRANTE DI CORDOVA, Herzog von Suessa, seit 1557 spanischer Statthalter in Mailand], der meinen Sohn meinen vielen Neidern und Feinden zuliebe im Stich gelassen hat, ward von vielem Unglück und schweren Krank=

heiten heimgesucht; seine eigene Nichte wurde von ihrem Gemahl ermordet, schwere Unruhen störten seine Regierung. Auch öffentliches Unglück folgte: die Insel der Lotophagen [?] ward genommen [1570 ging Cypern an die Türken verloren], die königliche Flotte zersprengt. Ich bin weder so anmaßend noch so töricht zu glauben, diese Dinge ständen in Beziehung zu meinem Schicksal. Aber wenn eben ihre besten Fürsten, mit öffentlichem und mit eigenem Unglück beschäftigt, ihnen keinen Schutz mehr bieten können, so werden gutgesinnte Menschen in Zeiten großen Unheils niedergeworfen und zerdrückt wie die Saaten im Sturm; und auf solche Augenblicke, sie zu nützen, lauern die gottlosen Ränkeschmiede [die Türken], denn keine andern bieten ihnen mehr und gewissere Hoffnung auf Erfolg.

*Zweiundvierzigstes Kapitel*

## MEINE FÄHIGKEIT DES VORAUSSEHENS IN BERUFLICHEN UND ANDEREN DINGEN

Was nun des weiteren Grund und Ursache gewesen, warum ich auf diesem Gebiete mehr Ruhm erntete, als ich eigentlich wünschte, ob es göttliche Eingebung oder meine harpokratische [hellseherische] Natur oder eine gewisse Vollkommenheit meiner Sinne und meiner Urteilskraft gewesen sein mag, weiß ich nicht mit Sicherheit zu sagen. In meiner ärztlichen Praxis waren es die Fälle der CECILIA MADIA und des Sohnes des GIOVANNI GIACOMO RESTA, die Aufsehen erregten, und noch so viele andere, daß in so langer Zeit sich niemand rühmen konnte, Ähnliches gesehen zu haben. Ja auch meine Gegner, die sehr oft versucht haben, mir die Fähigkeiten auf anderen Gebieten der Medizin abzusprechen, haben mir in der Diagnose immer den ersten Platz eingeräumt, obwohl ich selber nichts dergleichen wünschte. Doch lassen wir alles einzelne: habe ich doch zu Bologna das Angebot gemacht, wenn einer mir zehn Gulden zahlen wolle, daß ich zwei- oder drei- oder auch nur ein einziges Mal einen Kranken aufmerksam untersuchen könne, so werde ich voraussagen, woran der Kranke sterben werde, und das hundertfache des erhaltenen Be-

trages zurückerstatten, wenn ich mich darin getäuscht. Sie haben darnach mehrere verstorbene Adlige seziert, zuerst in meiner Gegenwart und dann, als sie sahen, daß ich mich nie täuschte, heimlich, um nicht so oft vor mir erröten zu müssen. Aber in den vollen acht Jahren, da ich in Bologna meinen Beruf ausübte, ist es ihnen nie gelungen, mir in solchen Dingen widersprechen zu können, ja sie wagten nicht einmal mehr gegen mich zu mucksen, so glücklich war ich in diesem Punkte. Und was ich außerhalb meines Berufes, z. B. gegenüber König EDUARD VI. von England vorausgesagt, wie ich ihm verkündete, daß seiner Regierung Schwierigkeiten drohten und welcher Art diese seien, das verdient gewiß jedermanns Bewunderung. Ich schweige hier von Dingen, die ich auch in den Versen der Todesklage auf meinen Sohn [s. u. S. 203] verschweigen will, Dinge, die einem Wunder, wie ich glaube, näher stehen als bloßen Orakelweisheiten; ich sah voraus, was bis zum achten Jahre nach seinem Tode eintreffen sollte. Aber ich rechne, wie ich schon einmal gesagt habe, mir solche Dinge nicht zum Ruhme an und wollte lieber, sie hörten auf, als daß ich auf diese Weise Ruhm zu erwerben suchte. Ich habe auch den Verlust Cyperns [1570] von Anfang an vorausgesagt und die Gründe dafür angegeben und war auch bezüglich der afrikanischen Festung [gemeint ist wohl Tunis oder Goletta, das DON JUAN D'AUSTRIA im Jahre 1574 an die Türken verlor] keinen Augenblick im Unklaren. Doch möchte ich nicht, daß jemand glaube, dies Wissen sei weit hergeholt oder stamme vom Teufel oder aus den Sternen; ich verdanke es vielmehr der Lehre des ARISTOTELES. Der sagt, nur die Klugen und Weisen besäßen die wahre Sehergabe. Ich erforschte stets alles, was an einer Sache war, lernte die natürlichen örtlichen Verhältnisse, die Sitten der Menschen, die besonderen Vorzüge ihrer Fürsten kennen und ermittelte eine große Menge einzelner geschichtlicher Tatsachen wichtiger und nebensächlicher Art, und dann wandte ich meine geistigen Hilfsmittel, die ich nun nennen will, an und weissagte.

Höre also, was dies für Geheimnisse sind: die dialektischen Mittel der »doctrina crassa«, des »dilemma«, des »τρόπος«, der »amplificatio«, des »splendor singularis«, wie überhaupt die lange, fleißige und dauernde Übung in der Dialektik und, was wichtiger

ist als diese Übung, gründliches Nachdenken. — Einige Dinge freilich sind mir auch zugestoßen, so seltsamer Art, daß ich kaum irgendwelche Erklärungen geben kann. Ich erinnere mich, daß, als ich noch ganz jung war, ein gewisser GIOVANNI STEFANO BIFFO sich hat einreden lassen, ich sei ein Chiromantikus, und doch war ich nichts weniger als dies. Er bat mich, ich möge ihm irgend etwas über sein Leben voraussagen. Ich sagte ihm, seine Freunde hätten ihn zum Narren gehabt, doch er drängte weiter in mich, und ich bat ihn schließlich um Verzeihung, wenn ich ihm etwas Unangenehmes weissagen sollte. Und dann sagte ich ihm, es drohe ihm die nahe Gefahr, aufgehängt zu werden. Nach einer Woche wird er gefangen genommen und auf die Folter gebracht; er leugnet hartnäckig das Verbrechen, dessen man ihn zeiht, aber gleichwohl hat er schließlich nach sechs Monaten sein Leben am Strick beschlossen, nachdem ihm zuvor eine Hand war abgehauen worden.

Man mag dies einen Zufall nennen, nicht so aber ein anderes, das sich erst in jüngster Zeit, vor einem Monat, an dem jungen GIOVANNI PAOLO EUFOMIA, der einst mein Schüler gewesen war, zugetragen hat. Die fragliche Handschrift ist noch vorhanden. EUFOMIA war ganz gesund. Eines Abends sage ich ihm, er möge mir ein Papier reichen, und schreibe auf das Papier, wenn er sich nicht in acht nehme, werde er in Bälde sterben. Ich hatte dieser Sache wegen nicht in den Sternen gelesen und keine geheimen Künste getrieben. Ich gebe die Gründe an, erkläre sie, nach sechs oder acht Tagen wird er krank, und gleich darauf stirbt er. Unerfahrene möchten vielleicht glauben, solche Dinge wären nahezu Wunder; wenn aber ein vernünftiger Mensch die Sache liest und überdenkt, so wird er sagen, ich habe hier nur eine vorliegende Tatsache gesehen, nicht etwas Kommendes vorausgeschaut.

Und vollends hier in Rom? Für diese Sache habe ich so viele Zeugen, als damals Gäste an dem Mahle teilnahmen. Ich sagte dort: »Wenn ich wüßte, daß ihr es gleichmütig tragt, würde ich etwas sagen«. Und einer der Anwesenden meinte: »Vielleicht willst du sagen, einer von uns werde bald sterben?« »Ja, so scheint mir,« gebe ich zur Antwort, »noch in diesem Jahre.« Und am 1. Dezember starb einer dieser Leute, namens VIRGILIO.

Und dann vergesse man nicht, daß unser Leben auf den kleinsten Kleinigkeiten ruht und durch diese mitunter große Verände⸗rungen erfährt; ja oft wird durch solche Dinge und noch unbe⸗deutendere, wenn ich so sagen darf, über unser ganzes Leben ent⸗schieden. Ich sage nichts, was ich nicht weiß. Als ich zu Bologna im Palazzo Ranuzzi wohnte, kam eines Tages ein Franzose und wollte mich im geheimen sprechen. Ich sagte ihm, es genüge wohl, wenn wir so redeten, daß es niemand hören könne. Und da ich darauf beharrte, ging er wieder weg. Ich schöpfte Verdacht und schickte einige Leute, die ihn aufsuchen sollten; keiner findet ihn. Was meinst du? Der Mann hatte ein Verbrechen im Sinn.
Was soll ich von Cypern sagen? Als ich Näheres über die dor⸗tigen militärischen Verhältnisse der Türken und Christen erfahren, sagte ich mehr als einmal, nun stehe zu befürchten, daß wir ge⸗schlagen würden. Zeuge dafür ist mir Kardinal [ALESSANDRO] SFORZA [DI SANTAFIORE, Enkel Papst PAUL III., Kardinal seit 1565]. Und ich gab Gründe dafür an und schließlich erwies der Aus⸗gang, daß die Insel tatsächlich durch [türkische] Gewalt und [christliche] Fehler verloren ging. Solche und ähnliche Dinge mag jeder voraussehen, der Erfahrung hat und genau und regsam zu beobachten weiß. Freilich sie treten nicht immer mit Notwen⸗digkeit und nicht in allen Fällen ein. Denn ganz sicher sind nur die rein handwerksmäßigen Dinge.

*Dreiundvierzigstes Kapitel*

## DINGE DURCHAUS ÜBERNATÜRLICHER ART

Folgendes begegnete mir, als ich zu Pavia studierte. Eines Mor⸗gens, noch ehe ich erwachte, fühle ich einen Schlag an der Wand neben meinem Bette, obwohl das Zimmer, das an diese Wand anstieß, leer war. Und dann, als ich wach werde, höre ich einen zweiten Schlag, wie von einem Hammer, und am Abend erfuhr ich, daß am Morgen zu der nämlichen Stunde GALEAZZO ROSSI, ein ganz außerordentlich lieber Freund, den ich schon mehr⸗fach erwähnt [s. o. S. 6], gestorben sei. Doch ich will dies Zei⸗chen nicht als Wunder betrachten, denn erstens mag es mir nur

im Schlafe davon geträumt haben, zweitens kann es von natür⸗licher Ursache hergekommen sein, wie etwa vom Winde [?], und drittens ist es auch möglich, daß meine Freunde, die mich durch das Zeichen erschüttert sahen und wußten, daß ich mich aus Angst den ganzen Tag nicht aus dem Hause wagte, den Zeitpunkt dieses Todesfalles frei erfunden und auf den frühen Morgen ver⸗schoben haben, während er tatsächlich viel früher gestorben war. Denn du wirst wenig Kranke finden, die um diese Stunde sterben. Und darum halte ich auch dieses so vielfach unklare und strittige Zeichen nicht für ein Wunder. Doch habe ich für jeden, der es dafür halten will, ähnliche Wunderdinge zu erzählen, die deut⸗licher reden.

Im Jahre 1536, als ich an der Porta Tosa [in Mailand] wohnte, es war, wenn ich mich nicht täusche, im Juli, ging ich eines Tages vom Speisezimmer aus in den Hof hinaus und glaubte plötzlich die Empfindung eines sehr starken Geruches von soeben gelösch⸗ten Wachskerzen zu haben. Ich erschrak und rief meinen Burschen und frug ihn, ob er etwas merke. Der dachte, ich meine ein Ge⸗räusch, und sagte nein. Ich sagte ihm darauf, daß ich kein Geräusch meinte, sondern frug, ob er etwas rieche. »O,« sagte er jetzt, »was für ein starker Geruch von Wachskerzen!« »Sei still!« sage ich ihm und frage ebenso die Magd und meine Frau. Alle merk⸗ten zu ihrem Erstaunen den Geruch, mit Ausnahme meiner Mutter, die nichts merkte, ich glaube eines starken Stockschnupfens wegen. Nun glaubte ich, das Zeichen bedeute einen nahen Sterbefall, und konnte deshalb, als ich mich zu Bett begeben hatte, nicht einschla⸗fen. Und siehe, auf einmal zeigt sich ein zweites, noch größeres Wunder: ich höre auf der Straße drunten grunzende Schweine, obwohl, wie ich sehe, gar keine da waren, und gleich darauf eben⸗so schnatternde Enten. »Was soll das?« denke ich, »wozu soviel Wunderzeichen? Und die Enten, warum kamen sie zu den Schwei⸗nen?« Diese grunzten die ganze Nacht hindurch ununterbrochen. Am andern Morgen war ich ganz erschüttert durch soviele Zei⸗chen, wußte nicht, was tun, und streifte vom Frühstück an vor der Stadt draußen umher. Als ich heimkomme, sehe ich meine Mutter, die mich eilen heißt, der Blitz habe unseren Nachbar GIOVANNI, den früheren Vorstand des Pesthauses, erschlagen. Man erzählte, dieser

Mann habe, als er vor 12 Jahren, da die Pest wütete, dies Amt ver= waltete, viel gestohlen. Er hielt sich eine Konkubine, gestand sein Vergehen nie ein und hatte vielleicht auch schon anderes, noch Schlimmeres, begangen. Er war unser Nachbar, nur ein ganz klei= nes Häuschen stand dazwischen. Ich gehe zu ihm und sehe, daß er schon ganz tot ist, und so war ich durch seinen Tod von aller Sorge um ihn befreit. Du frägst vielleicht: »Was hat also die Er= scheinung zu bedeuten gehabt?« Vielleicht hat sie mir mein Leben gerettet. Denn mitunter, wenn auch selten, war ich, mit ihm zu plaudern, unter seiner Haustüre gesessen. Es war nämlich ein recht kühler Ort.

Zur Zeit, da meine Mutter in den letzten Zügen lag, erwachte ich eines Morgens, die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, und hörte, ohne etwas zu sehen, obwohl ich die Augen offen hatte, 15 Schläge (soviel habe ich gezählt), so ungefähr, als fielen Wasser= tropfen auf den Boden. Schon in der Nacht vorher hatte ich gegen 120 solche Schläge gezählt, aber da sie von der rechten Seite zu kommen schienen, dachte ich, es wolle vielleicht jemand vom Hause sich mit meiner Angst einen Scherz erlauben; und so sind jene Schläge bei Tage wohl nur geschehen, um jene bei Nacht be= glaubigt erscheinen zu lassen. Kurz darauf fühlte ich auch oben an der Zimmerdecke einen Stoß, als werde ein bretterbeladener Wagen mit einem Male geleert; das ganze Zimmer zitterte. Meine Mutter ist, wie ich gesagt habe, gleich darauf gestorben; was jene Schläge und Stöße zu bedeuten hatten, weiß ich nicht.

Ich übergehe eine Erscheinung, die ich ungefähr Mitte Juni 1570 hatte. Ich ging bei Nacht im Zimmer auf und ab. Die Türen waren verschlossen, das Fenster vergittert. Und eben als ich mich setzen will, gibt der Kasten [?] ein Geräusch von sich. Vielleicht war es eine Sinnestäuschung infolge meines allzu angestrengten Nach= denkens; einen anderen konnte ich darüber nicht befragen.

Wer war jener Mann, der mir einst — ich war, wenn ich mich nicht täusche, schon 20 Jahre alt — eine lateinische Ausgabe des Apuleius verkaufte und gleich darauf verschwunden war? Ich hatte mich bis dahin nur ein einziges Mal in literarischen Spiele= reien versucht, hatte keinerlei Kenntnis der lateinischen Sprache und hatte das Buch in meinem Unverstand nur gekauft, weil es

goldverziert war. Und am andern Tage war ich plötzlich im Latein soweit, als ich auch heute bin, und hatte auch zu gleicher Zeit die griechische, spanische und französische Sprache erfaßt, freilich nur soweit, daß ich Bücher in dieser Sprache verstehe; von der Sprache der Konversation und des täglichen Lebens und vollends von den Regeln der Grammatik verstehe ich rein gar nichts.
Im Jahre 1560, im Mai, hatte ich im Schmerz über den Tod meines Sohnes allmählich jeden Schlaf verloren; weder Fasten, noch die Schläge, womit ich beim Reiten durch die Felder meine Beine quälte, noch auch das Schachspiel, das mir die Zeit vertreiben sollte, wollten helfen; auch hatten die vielen Nachtwachen den liebenswürdigen ERCOLE VISCONTI, der aus Gefälligkeit mit mir spielte, schon ganz elend gemacht. Da flehte ich zum Herrn, daß er sich meiner erbarme. Denn schließlich mußten mich die ewigen schlaflosen Nächte soweit bringen, daß mir nichts andres mehr übrig blieb, als zu sterben oder wahnsinnig zu werden oder doch zum wenigsten mein Lehramt aufzugeben. Tat ich aber dies letztere, so hatte ich nichts mehr, wovon ich anständigerweise leben konnte. Verfiel ich in Irrsinn, so wurde ich allen Menschen zum Gespött, verlor vollends den Rest meines Vermögens, und mein hohes Alter ließ keine Hoffnung mehr auf Besserung zu. So bat ich also Gott, daß er mir den Tod schenken wolle, der uns doch allen gemein sei. Und dann ging ich gleich zu Bett, denn die Stunde war schon spät, und um 5 Uhr morgens mußte ich aufstehen; kaum zwei Stunden mehr waren mir vergönnt, im Bette zu ruhen. Sofort befiel mich der Schlaf, und plötzlich glaubte ich, eine Stimme zu hören, die immer näher kam. Von wem sie kam und wer dieses sei, konnte ich der Dunkelheit wegen nicht unterscheiden. Und diese Stimme sagte: »Was klagst du?« oder: »warum weinst du?« Und ohne auf Antwort zu warten, fuhr sie fort: »Um deinen toten Sohn?« »Wie kannst du fragen?« erwiderte ich. Da sagte die Stimme: »Nimm den Stein, den du um den Hals trägst, in den Mund. Solange du ihn im Munde hast, wirst du deines Sohnes nicht mehr gedenken.« Und alsbald verließ mich der Schlaf. Was soll der Smaragd mit dem Vergessen? dachte ich bei mir selbst. Aber als mir schließlich gar kein anderes Mittel mehr blieb, den Qualen der Erinnerung zu entgehen, erinnerte ich mich jenes Wortes: »Er hat geglaubt an

die Hoffnung wider alle Hoffnung, und darum ward es ihm angerechnet zur Gerechtigkeit«, wie es von Abraham heißt [Röm. 4, 18 und 22]. Und ich nahm den Stein in den Mund, und siehe, was ganz und gar unglaublich ist, sofort entschwand mir alles aus dem Gedächtnis, was mich an meinen Sohn erinnern konnte. So namentlich immer dann, wenn ich mich wieder zum Schlafen legte, und fast anderthalb Jahre lang ununterbrochen, damals, als ich das Buch »Theognoston«, beziehungsweise das zweite der »Hyperboraea« schrieb. Nur wenn ich aß oder meine Vorlesungen hielt und deshalb die Wohltat des Smaragds im Munde nicht genießen konnte, quälten mich die früheren Gedanken bis auf den Todesschweiß. Mit Hilfe des Steines aber, scheint mir, habe ich den Schlaf und meine ruhige geistige Gesundheit völlig zurückgewonnen. Und dies ist dabei durchaus staunenswert, daß innerhalb jedes einzelnen der beiden wechselnden Zustände des Gedenkens und Vergessens nie eine Unterbrechung einzutreten schien.
Es war in der Nacht vor dem 15. August 1572. Ein Licht brannte, und ich war noch wach; es mochte etwa um die zweite Stunde der Nacht sein. Da höre ich plötzlich rechts von mir einen ungeheuren Lärm, als werde ein bretterbeladener Wagen ausgeladen. Ich sehe hin; der Lärm war an der Türe, die von meinem Schlafzimmer in ein anderes führte, wo mein Hausbursche schlief. Da sah ich — die Türe stand offen — einen Bauern hereintreten, mein Auge war rückwärts starr auf ihn gerichtet, und ungefähr gerade auf der Türschwelle stehend, sagte er die Worte: »Te sin casa«. Sprach's und verschwand. Ich sah sein Gesicht nicht, verstand auch die Worte nicht und konnte in keiner Sprache finden, was sie bedeuten mochten. Später habe ich mir selbst gesagt: Was sollte dies?
Vielleicht hält mir einer entgegen: warum sehen nur so wenige Menschen solche Wunder? Und warum, wenn dem so ist, streben die Menschen so sehr nach Herrschaft, nach Ämtern, nach hoffnungsreichen Stellen, selbst auf Kosten so vieler Verbrechen? Ich sage: hier ist nicht der Ort, solches zu erklären, meine schwachen Schultern sind so schwerer Aufgabe nicht gewachsen, und ich verweise den Fragenden an einen Theologen. Mir genügt, die Geschichte wahrheitsgetreu erzählt zu haben.

Ich übergehe jenen Donnerschlag, der ohne vorausgehenden Blitz in meinem Schlafzimmer zu Bologna plötzlich erdröhnte; ich zitterte dabei nicht, und so war er weniger übel als jener Bretterlärm, der mich stets erschreckte, obschon auch auf diesen nie irgend ein Todesfall gefolgt ist, abgesehen von meiner Mutter, die aber an Krankheit und Altersschwäche eines natürlichen Todes gestorben ist. Ich übergehe auch jene widerspenstige Laune meiner Uhr, die sich leicht auf natürliche Ursachen zurückführen läßt, und jene sonderbare Geschichte von der Erde, die im Oktober und November 1559 Tag für Tag unter dem Herde oder nahe daran herausgegraben erschien. Und ich habe das mit meinen eigenen Augen, nicht im Schlafe, im hellen Sonnenlicht gesehen. Ungefähr um den 26. März 1570 hatte ich ein ärztliches Gutachten für meinen Gönner, den Kardinal MORONE, aufgeschrieben. Ein Blatt davon fiel zu Boden. Ärgerlich erhebe ich mich, es aufzuheben. Da richtet sich das Blatt gleichzeitig mit mir auf, steigt herauf bis an den Schreibtisch und bleibt dort aufrecht an dessen Querbalken [?] kleben. Voll Verwunderung rufe ich den RODOLFO [SILVESTRE] und zeige ihm die sonderbare Sache; freilich hat er die Bewegung selbst nicht gesehen. Ich mochte an soviel Unglück gar nicht denken und konnte mir darum nicht erklären, was die Sache zu bedeuten habe. Sie wollte wohl sagen, daß mir einst, wenn meine ganze Lage sich geändert, ein sanfterer Wind wehen werde.
Als ich dann später, wenn ich mich nicht täusche im Juni, an denselben Kardinal MORONE geschrieben hatte, konnte ich die Streusandbüchse nicht finden. Ich suchte lange überall, vergebens; da nahm ich ein Blatt, um vom Boden etwas Sand aufzulesen, ihn über das Schreiben zu schütten, und sah plötzlich, daß die Streusandbüchse, die, rund, einen Zoll hoch und im Durchmesser einen Zoll breit war, offen auf dem Schreibtische steht. Wie war es möglich, daß mir, der ich auf demselben Tische schrieb, die Büchse verborgen bleiben konnte? Auch diese Sache hatte wohl mit meiner Zukunft zu tun und bestärkte mich in der Hoffnung, die mir der kluge, freundliche Kardinal gemacht, daß er nämlich bei unserem allerbesten Papst [PIUS V. 1566–1572] es durchsetzen wolle, daß ich nun endlich für so viele Mühen und Arbeit nicht immer neues Unglück zu ertragen hätte.

Aber all diese Zeichen hat ein anderes übertroffen und deutlich, verständlich und ihre Deutung sicher gemacht. Es erschien am 9. Oktober des nämlichen Jahres [1570]. Am 6. war ich verhaftet worden und hatte sofort 1800 Golddukaten Kaution bezahlt. Am 9. Oktober nun, ungefähr um die 9. Stunde des Tages [4 Uhr nachmittags], die Sonne schien hell in den Kerker, alle anderen waren weggegangen, sagte ich zu RODOLFO SILVESTRE, er möge die Türe schließen. Nur ungern wollte es dieser tun und wunderte sich über den unangebrachten Befehl.[1] Ich aber beharrte darauf, vielleicht weil es so Gottes Wille war, vielleicht auch, weil ich mir eingeredet hatte, ich solle nun dort, wohin ich mit Gewalt und wider meinen Willen geführt worden, nun wenigstens freiwillig bleiben. Nun gehorchte RODOLFO. Und siehe, kaum war die Zelle geschlossen, da geschah ein überaus heftiger Schlag an die Türe, den man weithin hören konnte, und sofort sprang vor unseren Augen der Schlag mit ähnlichem Krachen an den Fensterladen, durch den die Sonne schien, schlug an die Fenster und das Fenstergitter, daß es klirrte und knirschte, und verschwand. Und da ich dies sah, begann ich sofort über mein Elend zu weinen, aber bald schien mir das Zeichen, das ich auf einen sicheren, bösen Tod gedeutet hatte, als ein froher Bote neuen Lebens. Denn nun begann ich bei mir selbst nachzudenken: wenn so viele Adlige, jung, gesund, glücklich, dem sicheren Tode ruhig entgegengehen, nur um ihren König sich freundlich zu stimmen und ohne doch nach ihrem Tode weiteres erhoffen zu dürfen, wie magst dann du, ein brüchiger und verachteter Greis, dich sträuben, den Tod zu erdulden für ein Verbrechen, wenn sie dich dessen für schuldig halten sollten, oder durch ein Unrecht, wenn du eine solche Strafe nicht verdient hast in den Augen Gottes, der dir in seiner Güte so oft gezeigt hat, daß deine Sache in seinen Händen ruht? Und so sah ich mich mit einem Male vor dem Tode sicher, den ich eben noch gefürchtet hatte, und begann ein ruhig-heiteres Leben zu führen, wie es eben unsere menschliche Natur zuläßt. Und auf diese Weise verlängerte ich mein Leben, um das es so gut wie geschehen war, wenn ich daran denke, daß ich früher glaubte, nicht

[1] Er glaubte, CARDANO dürfe nach gestellter Kaution das Gefängnis verlassen [?]

einen Augenblick im Kerker zubringen zu können, ohne zu ersticken. Zeuge dieses so ganz staunenswerten Wunders war, wie ich schon gesagt habe, RODOLFO SILVESTRE, der im Jahre darauf Laureat geworden ist. Solche Dinge haben freilich die Eigenschaft, daß sie, solange sie vor uns stehen oder auch noch kurz nachher, den ganzen Menschen an sich ziehen; sobald sie aber entschwunden sind, werden sie kleiner und ferner, bis du schließlich, wenn du sie nicht gleichsam mit einem Nagel festgenagelt hast, daran zweifeln magst, ob du sie wirklich mit eigenen Augen und Ohren erlebt. Ich glaube, daß dies — neben anderen viel tieferen Gründen — sich daraus erklären läßt, daß eben die Ursachen, die solche Erscheinungen bewirken, unserer Natur ganz fremd sind. Ich weiß wohl, wie sehr gewisse naseweise Herren darüber scherzen und lachen werden. Ihr Herr und Führer ist POLYBIUS, jener Philosoph ohne Philosophie, der nicht einmal wußte, was die Aufgabe eines Historikers ist, und, indem er sie allzuweit faßte, sich lächerlich machte. Mitunter freilich ist er bewundernswert, wie z. B. im 2. Buch seiner Historien, wo er von den Achäern spricht. Bedarf es noch vieler Worte? [NICCOLO] TARTAGLIA [berühmter italienischer Mathematiker 1500—1559] hat recht, wenn er sagt, niemand wisse alles. Ja, und alle diejenigen wissen gar nichts, die nicht wissen, daß ihnen vieles unbekannt ist. Wir wissen, daß selbst ein PLINIUS, wenn er auch die stattlichste Abhandlung geschrieben, sich als Ochse erweist, wo er von der Sonne und den Sternen handelt. Wie darf es uns also wundern, wenn POLYBIUS, der mit viel höheren und göttlicheren Dingen sich befaßt, seine Unbildung ganz offen an den Tag legt?

Mir genügt das eine, und ich schwöre einen heiligen Eid darauf, daß mir die Fähigkeit, solche Erscheinungen zu fühlen und zu fassen, lieber und teurer ist als die Herrschaft über die ganze Welt, und wäre solche auch von ewiger Dauer. Ich könnte hier auch noch von merkwürdigen Dingen sprechen, die mir einst meine Eltern erzählt haben, Dinge, die wie Märchen klingen und manchem vielleicht belachenswert erscheinen mögen. Aber könnte man dann nicht im Vergleich damit all die oben erzählten Dinge, die ich so sicher wahrgenommen habe, für Kleinigkeiten halten? Auch glaube ich nicht, meinen Eltern so viel kluge Einsicht und

sorgfältige Beobachtung zutrauen zu dürfen, daß ich je hoffen dürfte, das Erzählte als wahr bestätigt zu sehen. Ich begnüge mich damit, festzustellen, daß solche Erscheinungen häufig und immer ganz unerwartet einzutreten pflegen; dann vor allem, wenn irgendwelche Leute im Sterben liegen, namentlich solche, die in Gutem oder Bösem sich besonders ausgezeichnet haben. Und wenn dem so ist, so kann es sich gewiß nicht so sehr um Zufälligkeiten handeln, als vielmehr um naturhafte und göttliche Erscheinungen. Es handelt sich auch nicht um Täuschungen des Geistes, der durch Schreckbilder erschüttert, verwirrt und unruhig wäre; denn übermäßige Affekte, wie sie durch Wunder solcher Art erregt werden, pflegen irrige Vorstellungen zu vertreiben, nicht zu steigern. [?] Wie wäre sonst jene Geschichte mit dem Mädchen zu erklären [?], das zu Gott flehte auf Geheiß des Vaters, den sie erst befreien zu müssen glaubte?
Doch genug davon. Ich wollte hier nur so kurz als irgend möglich aufzeichnen, wann und wie diese Dinge sich zugetragen haben. Und ich habe dabei nur solche Erscheinungen erwähnt, bei denen jeder Irrtum und jede böswillige Täuschung ausgeschlossen war; eine ungeheure Menge von anderen Dingen dieser Art, die ebenso deutlich und augenscheinlich waren, die aber als Exempel nicht so gut paßten, oder solche, die mir zwar damals ganz sonnenklar vor Augen lagen, die aber nicht so stark und vielfach bezeugt waren, habe ich hier übergangen. Jedermann ist es erlaubt, in meinen anderen Schriften über dergleichen nachzulesen. — Nur um dies eine bitte ich dich, mein Leser, schüttle nicht in menschlichem Hochmut zweifelnd dein Haupt, sondern denk' an die Größe und Weite von Erde und Himmel und an dies kleine dunkle Leben, worin wir alle gleicherweise elend und angstvoll uns quälen, und du wirst leicht einsehen, daß es nichts Unglaubliches ist, was ich hier erzählt habe.

*Vierundvierzigstes Kapitel*

## WAS ICH IN DEN VERSCHIEDENEN DISZIPLINEN AN DENKWÜRDIGEN ERFINDUNGEN MACHTE

Du magst wissen, daß keine dieser Erfindungen derart ist, daß du sie andern vorziehen dürftest. —

In der Dialektik, wo man bisher nur eine einzige kannte, die Aristotelische, habe ich den ganzen Stoff und seine Handhabung zergliedert und geteilt, so daß nun künftighin die Schulen sich im einzelnen nach den Regeln der Euklidistischen, Ptolemäischen, Archimedischen, Hippokratischen, Galenischen oder Skotischen Dialektik richten können. Außerdem habe ich den Gebrauch des Dilemma erweitert, wie auch den der »doctrina crassa«, des »*τρόπος*«, der »amplificatio« und des »splendor«, dialektische Formen, durch die die meisten behaupten zu den Begriffen vordringen und gleichsam die Seele des Dinges von seinem Körper trennen zu können; wie sie denn überhaupt stets derartigen Experimenten des Denkens den Vorzug geben, weil sie ihnen wunderbar erscheinen und ihnen ermöglichen, aus so engem Raume vielerlei Erkenntnisse zu gewinnen — als ob es bei den irdischen Dingen wäre wie bei ewigen und in logischer Geschlossenheit im Kreise Anfang und Ende sich zusammenfänden! Darum wollen sie auch nicht, daß man durch Lektüre, geschweige denn durch Ausschreiben fremder Bücher mühevoll Gleichnisse und Beispiele fände und durch die Arbeit vieler Monate zu gewinnen und erreichen suche, was die kurze Spanne einer Stunde uns geben könne. So haben sie denn diese meine Erfindung so sehr übertrieben, daß sie allmählich aufhörten, meine Fähigkeit, auswendig zu dozieren, von der sie sonst soviel Aufhebens machten, gebührend zu bewundern. Und es verdienen wohl auch solche Leute Verzeihung, die glauben, diese meine Erfindungen auf einen bösen Geist zurückführen zu müssen, da sie weder von einem guten Geist noch von Gottes Güte wissen wollen.

In der Arithmetik beherrschte ich fast das ganze Gebiet, namentlich die Kapitel von der sogenannten Algebra, behandelte zum erstenmal die Eigenschaften der Zahlen und vor allem die Theorie des Verhältnisses ähnlicher Zahlen und habe diese und andere, schon früher entdeckte Probleme dem leichteren oder auch bewundernswert komplizierten wissenschaftlichen Gebrauch zugänglich gemacht. In der Geometrie entdeckte ich die konfuse und reflexe Proportion, das Verhältnis des Unendlichen zum Endlichen und seine Behandlung im Endlichen, eine Erfindung, die freilich früher schon ARCHIMEDES gemacht hatte. In der Musik erfand ich neue

Tonarten und neue Stimmverhältnisse oder habe vielmehr die schon früher von PTOLEMAEUS und ARISTOXENUS [Schüler des ARISTOTELES] erfundenen wieder in Gebrauch gebracht.
In der Naturphilosophie habe ich das Feuer aus der Zahl der Elemente gestrichen und als Erster gelehrt, daß alles von Natur kalt ist; daß die Elemente sich gegenseitig nie verändern, sondern auf dem Weg der Palingenese sich erneuern; daß es nur zwei eigentliche Qualitäten gebe, Wärme und Feuchtigkeit. Ferner beschrieb ich die Eigenschaften des Salzes und des Öls und stellte die These auf, daß das einzig mögliche Prinzip der Fortzeugung vollkommener Lebewesen die himmlische Wärme sei; daß Gott unendlich genannt werden müsse; daß alles, was aus verschiedenen organischen, geordneten Teilen bestehe, notwendigerweise Seele und Leben besitze; daß die Unsterblichkeit unserer Seele nach der Lehre der Philosophen eine wirkliche, nicht eine scheinbare und schattenhafte sei. Ich lehrte ferner, daß alles stets aus einer immer gleichbleibenden bestimmten Zahl bestehe, wie zum Beispiel Blätter und Samen bei den Pflanzen; daß das Wesen der Ähnlichkeit in der Wirkungsweise zu suchen sei, die ein und dasselbe wirkende Prinzip in ein und derselben Materie ausübe, und daß daraus das Wesen des Wechsels und das der Schönheit zu erklären sei; daß die Erde für sich allein und nicht bloß mit dem Wasser vermischt Bestand habe, weshalb auch oft hier das eine und dort das andere der beiden Elemente überwiegt. Ich gab weiterhin die Erklärung dafür, weshalb der Osten besser sei als der Westen; warum auch nach der Sonnenwende, wenn die Sonne am Himmel schon wieder den entgegengesetzten Weg geht, dennoch viele Tage hindurch die Wärme beziehungsweise die Kälte noch zunehme; was unter dem Schicksal zu verstehen und wie seine Wirkungsweise sei. Auch erklärte ich die Ursachen vieler sonderbarer Erscheinungen, wie etwa der, daß 1000 Würfel, vorausgesetzt, daß sie nicht falsch sind, in 1000 Würfen mit Notwendigkeit stets eine gleichbleibende Einheit werfen. Ich lehrte auch, daß aus allen faulen Blättern einer Pflanze stets ein neues, je nach der Natur dieser Blätter verschiedenes Lebewesen erzeugt werde; daß ferner jener von ARISTOTELES nur aus Widerspruch gegen PLATOS Ansicht eingeführte Begriff der Natur gar nicht möglich und daß er nur ein durchaus willkür-

lich angenommener, in nichts der Wirklichkeit entsprechender Schemen sei. Noch unzählig viele andere Entdeckungen und Erfindungen machte ich auf diesem Gebiet; vor allem wichtig scheint mir, daß ich als Erster lehrte, die Betrachtung der Natur führe uns zur Annahme und zum Begriff der künstlerischen Schöpfung, ein Gedanke, dem vor mir noch nie jemand gewagt hatte näher zu treten.

In der Moralphilosophie lehrte ich das allgemeine Gleichgewicht aller Lebensverhältnisse nicht nur bei den Menschen, sondern bei allen Lebewesen; woraus natürlicherweise geschlossen werden darf, daß der Tod die Vergeltung für viele Taten bringen muß und daß die Menschen aus jedem Unglück Nutzen ziehen können. Ich lehrte ferner, welches Leben das beste, und wie es möglich sei, in innerem Gleichgewicht zu leben; daß es drei verschiedene Reiche gebe; daß es im Reiche des Menschlichen sehr oft besser sei, nicht zu wissen, was gut und böse, solange man dessen Tragweite nicht kenne; daß es dagegen in den andern Reichen sich anders verhalte. Weiter erklärte ich, was in jedem einzelnen Reiche den Begriff des Glückes ausmache, und lehrte, daß eine Kenntnis der menschlichen Sitten zuerst auf den Begriff des wesentlich Sittlichen, dann erst auf die verschiedenen Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten ganzer Völker und endlich auf die sittlichen Eigentümlichkeiten des einen und andern Individuums sich erstrecken müsse.

In der Medizin entdeckte ich die wahre Bedeutung der sogenannten kritischen Tage; erfand die Theorie der Heilung des Podagra und der des pestartigen Fiebers; die vielfache Verwandlungsmöglichkeit ölartiger Stoffe; die Technik, wie man aus nichtpurgierenden Medikamenten purgierende machen kann; und erklärte die Eigenschaften und Kräfte einzelner Heilquellen. Ich erfand ferner die mannigfaltigsten und nützlichsten Arten, Speisen zuzubereiten; wie man gefährliche und zu stark wirkende Medikamente in nützliche und sanft wirkende, ebenso wie man ekelerregende in angenehme verwandeln kann; ich entdeckte, wie gewisse Arzneien die Wassersucht so rasch zu heilen imstande sind, daß der Kranke, schnell gestärkt, noch am gleichen Tage wieder durch die Stadt spazieren kann; wie die Heilung einer einzelnen, besonderen

Krankheit zur Erkenntnis und zur Behebung des Krankheits-stoffes anderer Körperteile beitragen und wie man aus der drei- oder viermal wiederholten Lektüre eines einzigen medizinischen Werkes die Erkenntnis der verschiedensten Krankheiten, wie auch der Mittel, sie zu heilen, lernen kann. Ferner ist von mir die richtige Behandlung der Bruchleiden in den allgemeinen Gebrauch gebracht und verbessert worden. Auch schrieb ich als Erster eine ausführliche Geschichte des Urins, während man bisher auf diesem Gebiete kaum einige Anfänge schattenhafter Kenntnisse hatte. Außerdem verfaßte ich Erläuterungen zu den schwierigsten Schriften des HIPPOKRATES, namentlich zu den authentischen; doch ist dies Werk noch nicht vollendet, sondern heute noch, da ich dies niederschreibe, am 16. November 1575, unter der Feder. Des weiteren handelte ich sehr ausführlich von der Behandlung der französischen Krankheit und gab und erklärte Beispiele von Heilungen der schwierigsten Krankheiten, wie Epilepsie, Wahnsinn, Erblindung, und entdeckte für einige wenige wichtige Krankheiten die wirksamsten Heilmittel, wie zum Beispiel die Wirkung des Schachtelhalms bei der Wassersucht, die des Knoblauchs bei verhärteten Geschwüren, bei Harndrang, namentlich aber bei Gelenkkrankheiten, Nierenstein, Kolik, Hämorrhoiden und viele andere, gegen 5000. An gelösten oder wenigstens aufgestellten medizinischen Problemen werde ich gegen 40000 hinterlassen, an solchen kleinerer, nebensächlicher Art 200000, weshalb denn auch jenes Licht unseres Vaterlandes [ANDREA ALCIATI s. u. S. 189] mich den »Mann der Erfindungen« nannte.

*Fünfundvierzigstes Kapitel*

## DIE BÜCHER, DIE ICH VERFASST HABE. WANN UND WARUM ICH SIE SCHRIEB UND WAS SICH DABEI EREIGNET HAT

### *I. GEDRUCKTE WERKE*

*Mathematische Schriften:*

1 Buch »ars magna«.
1 Buch »de proportionibus«.
1 Buch »regula Aliza«.

*Astronomische Schriften:*

4 Bücher Kommentare zu Ptolemaeus.
1 Buch »de genituris exemplaribus«.
1 Buch »de interrogationibus et electionibus«.
1 Buch »de septem erraticis«.
1 Buch »de usu ephemeridum«.
1 Buch »de emendatione motuum et cognitione stellarum«.
1 Buch »astrologiae encomium«.

*Naturwissenschaftliche Schriften:*

22 Bücher »de subtilitate« mit der »apologia«.
17 Bücher »de rerum varietate«.
1 Buch »de animi immortalitate«.

*Moralwissenschaftliche Schriften:*

4 Bücher »de utilitate capienda ex adversis«.
3 Bücher »de consolatione«.
1 Buch »exhortatio ad bonas artes«.

*Ein erster Band: Schriften verschiedenen Inhalts:*

1 Buch »de libris propriis«.
1 Buch »de curis admirandis«.
1 Buch »Neronis encomium«.
1 Buch »geometriae encomium«.
1 Buch »de secretis primus«.
1 Buch »de uno«.
1 Buch »de gemmis et coloribus«.
1 Buch »de morte«.
1 Buch »Tetim seu de humana conditione«.
1 Buch »de minimis et propinquis«.
1 Buch »de summo bono«.

*Ein zweiter Band: Schriften verschiedenen Inhalts:*

1 Buch »dialectica«.
1 Buch »Hyperchen«.
1 Buch »de Socratis studio«.
1 Buch »de aqua«.
1 Buch »de aethere«.
1 Buch »de decoctis«.

*Ein dritter Band: Schriften medizinischen Inhalts:*

1 Buch »de causis, signis et locis morborum«.
1 Buch »ars curandi parva«.
1 Buch »consiliorum liber primus«.
1 Buch »de medicorum abusibus«.
1 Buch »quod nullum simplex medicamentum noxa careat«.
1 Buch »Triceps«.
1 Buch »apologia in Thessalicum medicum«.
1 Buch »apologia in Camutium«.

*Medizinische Kommentare:*

7 Bücher zu den »aphorismi« [des HIPPOKRATES].
3 Bücher »de venenis«.
1 Buch »de aëris constitutione«; alle zusammen 11 Bücher.
4 Bücher Kommentare zu den »prognostica« [des HIPPOKRATES].
1 Buch Kommentare zu dem Buch »de septimestri partu« [von HIPPOKRATES]; alle zusammen 5 Bücher.
8 Bücher Kommentare zu der Schrift »de aëre, aquis et locis« [von HIPPOKRATES].
1 Buch »consiliorum liber secundus«; alle zusammen 9 Bücher.
2 Bücher Kommentare zu der Schrift »de alimento« [von HIPPOKRATES].
22 Bücher Kommentare zu der Schrift »examen aegrorum« [von HIPPOKRATES].

*Aus dem Gebiet der Wahrsagekunst:*

4 Bücher »de somniis«.

*Dann existieren noch gedruckte Werke, die ich nicht zu den anderen zähle:*

5 Bücher »de sapientia«.
5 Bücher »Antigorgias«.
1 Buch »medicinae encomium«.
10 Bücher »ephemeridum supplementum«.

## II. HANDSCHRIFTLICHE WERKE

*Mathematische Schriften:*

2 Bücher »geometria nova«.

1 Buch »de numeris integris«.
1 Buch »de numeris fractis«.
1 Buch »de numerorum proprietatibus«.
1 Buch »de alogis«.
1 Buch »de commentitiis seu fictis«.
1 Buch »de musica«.

*Naturwissenschaftliche Schriften:*

1 Buch »de natura«.
1 Buch »de secretis quartus«.
2 Bücher »hyperboraea«.

*Moralwissenschaftliche Schriften:*

3 Bücher »de moribus«.
1 Buch »de optimo vitae genere«.
1 Buch »memoriale«.
1 Buch »de vita nostra«.

*Aus dem Gebiet der Medizin:*

4 Bücher »de urinis«.
1 Buch »de habitatione Romae«.
5 Bücher »de dentibus«.
4 Bücher »de tuenda sanitate«.
1 Buch »de lue Indica«.
1 Buch »consiliorum tertius«.
1 Buch »actus«.
12 »libri contradicentium medicorum«.
4 Bücher unter dem Titel: »manuarius«.
6 Bücher Kommentare zu der Schrift »de victu in acutis« [von HIPPOKRATES].
1 Buch Kommentare zu des GALENUS »ars medica«.
2 Bücher »floridorum seu in primam primi«.
5 Bücher Kommentare zu des HIPPOKRATES »epidemia«.

*Aus der Theologie:*

Ein Hymnus und die »vita B. Virginis«.
Die »vita B. Martini cum dispunctionibus«.

*Schriften verschiedenen Inhalts:*

6 Bücher »paralipomena«.

1 Buch »de clarorum virorum libris«.
1 Buch »de inventione«.
1 Buch »problemata«.
1 Buch »de conscribendis libris«.
1 Buch »proxeneta«.
2 Bücher »de ludis«.
1 Buch »dialogus de carcere«.
1 Buch »Flosculus dialogus«.
1 Buch »de nodis«.
1 Buch »Antigorgias«.
1 Buch »medicinae encomium«.
7 Bücher »de metoposcopia«.
1 Buch »technarum callidarum«.
1 Buch »de usu ephemeridum seu inventionis novae«.
1 Buch »sacra«.

Wie ich dazu kam, Bücher zu schreiben, das hast du, glaube ich, oben schon erfahren. Ich tat es, weil ich ein=, zwei=, drei= und vier=mal und noch öfter im Traume dazu ermuntert wurde, wie ich an anderer Stelle erzählt habe, aber auch aus dem Verlangen heraus, meinen Namen zu verewigen. Zweimal habe ich eine große Zahl und Masse von Büchern vernichtet: das erstemal um das Jahr 1537, wo ich ungefähr neun Bücher verbrannte, von denen ich einsah, daß sie wert= und nutzlos sein würden. Es hatte sich damals ein großes Durcheinander von Schriften, hauptsächlich medizinischer Art, angesammelt. Ich habe von all diesen Büchern weder ein gan=zes noch einen Auszug daraus zurückbehalten, mit Ausnahme des Buches »de malo medendi usu«, von dem ich bald darauf die erste Ausgabe veröffentlichte, und der »rudimenta arithmeticae«, aus denen ich später die »arithmetica parva« zusammenstellte. Einige Zeit darauf, nämlich ums Jahr 1541, gab ich das früher schon ver=öffentlichte Werkchen »de supplemento ephemeridum« in mehr=fach vermehrter Ausgabe neu heraus. Und dann im Jahre 1573, als jenes Unglück schon vergangen und verschmerzt war, verbrannte ich weitere 120 Schriften. Doch ich machte es nicht wie beim ersten Male, sondern exzerpierte vorher daraus, was mir von Wert zu sein schien. Außerdem bewahrte ich einige Schriften ganz unversehrt auf, wie zum Beispiel den »liber technarum callidarum« aus dem gro=

ßen »opus fabularum«, und das Buch »de libris clarorum virorum«, andere Schriften arbeitete ich um, wie DIOMEDES einst [seine Rüstung vertauschte,] »die eherne mit der goldenen, die neunrinderwertige mit der hundertrinderwertigen« [Ilias 6, 236].
Ich tat dies, weil mir die Bücher gefielen, und vernichtete die andern, weil sie mir mißfielen, und der Erfolg hat mir in beiden Fällen recht gegeben. Wiederholte Träume veranlaßten mich später dazu, die Bücher »de subtilitate« zu schreiben, die ich in Druck gab, dann ein erstes und ein zweites Mal vermehrte und verbesserte und schließlich in dritter Auflage veröffentlichen ließ. Dann [1545] machte ich mich an die Abfassung der »ars magna«, die ich damals zusammenstellte, als ich mich mit GIOVANNI COLLA [DE TORRINI DA COI, Lehrer der Arithmetik in Brescia] und NICCOLÒ TARTAGLIA [berühmter italienischer Mathematiker, 1500–1559] herumzankte. Von TARTAGLIA hatte ich verschiedenes in das erste Kapitel meines Werkes übernommen; er aber wollte mich lieber zum Rivalen, und zwar zum überlegenen Rivalen, als zum Freund und Dankverschuldeten haben. Als ich während meiner Reise auf der Loire fuhr und nicht wußte, womit ich mich beschäftigen sollte, schrieb ich, es war im Jahre 1552, die Kommentare zu PTOLEMAEUS zusammen. Dazu kamen dann als Anhang der »ars magna« die Bücher »de proportionibus« und »regula Aliza«, die ich im Jahre 1568 herausgab; damals ließ ich auch den übrigen arithmetischen Schriften die zwei Bücher der »geometria nova« und die Schrift »de musica« folgen, doch habe ich diese letztere sechs Jahre später, nämlich im Jahre 1574, umgearbeitet und neu kopieren lassen. Die Bücher »de rerum varietate« habe ich im Jahre 1558 herausgegeben; es waren dies einzelne Überbleibsel aus den Vorarbeiten der Bücher »de subtilitate«, die ich nicht vorher hatte ordnen und feilen können, der Menge von Geschäften wegen, die damals auf mir lasteten. Meine Söhne zeigten für diese Arbeit leider weder Neigung noch Fähigkeit; ich selbst hatte damals keinerlei Einkünfte, konnte meine Tätigkeit als Dozent nicht unterbrechen, mein Haushalt war in völliger Auflösung, ich mußte meine ärztliche Praxis in der Stadt ausüben, briefliche Konsultationen beantworten und hatte noch soviel andere dringende Arbeit, daß ich kaum Zeit zum Atmen, geschweige denn zum Ausfeilen von Bü-

chern fand. Mitten in diesen trüben Zeiten gab ich zuerst die Bücher »de consolatione« heraus und ließ diesen später die Bücher »de sapientia« folgen, die ich dann in neuer Auflage im Jahre 1543 [?] herausgab. In der Zwischenzeit schrieb ich jene zahllosen kleineren Werke, die teils herausgegeben sind, teils noch der Edition harren, außerdem meine sämtlichen medizinischen Schriften, von denen, wie du siehst, bis heute vier veröffentlicht sind: die Kommentare zu den »aphorismi«, zu den Schriften »de alimento« und »de aëre, aquis et locis« und zu den »prognostica«; handschriftlich liegen noch vor die beiden Bücher »floridi«, die Kommentare zu der »ars medendi« des GALEN und das erste und zweite Buch der Kommentare zur »epidemia« des HIPPOKRATES. Als ich nach Bologna übersiedelte [1562], gab ich das Buch »de somniis« heraus, das gewiß für viele verständige Leute von Nutzen, dem ungebildeten Pöbel freilich gefährlich und schädlich sein wird. Aber gibt es denn überhaupt etwas, das nicht schädlich wäre, wenn man schlechten oder auch nur unbedachten Gebrauch davon macht? Pferde, Messer, Waffen, Geschütze sind in den Händen schlechter Menschen fürchterliche Dinge, den guten sind sie notwendig, nicht nur wertvoll. Freilich, hier richtig zu scheiden ist sehr schwer, und man müßte zwischen den Büchern, die von Nutzen, und denen, die nutzlos sind, eine dritte Klasse anerkennen, Bücher, die nur Gelehrte lesen dürfen. Das Buch »dialectica« schrieb ich nur um zu zeigen, wie man von jenen natürlichen und doch so unsichern dialektischen Erkenntnismitteln nützlichen Gebrauch machen könne; dann machte mir aber das Werk selber solche Freude, daß ich es der Öffentlichkeit übergab, obwohl es weder vollständig, noch auch von Fehlern frei ist. Die kleine »ars medendi« gab ich nur dem Vorteil des Publikums zuliebe heraus, weil ich merkte, daß die übrigen Schriften nur langsam in die Öffentlichkeit drangen. Das Buch »de anini immortalitate« schrieb ich eigentlich nur als Studie, nicht als abgeschlossene Meinungsäußerung, und da das Büchlein dem ungeheuern Gegenstand nicht gerecht werden konnte, ergänzte ich es durch das zweite Buch der »hyperboraea«. Von den Dialogen habe ich den einen geschrieben, um mir das Elend zu erleichtern, das mich damals drückte, den andern, um den allgemeinen menschlichen Wahnsinn in seiner Blöße darzu-

tun und dabei jenen vier sich widerstreitenden menschlichen Schwächen ihren Platz zu geben, dem Schmerz und der unsinnigen Lust, der törichten Gier und der Furcht. Das Buch »proxeneta« entstand in einem einzigen Anlauf energischer Schaffenslust; das »memoriale« behandelt einen Stoff, den ich vorzüglich beherrsche [die Kunst des Extemporierens]. Die vier medizinischen Magazine oder Handbücher [oben unter dem Titel »manuarius« aufgezählt] enthalten alle Blüten und Früchte des gesamten medizinischen Wissens in kurzer Zusammenfassung: kennst du sie, so brauchst du die andern medizinischen Werke nicht mehr zu lesen; hast du aber diese schon durchgearbeitet und hast die Handbücher nicht kennen gelernt, so magst du wissen, daß du nichts versäumt hast. Die Kommentare zu des HIPPOKRATES Schrift »de victu in acutis« schrieb ich, um aus diesem gediegenen Werke die Theorie der Mittel zu gewinnen, die aus akuten Krankheiten retten können. Auf diesem Gebiet, der Heilung von Krankheiten, bin ich, wie ich schon gesagt habe, überaus glücklich gewesen. Die Bücher »de urinis« sind noch nicht vollendet; sie bekunden die Wunder der Natur, da hier auf so kleinem Gebiet so unendlich viel von Bedeutung enthalten ist, und wie in diesem einen Teil, so ist es auch im ganzen Bereich der Natur. Die von mir gefundene Theorie des Urins ist gleichwohl ganz einfach und bietet gerade deshalb den Nachahmern große Schwierigkeit; das Buch ist wohl gearbeitet und die Theorie, wie es sich gehört, mit vielen Experimenten belegt. Weiterhin verfaßte ich die »libri contradicentium medicorum«; sie behandeln alle strittigen Probleme der Medizin, und diese wollen so aufgefaßt werden, wie ich sie gelöst habe: wenn mir die Lösung gefiel, warum sollte ich sie dann verurteilen? wenn ich ihr mißtraute, warum ihr zustimmen, sie bestätigen und zum Gesetz erheben? Die »problemata« schrieb ich nach dem bekannten Grundsatz [HORAZ, ars poet. 333]:

»Nützen allein nicht wollen die Dichter, sie wollen ergötzen!«[1]

Die Bücher »de ludis« endlich schrieb der Spieler in mir. Und warum sollte ein Schriftsteller, der Würfelspieler ist, nicht über Spiele schreiben? Und vielleicht heißt es auch hier: »ex ungue leonem«.

[1] CARDANO schreibt: »*et* prodesse volunt, *et* delectare poëtae«.

Die ursprünglich dreizehn Bücher »de metoposcopia« zog ich in sieben zusammen; es ist diese Wissenschaft [die Kunst, aus den Linien des Gesichts zu lesen] ein Teil der Physiognomik. Ich habe sie von GIROLAMO VISCONTI übernommen. SUETON lobt diese Kunst ganz über alle Maßen. Und ich habe darin einen Schimmer von Wahrheit entdeckt. Freilich ist es überaus schwer, einigermaßen festzustellen, was wahr und was falsch daran ist, und man geht leicht in die Irre, weil es sich um so viele Menschen als Objekte und um so vielerlei verschiedene Zeichen handelt, die sich so häufig und regellos verändern.
Auch die »paralipomena« sind erhaltene Überbleibsel von den Trümmern eines älteren Werkes, das ich vernichtet hatte und zwar nur deshalb vernichtet hatte, weil ich mit den verworrenen und ungeordnet gruppierten Aufzeichnungen nicht zufrieden sein konnte. Es war darin keinerlei sachliche Einteilung eingehalten gewesen, die höchsten Dinge wechselten mit den niedrigsten ab, häßliche mit schönen, nützliche mit schädlichen, Dinge der Kunst mit Naturzufälligkeiten, kluge und sorgsam gearbeitete Gedanken mit durchaus absurden; und ich durfte nie hoffen, auch wenn ich noch so viel daraus gestrichen hätte, den Rest des Werkes besser gestalten und in eine einheitliche, abgerundete, geschlossene Form bringen zu können. Nun hielt ich es aber für besser, heute schon, da noch alle die Menschen leben und es lesen können, die sich dafür interessieren, und da die Dinge selbst noch allen Leuten bekannt sind, eine bloße Zusammenstellung des gesammelten Materials zu geben und so meinen Freunden und Gönnern einen guten Dienst zu leisten, vor allem aber, was noch wichtiger ist, mit einer sehr großen Ersparnis an Zeit eine Menge Kenntnisse von Einzeldingen klar und bestimmt der Nachwelt zu hinterlassen, als in einer sorgfältigen Bearbeitung mühselig zu zeigen, wieviel Material ich vernichten mußte. Dies eine sage ich: das allerschönste ist, so zu leben, daß niemand bei mir vermissen kann, was er von einem guten Mann, der seine Pflichten kennt, glaubt erwarten zu dürfen. Darum habe ich auch die Bücher »de inventione«, »de conscribendis libris« und »de libris clarorum virorum« geschrieben, um durch eigene Tat zu bekräftigen, was ich mit Worten gelobt hatte. Den Hymnus und

jene beiden Viten der seligsten Jungfrau und des heiligen Martinus schrieb ich, um offen zu zeigen, daß ich dankbare Gesinnung gegen die hege, von denen ich so viele Gnaden erlangt habe. Und ihre korrekte Form suchte ich diesen Werken deshalb zu geben, weil ich der Ansicht bin, daß, wenn ein Buch durchaus nützlich sein soll, eine peinlich genaue Sorgfalt das Buch nicht nur begleiten, sondern notwendigerweise beherrschen müsse. Denn wie einerseits die höchste Form einem Buche Kraft und Schmuck verleiht, so machen andrerseits Fehler, Nachlässigkeiten, wenig gefeilte Stellen den Leser müde und mißmutig, rauben dem Buche selbst jedes Ansehen und jede Autorität und schaden so schließlich nur der allgemeinen guten Wirkung. Ich weiß auch sehr wohl, und das Beispiel des ARISTOTELES und des GALEN konnte es mich lehren, daß diese sorgfältige Durcharbeitung bei allen Arbeiten durchaus möglich ist; aber bei diesen beiden war sie notwendig, da diese ihren Gegenstand prinzipiell und vollständig abhandelten, mir diente es immerhin zur Stärkung des Eindrucks und zum Schmuck, wenn ich in der Schrift »de optimo vitae genere« in einzelnen Partien nach Kräften diese höchste Sorgfalt der Ausfeilung angewandt habe. Ich schrieb dieses Buch, weil ich aus all dem Elend der Erinnerung an vergangenes, der drückenden Last des gegenwärtigen und dem drohenden Unheil künftigen Unglücks nie einen anderen Ausweg gefunden habe als den, mit der Unsterblichkeit eines Namens sich selbst Unsterblichkeit vorzutäuschen, zu sterben, ohne die Trübsal des Alters gespürt und doch die Mängel der Jugend überwunden zu haben, mitten in der ewigen Hast des Lebens sich seine Ruhe zu bewahren und im dauernden wirren Wechsel und Durcheinander der Dinge selbst fest und beständig zu bleiben. Diese vier Dinge, dächte ich, sollten uns entschädigen für all das Elend im Unglück, das jedem von uns Sterblichen freilich weit reichlicher beschert wird als jene Güter, die uns so nötig wären. Und der letzte Trost ist der Gedanke, daß alles, was kam, kommen mußte; so auch der Tod der Meinigen. Aber vielleicht, wendest du ein, nicht gerade so, wie es kam? Was verschlägt es? Wir alle haben den gleichen Heimweg, und ist es nicht heute, was liegt daran, wenn die Stunde doch bald genug kommen wird? Wir Menschen haben nie Ruhe gehabt und

werden sie nie haben. Vergleiche einmal das, was heute dir zugestoßen ist, mit dem Leben etwa in der Zeit eines POLYBIUS. Heute sind wir ja fast wie auf Rosen gebettet; damals konnte man von Jammer und Elend sprechen: nichts war jenen Armen sicher, ohne Grund ward man ermordet, in die Sklaverei geführt; ein heitrer Scherz war es, so einer nur sein ganzes Hab und Gut verlor. Wir haben heute zudem noch den Glauben an ein ewiges und glückseliges Leben, der jenen früheren Zeiten fremd war. Was kann nun also einem, der solche Gedanken sich vor Augen hält, im Leben Widriges begegnen? Wir haben mit den Menschen aller Zeiten den gleichen Ursprung und ein gemeinsames Ende, in allem das gleiche Schicksal, außer daß wir nach dem Tode noch ein Leben der Freude erwarten. Wohl aber täuschen wir uns, wie ich schon einmal ausgeführt habe, in vier [?] Dingen: einmal, wenn wir glauben, es gebe in diesem Leben und in unserem alltäglichen Tun etwas, das auch nur einigermaßen Bestand und Wert habe; sodann wenn wir nicht merken, daß nichts von Dauer, geschweige denn von Ewigkeit ist; drittens, wenn wir glauben, unser Geist, wenn er auch den Körper überdaure, werde doch wie dieser alt, und zwar deshalb, weil die Tätigkeit, die er mit dem Körper gemeinsam hat, erlahmt. Ich aber erkläre mit aller Entschiedenheit: nichts an uns altert; nicht die Seele, die immer Werkzeug und immer Tätigkeit ist, wie ich heute mehr denn je einsehe; nicht der Körper, denn nach Ansicht der Philosophen, namentlich der Platoniker, ist er ja überhaupt, wie es im Phaedon heißt, nicht der wichtigste Teil unseres Daseins; nicht unsere Tätigkeit endlich, die den wichtigsten und vollkommensten Teil unseres Wesens ausmacht, denn sie kann wohl an äußerer Wirkung verhindert werden, bedarf aber für sich dieser Wirkung nicht. Dies sind nämlich zwei verschiedene Dinge: die Sonne bedarf der Luft, um zu erleuchten, und die Luft ist ihrerseits Ursache, daß die Sonne erleuchtet; fehlt die Luft, so vermag die Sonne nicht mehr zu erleuchten. — Dies ungefähr sind die Grundgedanken, dies die letzten Zwecke und Ziele der Ratschläge [die ich in der Schrift »de optimo vitae genere« gebe].

Eine zweite Schrift derselben Tendenz ist das »memoriale« betitelte Büchlein; alle die Lehren, die ich in der zuletzt genannten

Schrift zusammengestellt und hier soeben vorgetragen habe, sind in dieser zweiten logisch gegliedert und in ihre einzelnen sachlich begründeten Teile zerlegt, so daß du daraus nicht nur einen ganz allgemeinen Trost, sondern für jeden einzelnen Fall, in welche Lage du auch kommen magst, Nutzen und Rat entnehmen kannst. Eine dritte Schrift ist das medizinische Handbuch oder Magazin [»liber manuarius«]. Ich habe es nicht nur des Gewinnes und der Ehre wegen geschrieben, sondern weil es das schönste auf Erden ist, Liebesdienste zu erweisen und zu leisten, was du zu leisten schuldig bist. Freilich mußt du auch einsehen, wieviel du selbst in solchen Dingen anderen zu helfen schuldest, wo andere Menschen noch nicht im entferntesten daran denken, Pflichten zu haben. Und wenn es schon dem Architekten ein liebes Gefühl sein muß, ein Haus nicht nach den Gesetzen blinden Zufalls, sondern mit Ordnung und Verstand gebaut zu haben, um wie viel mehr einem Menschen, der seinen Nebenmenschen vernünftig helfen könnte und der ein-sieht, wieviel er dann zu leisten vermag. Ein viertes Buch ist das hier vorliegende, der Nabel aller meiner Schriften. Ich schrieb es mir und anderen zur Lust und aus einem Gefühl der Pflicht heraus. Sei überzeugt, daß ich darin niemandem bewußt lügend Unrecht getan habe; wie dächtest du, müßte sonst meine Seele gegen Gott gestimmt sein? Freilich, wer wird es mit Vergnügen lesen? Die Menschen sind ja wie das blöde liebe Vieh, das nicht an guten Dingen Freude und Interesse hat, sondern an dem nur, was es ver-schlingen kann, so wie die Spinne an der Mücke, der Vogel Strauß am Eisenstück sich ergötzt. (Und um jene anderen Leute kümmere ich mich nicht, die sich bewundern lassen und mit pfiffigen Knif-fen den Eindruck erwecken wollen, als wüßten sie, was niemand außer ihnen weiß, während doch oft genug die Erfahrung zeigt, daß sie vieles selbst nicht wußten, was andere wissen.) An fünfter Stelle nenne ich die Schrift »de tuenda sanitate« und an letzter das zweite Buch der »hyperboraea«. Im fünften wird das dritte, im sech-sten das erste der genannten Bücher ergänzt und zu innerem Ab-schluß gebracht.

Ich wünschte, daß neben den eben genannten nur neunzehn mei-ner Schriften mich überlebten; außer diesen wünschte ich kein an-deres Buch geschrieben zu haben. Vielleicht wundert sich einer,

daß VERGIL nie gewünscht hat, seine Aeneis vernichtet zu sehen — er hat dies übrigens gewollt und befohlen, sie zu vernichten — nachdem doch seine »bucolica« und »georgica« geschrieben waren. Und ich selbst bin erst dann auf diesen Wunsch gekommen, nachdem ich alle meine Werke erneut gesichtet hatte. —
Warum ich die Bücher »de natura« zusammenstellte, habe ich zur Genüge ausgeführt. Das Buch »Theognoston« trat später an die Stelle der »hyperboraea«. Die Schrift »de moribus« schrieb ich, von ARISTOTELES angeregt, der in seiner Staatslehre die Behauptung aufstellt, die längste mögliche Dauer einer Tyrannei umfasse kaum die Spanne von hundert Jahren, was sicherlich falsch ist. Zu der Abfassung meiner Selbstbiographie hat mich, wie es wohl scheint, der Gedanke an den Nutzen einer solchen, das Drängen meiner Freunde und die vielfach sich bietende günstige Gelegenheit gereizt. Auch muß es, wenn EPIKUR sich nicht durchaus täuscht, kein unangenehmes Gefühl sein, so gründlich sein ganzes Leben zu durchleuchten. Das Buch »de dentibus« verfaßte ich, um eine sichere Methode der Heilung dieser langwierigen Krankheiten zu geben; und der nämliche Grund war es auch, der mich die Kommentare zu dem Buch »de victu in acutis« schreiben ließ. Die Schrift »de Indica lue« entstand, weil so viele Leute in dieser Sache an mich schrieben und ich darüber eine große Menge Material gesammelt hatte. Auch zu der Abfassung der Bücher »de tuenda sanitate« bewogen mich vielerlei Gründe; in erster Linie war es der, daß GALEN auf diesem Gebiet im Verlauf seiner Abhandlung allzu pedantisch wird und dabei viele seiner Ausführungen dunkel, die meisten unsicher, alle unvollständig sind. Ich mag gar nicht sagen, wie sehr er mit seinen verschiedenen praktischen medizinischen Anweisungen in der Irre geht und dabei Zeit und Kraft vertrödelt; er vergißt sogar anzugeben, welcher Wein für Gesunde und welcher für junge Leute der beste und bekömmlichste sei, obschon in seinen umfangreichen Schriften oft genug Gelegenheit dazu geboten ist, so daß man glauben möchte, er habe es mit Absicht verschwiegen. Dazu kommt nun auch, daß nicht alles, was in alter Zeit und in Griechenland gut war, auch uns Italienern von heute zuträglich ist. Und außerdem muß sich seither manches geändert haben: so berichtet GALEN im zweiten Buche seiner Schrift

»de alimentis«, in der Cyrenaika werde die Natterwurz wie eine Rübe gekaut und gegessen und sei nicht im mindesten schädlich. Auch kannte GALEN die Kunst der Destillation nicht, die damals noch gar nicht erfunden war. Bei mir aber muß naturgemäß diese Erfindung, deren große Bedeutung und Nützlichkeit unbestritten sind, eine nicht geringe Rolle spielen. Das Büchlein »actus« habe ich meinen anderen Schriften so nebenbei mit auf den Weg gegeben, so wie ein kleiner Funke gelegentlich aus der Feuermaschine springt.

Wenn übrigens jemand alle meine übrigen Bücher im Stil der achtzehn erstgenannten Schriften redigieren und dabei austilgen wollte, was nicht in den Zusammenhang paßt oder eine leere Wiederholung wäre, — so wie ich selbst an einigen Stellen anderer Bücher, wie etwa der Schrift »de varietate rerum«, vorgegangen bin — so würde er ein Werk leisten, das sich lohnte, und sich meinen Dank verdienen.

Nun magst du aber wissen, daß zwar alle Bücher, wenigstens alle guten, stets unter einer Art von himmlischer Erleuchtung geschrieben sind, daß dies aber im einzelnen auf dreifache Weise geschehen kann: entweder ist der menschliche Geist bei Abfassung eines Buches von jenem göttlichen Geist erleuchtet, der uns allen gemein ist; denn jede Weisheit stammt ja von Gott dem Herrn, und wie die platonische Schule meint, dringt unser Intellekt nur, wenn er mit dem Sittlich-Guten verbunden ist, zur Erkenntnis vor und leuchtet über der Seele, die sich der Idee des Guten zugewandt hat. Eine andere, mehr einleuchtende Art ist die, daß sich die göttliche Erleuchtung im einzelnen Falle über uns ergießt; diese Ansicht halten zwar manche Platoniker für falsch, doch widerspricht ihr keinesfalls das Gesetz unseres Wesens; auch diese Erleuchtung wird nur dem Rechtschaffenen zuteil. Eine dritte Art endlich ist die, daß uns zu günstiger Stunde plötzlich die Erkenntnis dargereicht wird. So ist es mir in diesem laufenden Jahre 1576, am 14. März, ergangen. Ich schrieb damals gerade in meinem Buch »de tuenda sanitate« an dem Abschnitt über das Pfriemenkraut und lobte darin die anerkannt günstige Wirkung der aus dem Pfriemenkraut gewonnenen Medikamente. Da begegnete mir auf dem Gemüsemarkt in Rom, ganz nahe dem Fischmarkt, ein alter

Mann, ohne Mantel, ja ganz zerlumpt gekleidet, und riet mir davon ab, dieses Kraut zu kaufen und zu gebrauchen. Nach der Lehre des GALEN, sagte er, könne diese Pflanze, wie auch der Schierling, sofort töten. Und da ich ihm zur Antwort gab, ich wisse sehr wohl das Pfriemenkraut vom Schierling zu unterscheiden, sagte er: »Nimm dich in acht! Ich weiß, was ich sage.« Und murmelte noch etwas von GALEN. Ich kehre nach Hause zurück und finde tatsächlich bei GALEN eine betreffende Stelle, die mir bisher entgangen war. Und so habe ich, wenn auch nicht im großen und ganzen, so doch an vielen einzelnen Punkten meine frühere Ansicht aufgegeben und meiner Schrift zahlreiche Anmerkungen beigefügt, so: daß das Pfriemenkraut, das ich kenne, nur in Italien gepflückt werde; daß die genannten Wirkungen nur vom Stengel verstanden werden müßten, wenn man beim Gebrauch ganz sicher gehen wolle; das Kraut dürfe nicht erfroren sein [oder: nicht bei kalter Witterung gebraucht werden]; es könne sich als Medikament der Natur des Körpers nicht so sehr anpassen, wie andere; es dürfe wohl gebraucht, nie aber mißbraucht werden; es dürfe nur im ersten Frühjahr, nicht mehr zu Sommeranfang, gepflückt werden, dann, wenn der Stengel die frisch gewachsenen üppigen drei Blätter habe; und wenn sich einer fürchte, zuerst davon zu kosten, so solle er Zitterwurzel oder eine Zitrone oder auch Brot mit gekochtem Knoblauch dazu nehmen [?], oder es vorher einem Hund oder einer Henne zum Fressen geben. Wenn einer auf all dies achtet, so wird er gewiß reichen Gewinn aus der Lektüre dieses Buches ziehen und es dem, der sich so sehr verdient um ihn gemacht, wie wir schon eingangs gesagt haben, zu Dank wissen. Und er möge, bitte ich ihn, freundlich meine Fehler bessern. — Meine neuen Bücher aber, wie ich schon oben gesagt, sind mit derselben Fertigkeit, nicht aber mit derselben Sorgfalt geschrieben, wie die früheren.

*Sechsundvierzigstes Kapitel*

## VON MIR SELBST

Wenn ich solches und ähnliches bedenke, fährt mir die Frage durch den Kopf, die man, wie ich wohl fühle, mir entgegen-

halten könnte: ob es mich bei all diesen guten und bösen und gleichgültigen Erlebnissen nicht reut, zu leben und gelebt zu haben? Es wäre töricht von mir, nicht im voraus schon an eine Antwort zu denken und der Antwort gleich ihre Begründung beizufügen. Zu wirklichem Unglück in meinem Leben rechne ich den schrecklichen Tod meines einen und die Torheit meines anderen Sohnes, die Unfruchtbarkeit meiner Tochter; mein eigenes früheres langjähriges Unvermögen, mit Weibern geschlechtlich zu verkehren; die andauernde Armut, den ewigen Kampf, die unaufhörlichen Verfolgungen und Verleumdungen; Unannehmlichkeiten aller Art, Krankheiten, Gefahren, meine Einkerkerung und das Unrecht, das mir so und so oft dadurch zugefügt wurde, daß man mir Leute mit geringerem Verdienste vorzog. Doch lassen wir dies; jedem mag solches begegnen. Wenn wir den nicht unglücklich nennen wollen, der weder Kinder, noch Amt und Würden, noch Reichtümer sein eigen nennen darf, wie sollten wir dann den heißen, der alt geworden ist und von allen diesen Gütern wenigstens etwas besitzt? Stets soll man seine Lage mit der des Ärmeren vergleichen, nie mit der des Bessergestellten; dann aber habe ich kein Recht, unglücklich zu sein und zu klagen, ja, wenn wir dem ARISTOTELES glauben dürfen, bin ich viel glücklicher als all die anderen, denn ich habe die sichere und seltene Kenntnis von vielen wichtigen und großen Dingen. Und ich sage noch mehr: dies Wissen gibt mir das Recht, alle irdischen Dinge zu verachten, wie es die Stoiker tun. Und so üppig reiche Frucht breche ich nun von dem Baume dieser Erkenntnis, daß ich selbst heute als gebrechlicher Greis mich nicht mehr um meine frohe Jugend beneide; bin ich doch auch durchaus nicht arm zu nennen, die Sinne meines Leibes tun ihren Dienst, irdisches Wohlergehen ist mir zuteil geworden, mein Geist ist stark und frisch. Und ein noch größeres Wort darf ich aussprechen: den glücklichsten Menschen darf ich mich heißen, denn ich weiß, daß meine Natur des Göttlichen teilhaftig ist. Wie? wenn der Tod dir vor der Türe steht und einer kommt und verheißt dir, wie einst dem König EZECHIAS, du werdest noch 15 Jahre leben, wird dein Herz nicht froher schlagen? Noch mehr, wenn er dir 30 oder 100 verspräche? Und ginge er von dem Hundert gar zum Tausend über, wie ohne Maß wäre da

deine Freude! Würdest du nicht all dieser irdischen Freuden und Genüsse vergessen? Und verspräche er dir zehn- oder hunderttausend Lebensjahre, wüßtest du dich vor Wonne noch zu fassen? Und nun nimm an, du lebest ewig: gibt es noch etwas, worauf du hoffen, was du wünschen möchtest? Wer aber ohne diese ewige Hoffnung leben muß, der ist um ein doppeltes wahrhaftes Gut betrogen, um eine Hoffnung und um ihre Frucht.
Da es nun also Gott gefallen hat, in unserer Sterblichkeit der Unsterblichkeit uns teilhaftig werden zu lassen, dürfen wir seine unverdiente Gnade nicht mißachten, noch über unser Leben und unsere Lage eine unbillige Meinung haben.

*Siebenundvierzigstes Kapitel*

## MEIN SCHUTZGEIST

Man weiß, daß manche Menschen sich der dauernden Hilfe von beistehenden und schützenden Geistern (die Griechen pflegten sie »Engel« zu nennen, im Latein nennt man sie etwas weniger korrekt »Geister«) zu erfreuen hatten: so SOKRATES, PLOTIN, SYNESIUS, DION, FLAVIUS JOSEPHUS und auch ich. Alle diese führten ein glückliches Leben, ausgenommen den SOKRATES und mich, obschon ich mich sonst, wie ich oben ausgeführt habe, in den besten Verhältnissen befinde. Einem CAIUS CAESAR dem Diktator, einem CICERO, ANTONIUS, BRUTUS und CASSIUS standen böse, wenn auch glänzende Geister zur Seite; einem ANTONIUS und CICERO Geister des Ruhmes, doch beide waren ihren Schützlingen verderblich. Der Schutzgeist des JOSEPHUS war von hoher Herrlichkeit und seltenem Adel; er erwies sich in seiner kriegerischen Tüchtigkeit, in der Gunst, die VESPASIAN und seine Söhne ihm schenkten, in seinen Reichtümern, in seinen historischen Werken, in seiner dreifachen Nachkommenschaft, in dem Kampf, den er um das Unglück seines Volkes führte, vor allem aber in der ahnenden Voraussicht alles Kommenden, die ihn während seiner Gefangenschaft erleuchtete, ihn vom Wahnsinn der Seinen befreite und aus den Fluten des Meeres rettete. Aber alle diese Geister

waren offenkundig böse Dämonen; mein Schutzgeist aber ist, wie ich glaube, ein guter und barmherziger Geist.
Daß ich einen solchen Schutzgeist besitze, davon war ich längst überzeugt; auf welche Weise er mich aber über alle bevorstehenden Ereignisse unterrichtete, das konnte ich erst nach meinem vollendeten 74. Lebensjahr erfahren, damals als ich anfing, diese meine Lebensbeschreibung zu verfassen. Daß ich so viele Dinge, die mir bevorstanden, so frühe schon, fast auf der Schwelle meines Lebens, möchte ich sagen, so bis aufs Haar genau und so lange Zeit vorher wußte und in Wirklichkeit voraussah, das wäre ein viel größeres Wunder, hätte ich es ohne Gottes Hilfe, als wenn ich es durch meinen Geist erfahren. Über einzelne dieser Tatsachen habe ich schon oben berichtet. Da mein Schutzgeist voraussieht, was mir droht, ist er imstande, mich zu warnen. So war es damals [s. o. S. 139], als er voraussah, daß mein Sohn — wahrscheinlich hatte dieser schon am Abend zuvor versprochen, die BRANDONIA SERONI zur Frau zu nehmen — am folgenden Tage jene Ehe schließen werde; damals erregte er mein gewohntes Herzklopfen, das ihm bekannt sein mußte, in so starkem Maße, daß ich den Eindruck hatte, als erzittere das ganze Zimmer. Und den nämlichen Eindruck bewirkte er bei meinem Hausburschen, und so fühlten damals ich und mein Bursche ein Erdbeben, das sonst kein Bürger der Stadt merkte, weil es ja auch tatsächlich kein wirkliches Erdbeben war. Dies Zeichen war so allgemeiner Art, daß ich, hätte mein Sohn etwa nicht geheiratet, was freilich ohne große Streitigkeiten mit der Familie seiner Braut nicht möglich gewesen wäre, mich keineswegs hätte getäuscht fühlen können. Ich wäre dann vielmehr meinem Schutzgeist zu noch weit größerem Dank verpflichtet gewesen, in der Annahme, daß er ja erst durch sein Zeichen mir ermöglicht habe, das Unheil zu verhüten. Und so hat er auch damals [s. o. S. 154] im Kerker mir und meinem jungen Genossen, ich glaube wohl auf Gottes Geheiß, den Geist berührt, so daß wir jenen Lärm zu hören glaubten und dadurch in der Hoffnung auf Gottes Hilfe gestärkt wurden. Und so entging ich damals dem Tode, und alles das Bittere, was ich erdulden sollte, erschien mir in milderem Lichte.
Daraus erkennen wir auch, daß dieser Geist sehr mächtig sein

muß; deutlich wird dies namentlich bei solchen Zeichen, die mehrere andere mit mir sahen, oder bei solchen, wo zwei Sinne zugleich, Auge und Ohr, durch ihn berührt wurden, wie bei jenem »Te sin casa« [s. o. S. 152]. Ebenso damals im Jahre 1531, bei der Erscheinung von Raben, Hunden, Feuerfunken. Solches ist möglich, weil eben dieser Geist auch Einfluß hat auf die Seelen der vernunftlosen Tiere. Auch kommt es ja auch sonst wohl vor, daß Menschen vor leeren Schatten erschrecken oder daß vor ihren Augen ein kurzes trügerisches Gaukelbild glänzender Dinge, ein Phantom von Edelsteinen etwa oder Metallen, erscheinen mag.

Im allgemeinen unterschieden schon die Alten bei ihren Dämonen mannigfach verschiedene Arten. Bald waren es warnende Geister, wie bei SOKRATES, bald mahnende, wie beim Tode CICEROS; Geister, die durch Träume, durch gewisse Bewegungen von Tieren, durch Zufälligkeiten anderer Art die Zukunft lehrten; solche, die den Menschen zu irgend einem Orte trieben, die durch Täuschung eines oder auch, je mächtiger sie waren, mehrerer Sinne zugleich ihn in die Irre führten; Geister schließlich, die auf dem Wege rein natürlicher, oder solche, die durch ganz außernatürliche Dinge wirkten, welch letztere wir für die mächtigsten und bedeutendsten halten. Endlich unterschied man gute und böse Geister.

Einige Bedenken in dieser Sache mögen immerhin zu Recht bestehen, so etwa, warum denn ein solch sorgsamer Schutz gerade über mir und nicht auch über anderen waltete? Der Grund ist gewiß nicht der — wie wohl manche glauben möchten —, daß ich mich durch besondere Gelehrsamkeit auszeichnete; vielleicht gerade das Gegenteil. Oder ist es meine maßlose Liebe zur Wahrheit und Weisheit, verbunden mit der Verachtung aller irdischen Güter, die mich auch in diesem Zustand der Armut beseelt, oder etwa mein Hunger nach Gerechtigkeit, oder weil ich alles Gott, fast nichts mir selber zuschreibe? Oder hat es vielleicht einen Grund, der Gott allein bekannt ist?

Eine andere Frage ist die, warum mein Schutzgeist das, was er mir zu sagen hat, nicht offen und unverhüllt sagt? Mir selbst wäre dies lieber; er aber drückt eine Sache durch ein fremdes Zeichen aus, so wie er mich [im Kerker] durch jenen rätselhaft verborgenen Lärm zum Gottvertrauen mahnte, andeutend, Gott sehe alles,

wenn auch ich ihn nicht mit Augen sähe. Er hätte ja wohl auch etwa durch einen Traum oder ein anderes deutliches Wunderzeichen, mir unverhüllt sagen können, was er mir sagen wollte. Aber vielleicht zeigte er mir auf diese verhüllte Weise viel deutlicher die göttliche Sorge an und all das andere, das immer stärker auf mich einstürmte, Furcht, Beklommenheit, ängstliche Sorgen; und jenes Klirren sinnbildete die Angst. Manchmal ist auch Dunkelheit wohl am Platze, wenn wir Gottes Hand erkennen, nicht dann freilich, wenn wir vor einer Tat gewarnt werden sollen. Töricht wäre es darum, bei Dingen solcher Art vorschnell um ein Verstehen und Begreifen sich zu kümmern; noch törichter, ans Licht der Erkenntnis zerren zu wollen, was dem menschlichen Geiste aus so vielen Gründen ewig verschlossen bleiben wird. Lange Erfahrung und die stets verdrehte, unsichere Auslegung solcher Zeichen lehren uns dies. Künden diese Zeichen uns wirklich die Zukunft, so kann uns diese Kenntnis doch nur wenig nützen; und trügen sie uns, wem ist dann geholfen? Gott tut mit uns wie freigebige Menschen: ihnen ziemt es, vieles zu schenken, was uns nicht immer ziemt anzunehmen.
Und wieder eine andere Frage wäre die, warum ich gewisse Erscheinungen sah, die mir doch durchaus unverständlich blieben, wie etwa das »te sin casa« oder die Sache mit dem »lamant« [?] oder die Antwort des Affen [?] von dem vier Jahre langen Leben? Oder die Geschichte von den Würmchen, die sich in den Trinkschalen zeigten? Nun ist es aber nicht wahrscheinlich, daß solche Erscheinungen auf reiner Täuschung beruhen, denn die göttliche Kraft, die uns derartige Dinge schickt, bedient sich keiner unedlen, krampfhaft wirkenden Mittel und kennt überdies in jedem einzelnen Falle die zur Wirkung günstigste Gelegenheit. Und so scheint es mir, obgleich ich nichts Sicheres darüber weiß, doch sehr glaubhaft zu sein, daß die wirkende Ursache dieser Erscheinungen, nämlich mein Schutzgeist, wie die Natur nach eigenen bestimmten Gesetzen lebt und wirkt; und wie es im Bereich dieser Natur, die doch niemals von sich selbst abweicht, dennoch möglich ist, daß Mißgeburten zur Welt kommen, eben infolge eines bestimmten Mangels der Materie, so ist es auch hier der Fall. Denn ich halte es kaum für wahrscheinlich, daß dieser mein Schutzgeist

edlerer Art ist als der Intellekt der Natur, und dieser vermag sehr wohl Irrtümer zu begehen, der Mittel wegen, durch die er wirken muß. Und darum ist wohl zu glauben, daß auch diese unerklärlichen Erscheinungen Werkzeuge meines Schutzgeistes sind. Und wie zu gewissen Zeiten viele Mißgeburten geboren werden, wenn nämlich die Kraft der Sonne irgendwie gehemmt ist, so kann es auch vorkommen, daß irgend eine heimliche Kraft des Körpers oder der Seele, die solche Zeichen zu fassen vermag, gehindert und gehemmt ist und infolge davon in der durch diese Zeichen vermittelten Erkenntnis der künftigen Dinge sich Unzulänglichkeiten und Irrtümer einschleichen. Wenn du mir aber entgegenhältst, daß im ersteren Falle die Fehler in einem rein materiellen Geschehen liegen, daß aber das Wirken meines Schutzgeistes nur auf dem Boden des Willens sich abspielt, so antworte ich darauf, daß erstens dieser mein Schutzgeist als ein unkörperliches, an sich gutes, von Gott abhängendes Wesen, also als das, was die Theologen einen guten Geist oder Engel nennen, mir nach Gottes Willen zeigt, was in Wirklichkeit eintreffen wird, und daß er sich darin nie irren kann; daß zweitens das Naturwirken durchaus befähigt ist, der Seele richtig vor Augen zu stellen, was der Geist ihm eingegeben hat, daß aber die Materie, das Instrument, wodurch die Natur mich belehren will, sei es nun eine Art Dunst oder etwas anderes, nicht immer geeignet ist, richtig aufzunehmen und wiederzugeben. Und dann kommt es zu einer unvollkommenen Form des äußeren Geschehens, die entweder gar nichts äußert oder etwas anderes, als der Schutzgeist oder die Natur will; und die Folge davon ist, daß ich mich entweder täusche oder gar nichts verstehe. Der ganze Unterschied ist der, daß ein solcher Irrtum nach der Ansicht der Philosophen daraus entsteht, daß die Materie nicht geeignet war, die Form aufzunehmen, daß er aber nach der Meinung der Theologen meist die mit Gottes Willen zugelassene Folge der Sünde ist. —
Im übrigen möchte ich nicht, daß irgend jemand betreffs jener Art von Erkenntnis, von der ich so oft gesprochen, einer Täuschung sich hingebe. »Wenn wir glauben sollen,« könnte einer einwenden, »daß du alles, was du weißt, von deinem Schutzgeist empfangen hast, wozu brauchst du dann noch Sinne? Und weißt du etwa alles?« Dann wäre ich ein Gott. Nein, verglichen mit der Erkennt-

nis der Unsterblichen ist mein Wissen nicht mehr als der Schatten, den ein Mensch wirft, im Vergleich zu einem unermeßlichen Palaste. Die Art der Erkenntnis ist also eine dreifache: Erstens die, die ich mit Hilfe der Sinne aus der Beobachtung vieler Dinge gewinne. Dies ist die Erkenntnis, die der Pöbel und die Unwissenden an mir so hoch einschätzen. Sie ist an sich eine doppelte: die Erkenntnis dessen, was ist, und die der Gründe, weshalb es ist; in den meisten Fällen aber genügt es mir, zu wissen, was ist, denn ich hielt es stets der geistigen Arbeit für unwert, bei solchen Kleinigkeiten nach dem Grunde zu forschen. Die zweite Art der Erkenntnis ist die, daß wir von den Erfahrungen aus auf dem Wege des Schließens auf den Grund und mit Hilfe der Methode der einzelnen Disziplinen zu höheren Dingen vordringen. Diese Erkenntnis pflegt man »Beweis« zu nennen, weil wir sie mittelst des Gesetzes vom Grund aus der Wirkung beweisen. Diese Art übe ich, um dann von ihr zu den einzelnen dialektischen Erkenntnisformen, zur »amplificatio«, zum »splendor«, zum Schluß vom Einzelnen auf das Allgemeine, vorzudringen. Doch habe ich auf diesem Wege mein Wissen viel häufiger mit der Hilfe meines Schutzgeistes als aus eigener Kraft gewonnen. Diese Erkenntnis ist es, die den Gelehrten an mir gefällt; sie glauben nämlich, meine Gelehrsamkeit und Arbeit bringe sie zustande und es meinen darum die meisten, ich sei fleißig und habe ein gutes Gedächtnis, und doch ist nichts weniger wahr als dieses. Die dritte Art endlich ist die Erkenntnis der unkörperlichen und unmateriellen Dinge. Diese ist mir durchweg von meinem Schutzgeist verliehen worden und zwar einfach durch ein anschauliches, beweisendes Dartun des Grundes, wobei dann der Beweis unumstößlich sicher erscheint. Doch haben diese Beweise nicht denselben Sinn wie die, von denen weiter oben die Rede war; denn einmal führt ein solcher Beweis eine Wahrheit oft ad absurdum, und dann handelt es sich beim Beweis zum Beispiel des Satzes »der Außenwinkel ist so groß wie die beiden nichtanliegenden Winkel des Dreiecks« nicht um den Grund, daß dies in Wirklichkeit so ist, sondern nur um den, daß es theoretisch so gesetzt und angenommen wird. Die genannte Art intuitiver Erkenntnis ist vielmehr nur möglich, wo es sich um körperliche und unkörperliche Dinge handelt, die substantiell und in Wirklichkeit

existieren, also bei allen jenen Dingen, die die Naturphilosophie und die Theologie umfassen; nicht möglich dagegen ist sie in der Mathematik, wo alles nur auf hypothetischen Annahmen beruht. Dies mag etwas schwerverständlich und paradox erscheinen, aber es ist in Wirklichkeit so. Die Erkenntnis, daß etwas so oder so ist, ist erst der Grund, worauf wir Beweise dieser Art aufbauen können; zur Lösung solcher Probleme und auch zur Erwerbung sprachlicher Kenntnisse — wennschon ich selbst keine Sprache sprechen kann — bedarf es keines abstrakten logischen Denkens. Die dialektischen Erkenntnisformen der »amplificatio« und des »splendor« habe ich teils aus Denkübungen gewonnen, teils von meinem Schutzgeist erhalten; um den richtigen Gebrauch des »splendor« habe ich mich mehr als 40 Jahre lang abgemüht, bis ich ihn endlich erfaßte. So verdanke ich auch meine ganze Fertigkeit in der Abfassung von Büchern und meine Fähigkeit des freien Dozierens nach dem Gedächtnis meinem Schutzgeist und der Anwendung des »splendor«. Doch hat mir diese Art des Wissens bei den Menschen bis heute mehr Neid als Ehre, mehr Ruhm als Nutzen verschafft, mir selber aber ist sie innerlich zu einer nicht geringen und nicht gemeinen Lust geworden und hat viel dazu beigetragen, mir das Leben zu verlängern; in all dem Unglück ist sie mir Trost, in jeder schwierigen Lage Hilfe, in Mühsal und Arbeit Erholung gewesen. Sie umfaßt völlig den fruchtbarsten Teil allen Wissens, ist größer als alle andern Arten der Erkenntnis, denn alle diese bedürfen ihrer zum Schmuck und zu letzter Vollendung. — So ist der Tatbestand im ganzen. In der Begründung und Erklärung des Einzelnen kann ich mich wohl irren und überlasse sie darum den Weiseren, das heißt: den Theologen.

*Achtundvierzigstes Kapitel*

## URTEILE BERÜHMTER MÄNNER ÜBER MICH

Die ehrendsten Urteile über mich sind die vier, die von Feindes Seite gefällt wurden: das erste ist jenes des MATTEO CURZIO [berühmter italienischer Mediziner, gestorben 1544]. Als ihn der Senat [der Akademie zu Padua] frug, wen er zu seinem Nachfol-

ger wünsche, erklärte er mich als den geeignetsten und versicherte, ich sei jeder Aufgabe gewachsen und werde keine Hoffnung enttäuschen.

Das zweite Urteil stammt von DELFINO [s. o. S. 81], der neben mir im gleichen Fach als zweiter Professor tätig war. In aller Öffentlichkeit, vor seinen Schülern und vor mir sagte diesem einst ein Dritter, wenn ich [CARDANO] wegginge, werde wohl MONTANO [GIOVANNI BATTISTA, berühmter italienischer Arzt, 1498–1551] die erste Professur erhalten, und als ich dann zu DELFINO gewandt die Bemerkung fallen ließ, das werde dann für ihn eine harte Arbeit sein, neben MONTANO zu arbeiten, der so viel Erfahrung darin habe, andern die Schüler wegzuködern, gab dieser zur Antwort: »Von meinem Platz werde ich deshalb doch nie weichen, und wenn selbst GALEN neben mir dozierte. Aber immerhin bin ich der Ansicht, daß es für mich ehrenvoller ist, neben dir an zweiter Stelle zu arbeiten, als an erster Stelle neben einem andern. Übrigens glaube ich nicht, daß mir die Konkurrenz eines andern mehr zu schaffen machen würde als die deinige; denn sieh, obwohl ich die mächtigsten Gönner habe, obwohl diese ganze Stadt und so viele erlauchte Herren zu mir halten, und obwohl sogar auf mein Drängen hin alle Ausgewiesenen wieder zugelassen wurden, habe ich es doch nicht fertig gebracht, auch nur so viel wie ein Drittel deiner Zuhörerschaft um mich zu sammeln.«

CAMUZIO [ANDREA, gestorben 1578], ein anderer Konkurrent von mir, gab ein Buch im Druck heraus, worin er bitter darüber klagt, daß zu Pavia und an anderen Universitäten mein Name als eine Autorität gegen GALEN zitiert werde, dem man doch unbedingt den Vorzug vor mir geben müsse, und wäre es auch ausschließlich darum, daß er schon seit vielen Jahren tot, jedem Neid völlig entrückt und von so vielen Autoritäten anerkannt sei. Das Buch steht überall zum Verkauf aus.

SEBASTIANO GIUSTINIANI, der venezianische Statthalter von Padua, ein überaus kluger und in den humanistischen Studien wie in der Philosophie und Theologie bewanderter Mann, der in einer Reihe von wichtigen diplomatischen Missionen für die Republik Venedig tätig war, wohnte im Sommer des Jahres 1524 einer öffentlichen Disputation zu Padua bei, an der sich unter andern auch VINCENZO

MADIO aus Brescia [belesener Philolog und Philosoph, gestorben 1543] beteiligte, der bald darauf zu Ferrara öffentliche Vorlesungen über Philosophie hielt. Als nun GIUSTINIANI nach vielen andern auch mich disputieren hörte, fragte er, wer ich sei, und man sagte ihm, ich sei ein Mailänder und hieße GIROLAMO CARDANO. Und als die Disputation beendet war, ließ er mich kommen und sagte mir vor den Ohren der ganzen Akademie: »Arbeite fleißig, junger Mann, denn du wirst einmal selbst den CURZIO überragen.« Und als ich überrascht durch das unerwartete Lob schwieg, fügte er hinzu: »Hast du verstanden, junger Mann? Ich sage dir, arbeite fleißig, denn du wirst einmal selbst den CURZIO überragen.« Alle staunten, die es hörten, namentlich deshalb, weil ich nicht bloß kein venezianischer Untertan war, sondern sogar aus einer Stadt stammte, die Venedig wenig freundlich gesinnt war, der vielen Kriege wegen, die so lange Zeit hindurch zwischen der Republik und unserm Fürsten getobt hatten.

Da ich nun aber wohl weiß, daß die Zeugen aller mündlichen Urteile über mich mehr und mehr schwinden, gehe ich zu den schriftlichen Zeugnissen über und halte es dabei für der Mühe wert, einzelne der Männer zu nennen, in deren Büchern meiner ehrenvolle Erwähnung geschieht. Die Bücher sind alle gedruckt und überall zu haben.

## URTEILE ÜBER MICH IN BÜCHERN:

1. ADOLFUS CRANGIUS in seinem Trithemius [?].
2. ADRIAN ALEMAN [französischer Arzt des 16. Jahrhunderts] in seiner Schrift »Hippocratis de aëre, aquis et locis liber commentariis illustratus«.
3. ANDREAS VESAL [berühmter belgischer Anatom, 1514–1565] in seiner »Apologia contra Puteum«, die er unter dem Pseudonym GABRIEL, Sohn des ZACHARIAS, veröffentlichte.
4. ANDRÉ TIRAQUEAU, ein französischer Rechtsgelehrter [1480 bis 1558], in der Schrift »de nobilitate« und in seinem Buch »de legibus connubialibus«.
5. AUGER FERRIER [französischer Arzt, 1513–1588] in seinem Buch über die französische Krankheit.
6. Der Autor der Anmerkungen zu dem Buch »de revolutioni-

bus nativitatum« des HERMES [TRIMAXIMUS, ägyptischer Schriftsteller des 2. nachchristlichen Jahrhunderts].

7. ANTOINE MIZAUD [französischer Astrolog, 1510–1578] in seinem Werke von der Sympathie und Antipathie [»catalogi sympathiae et antipathiae rerum aliquot memorabilium«].
8. AMATUS LUSITANUS [JUAN RODERIGO DE CASTEL BRANCO, portugiesischer Arzt, 1510–1568] in seiner »Commentatio in Dioscoridem [Anazarbaeum]«.
9. ANDREA BACCIO [italienischer Arzt, gestorben 1600] in seiner Schrift »de thermis seu de balneis«, aber in mißgünstiger Weise, wie ich selbst ihm nachgewiesen habe.
10. ANDREA CAMUZIO, wie ich oben erzählt.
11. ANTONIO MARIA [DE' CONTI] oder, wie er sich selbst mit verändertem Namen in seinen Schriften nannte, MARCANTONIO MAIORAGIO [italienischer Humanist, 1514–1555] in seinem »Antiparadoxon«.
12. ADRIEN TURNÈBE [französischer Gelehrter, 1512–1565] in dem Brief, den er seiner Auslegung des Buches »de oraculorum defectu« von PLUTARCH vorausschickt. Dabei unterdrückte er aber meinen Namen – der Tor klagt sich selbst an.
13. [JEAN] BRODEAU [französischer Gelehrter, 1500–1568] in seinen Miscellaneen [»dix livres de mélanges«].
14. BUTEO [JEAN BORREL, französischer Mathematiker, 1492–1572], ein Mühlstein, der nichts weiß und nicht zu lehren versteht.
15. CHARLES DE L'ECLUSE [berühmter französischer Botaniker, 1524 bis 1609] in seiner Schrift »de aromatibus Indiae« [»aromatum et simplicium aliquot medicamentorum apud Indos nascentium historia«].
16. Der Spanier CRISTOFORUS in seinem Itinerar des spanischen Königs.
17. In der Chronik des GASPARE BUGATTO [italienischer Polyhistor des 16. Jahrhunderts], wo er von den Ärzten und Professoren spricht.
18. Im Anhang der Chronik des SANSOVINO [FRANCESCO TATTI, italienischer Gelehrter, 1521–1586], unter den Ärzten und Professoren, die er anführt.
19. KONRAD GESNER [Züricher Arzt, 1516–1565] an verschiedenen Stellen.

20. conradus lycosthenes [konrad wolffhart, deutscher philologischer und theologischer Schriftsteller, 1518–1561] in seinem Buche von den Prodigien [»prodigiorum ac ostentorum chronicon«].
21. constantinus in seinem Buche gegen amatus [?], namentlich an der Stelle, wo er von den Steinen handelt [gemeint ist vielleicht robert constantin, französischer Arzt und Botaniker, 1502–1603, ein Freund scaligers].
22. christoph clavius [schlüssel] aus Bamberg [1537–1612, Mitarbeiter an der gregorianischen Kalenderreform] im dritten Buche seiner »elementa«.
23. daniele barbaro, Patriarch von Aquileja [gestorben 1570], im achten Kapitel des zehnten Buches seines »commentarius in Vitruvium«.
24. daniel santberchius [niederländischer Mathematiker] im siebenten Buche seiner »problemata astronomica et geometrica«.
25. donatus de mutis [?] in einigen Aphorismen.
26. Die epitome bibliothecae [?].
27. francesco alessandri [italienischer Arzt des 16. Jahrhunderts] in seinem »antidotarium«.
28. françois df foix, Comte de candale [französischer Mathematiker, 1502–1594], dessen Tadel ich als Lob erachte, in seiner »geometria«.
29. francesco vicomercati [italienischer Gelehrter des 16. Jahrhunderts, Freund cardanos] in seinem »commentarius in libros meteorologicorum Aristotelis«.
30. [leonhard] fuchs [1501–1566, Professor der Medizin in Tübingen] in seinem medizinischen Kompendium.
31. kaspar peucer [deutscher Arzt und Polyhistor, Schwiegersohn melanchthons, 1525–1602] in seinem »commentarius de praecipuis divinationum generibus«.
32. gaudenzio merula [merlani?], gebürtig aus Novara, in seiner Schrift »de bello Erasmicano«; er war der erste, der meinen Namen in einem Druckwerk veröffentlichte.
33. georg pictorius [maler], ein Arzt [1500–1568], in seinen Büchern, deren es mehrere gibt.
34. guglielmo grataroLo aus Bergamo, ein Arzt [1516–1568].

35. GABRIELE FALLOPIO [bedeutender italienischer Anatom, 1523 – 1562] in seinem »liber de metallis et fossilibus«, wo er mir freilich widerspricht.
36. GUILLAUME RONDELET [französischer Naturforscher, 1507 – 1566] in seiner »historia aquatilium«. In ungünstiger Weise.
37. [RAINER] GEMMA FRISIUS [niederländischer Arzt und Mathematiker, 1508–1555] in seiner Arithmetik [»methodus arithmeticae practicae«].
38. GIROLAMO CASTIGLIONE in seiner Rede vom Lobe des Vaterlandes [vermutlich der um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Präsident des mailändischen Rates fungierende Vater des 1523 geborenen Kardinals FRANCESCO CASTIGLIONE].
39. HIERONYMUS TRAGUS [HIERONYMUS BOCK, deutscher Botaniker, 1498–1554] in seinem Buche von den Pflanzen [»New Kreutterbuch«].
40. JERÔME MONTEUX [berühmter französischer Arzt des 16. Jahrhunderts], Leibarzt des französischen Königs [HEINRICH II., 1547–1559].
41. JACQUES PELETIER [französischer Dichter und Mathematiker, 1517–1582] in seinen mathematischen Werken.
42. JEAN DUCHOUL [französischer Naturforscher des 16. Jahrhunderts] in seiner »historia quercus«.
43. JOHANNES [LUIS] DE COLLADO [spanischer Arzt des 16. Jahrhunderts, Leibarzt PHILIPPS II., 1556–1598] in seinem Buche »de ossibus« [gemeint ist wohl der »commentarius in Galeni librum de ossibus«].
44. GIOVANNI BATTISTA PLOTI [DE PLOTIS, italienischer Rechtsgelehrter des 16. Jahrhunderts] in seinem »tractatus de in litem iurando«.
45. JOHANN SCHÖNER [deutscher Astronom und Geograph, 1477 – 1547] in seiner Schrift »de nativitatibus«.
46. JOHANN COCHLÄUS [DOBNECK, deutscher Humanist und Theolog, 1479–1552] zu Beginn seiner »historia [de actis et scriptis Luthericis«].
47. JOACHIMUS SCELERUS [?] in seiner Einführung in die Werke des JUAN VON SEVILLA [spanischer Arzt des 15. Jahrhunderts].
48. JOHANNES CEREDUS [?] in seinem Werk »de aquarum elevatione«.

49. JOHANNES STADIUS [belgischer Mathematiker, 1527–1579] in seinen »tabulae« und »ephemerides« [gemeint sind die Schriften »tabulae aequabilis et apparentis motus corporum coelestium« und »ephemerides astrologicae novae«].
50. Der Portugiese JOÃOM DE BARROS [Geschichtsschreiber, 1496 bis 1570] im vierten Kapitel der ersten Dekade seiner Geschichte des östlichen Indiens [»quarta decada da Asia«].
51. JULIUS CAESAR SCALIGER [berühmter italienischer Arzt und Gelehrter, 1494–1558] in seiner Schrift »exotericarum exercitationum lib. XV. de subtilitate ad Hieronymum Cardanum«].
52. JACQUES CHARPENTIER [französischer Arzt und Philosoph, 1524 bis 1574] in seiner »epistola in Alcinoum«].
53. [GIOVANNI FILIPPO] INGRASSIAS [sizilianischer Arzt, 1510–1580] in seinem Buch »de tumoribus [praeter naturam«].
54. Der »liber aggregatus de aquis«.
55. Der »liber aggregatus primus de Gallica seu Indica lue«.
56. LIVIN LEMMENS [niederländischer Naturforscher und Philosoph, 1505–1568] in seinem Buch »de naturae secretis« [gemeint ist wohl »de occultis naturae miraculis«].
57. LAURENTIUS DAMIATA in seiner noch nicht herausgegebenen Geographie [?].
58. LEO SUAVIUS [JACQUES GOHARY LE SOLITAIRE, französischer Naturforscher, Historiker und Dichter, gestorben 1576] in seinem Werk »de arsenico et auripygmento«.
59. LUCA GAURICO [italienischer Mathematiker und Astrolog, 1476 bis 1558] in seinem Nativitätenbuch [gemeint ist wahrscheinlich der »tractatus astrologicus«], freilich in mißgünstiger Weise.
60. MATTHÄUS ABEL in seinem Buch »de situ orbis«.
61. MARTINUS HENRICUS in seinen »quaestiones medicae« und zwar an verschiedenen Stellen.
62. [PHILIPP] MELANCHTHON [der berühmte deutsche Reformator, 1497–1560] in der Einleitung zu seiner Schrift »doctrinae physicae elementa«.
63. MELCHIOR WIELAND, ein Preuße [gestorben 1589].
64. MICHAEL SEIFELIUS [STIFEL 1487–1567?] in seiner Arithmetik.
65. MICHAEL [RAFFAELLE] BOMBELLI [italienischer Algebraist des 16. Jahrhunderts] in seiner Algebra.

66. NICCOLÒ TARTAGLIA [s. o. S. 165], der übel über mich redete und dann in Mailand gezwungen wurde, einen Widerruf zu blasen.
67. [GUILLAUME] PHILANDRIER [französischer Gelehrter, 1505—1565] in seinen »annotationes in Vitruvium«.
68. PIERRE PENA [französischer Arzt des 16. Jahrhunderts] und MATTHIAS DE LOBEL [französischer Botaniker, 1538—1616] in ihrem Werke »stirpium adversaria nova« in dem Kapitel »de hora et antithora« [?].
69. REINER SOLENANDER [deutscher Arzt, 1524—1601] in seiner Schrift von den warmen Wassern [»tractatus de causa caloris fontium medicatorum eorumque temperatione«].
70. SEVERINUS BEBELIUS im zweiten Buch der Schrift »de succino«.
71. TADDEO DUNO [italienischer Arzt, 1523—1601] in seinem hauptsächlichen Werke [in der Schrift »de calendis, nonis et idibus et de arte supputandi« oder in dem Buch »muliebrium morborum omnis generis remedia ...«].
72. VALENTIN NAIBOD aus Köln [Mathematiker des 16. Jahrhunderts] in seinem »commentarius in Alchabitium«.
73. VAREUS in seiner »materna poesis« [?].

Auch von mehreren anderen, deren Namen ich mich gerade nicht entsinne, weiß ich, daß sie meinen Namen in ihren Werken öffentlich zitiert haben. Von denen, die schlecht von mir geredet haben, wüßte ich keinen, der auch nur über die Grammatik hinausgekommen wäre, und es ist mir unbegreiflich, mit welcher Kühnheit sie sich unter die Gelehrten zählen. Ich meine nämlich BRODEAU, RONDELET, FUCHS, BORREL, CHARPENTIER, TURNÈBE, DE FOIX und TARTAGLIA. Denn SCALIGER, DUNO, INGRASSIAS, GAURICO und SOLENANDER haben mir nur widersprochen, um sich dadurch selbst einen Namen zu machen.

Doch ich will noch einige andere Urteile anführen, denn was die Schriften anlangt, so sind ja ohne Zweifel ein GALEN oder vielleicht auch ein ARISTOTELES kaum so oft zu ihren Lebzeiten zitiert worden, wenn ich nicht hierin etwa aus der Buchdruckerkunst Nutzen gezogen habe. Ich nenne zuerst den ANDREA ALCIATI [mailändischer Rechtsgelehrter, 1452—1550] und zwar mit Ehren, denn er pflegte mich den »Mann der Erfindungen« zu nennen; täglich blätterte er in meinen Büchern, namentlich in denen, die »de con-

solatione« betitelt sind. AMBROGIO CAVENEGA, der erste Leibarzt des Kaisers, nannte mich den »Mann der Arbeit«. JULIUS CAESAR SCALIGER hat mir mehr Ehrentitel verliehen, als ich je selbst gefordert hätte; er nannte mich das »tiefste, glücklichste und unvergleichliche Genie«. Und obwohl soviel Neid mich verfolgte, vermochte es doch niemand zu verhindern, daß mein Name in allen öffentlichen Vorlesungen genannt wurde, zu Bologna, Pavia und anderswo. ANGELO CANDIANI und BARTOLOMMEO URBINA, zwei bedeutende Männer und hochangesehene Ärzte — o wie oft hat man sie angetroffen (und sie machten gar kein Hehl daraus), wie sie meine Bücher in Händen hatten, obwohl sie mir durchaus nicht sehr freundlich gesinnt waren.

Doch ich will nunmehr ein Ende machen, man möchte sonst glauben, ich jage dem nichtigen Schatten eines Traumes nach. Denn alles Irdische ist eitel und das Lob der Menschen ist durchaus wertlos.

*Neunundvierzigstes Kapitel*

## MEINE MEINUNG ÜBER DIE DINGE DIESER WELT

Zwei Gründe sind es vor allem, warum die Sterblichen so sehr unglücklich sind. Während doch alles Irdische eitel Tand und Dunst ist, sucht der Mensch noch immer etwas, das vollkommen und von Dauer sei. Und jeder einzelne glaubt, dieses wahre, volle Gut entbehren zu müssen: der Kranke die Gesundheit, der Arme den Reichtum, der Kinderlose seine Familie, der Unglückliche die Freundschaft. Und wenn er nun diesem Gut nachjagt und es nicht findet, so quält er sich in Trauer und Kummer; noch viel mehr aber quält es ihn, wenn er das Ersehnte gefunden, denn dann sieht er ein, daß er betrogen, und sucht nach einem anderen Glück; denn immer fehlt dem Menschen irgend etwas. So jammerte AUGUSTUS einst, daß ihm Freunde fehlten, und klagte über die Unkeuschheit in seiner Familie. Alle diese Leute betrügen sich selbst. — Ein anderer Grund ist der, daß viele zu wissen glauben, was sie doch nicht wissen; auch diese betrügen sich selbst und betrügen andere dazu. Wieder andere heucheln dies Wissen nur; auch diese betrügen die andern. Und zu all diesem Ungemach kommt noch

ein Doppeltes, das von äußeren Zufälligkeiten abhängig ist. Das eine sind die mißlichen Verhältnisse, denen du ausgesetzt bist, wenn du zu Zeiten und in einem Lande lebst, wo der Staat durch völlig verdrehte Gesetze Schiffbruch leidet. Widerstand leisten zu wollen, wäre in diesem Falle überaus schwer, brächte Angst und Sorgen mit sich und wäre durchaus töricht und verfehlt. Nicht weniger schwer und nicht weniger gefährlich wäre es, solchen trüben Verhältnissen aus dem Wege gehen zu wollen; denn alles Hab und Gut hängt in seinem Bestand ab vom öffentlichen Unglück. Die andere vom Zufall beherrschte Mißlichkeit ist jenes unsichere Hin und Her, worin unser ganzes kurzes Leben sich abspielt. Es ist der Grund, daß die meisten von uns in Arbeit und Mühsal sterben und andere an ihrer Stelle den Gewinst einstreichen. So ist das Leben für uns alle ein schweres, am schwersten ist es für die alten und für die wenig vorsichtigen Leute; ganz unmöglich wird es für die Unerfahrenen und für die, die nicht verstehen, die Augen offen zu halten. Und noch viel schlechter wird dies Leben durch die Dummheit der andern, die ja dann, wenn sie mit der Unwissenheit zusammentrifft, auch die Gottlosen für sich und für die andern noch schlechter macht. Um all solchem Unglück leichter zu begegnen, tun sich manche zu Verbänden zusammen. Andere greifen zu anderen Mittel. Fürs erste halten sie sich Gott und den Tod vor Augen, jenen als den, der nie trügt, diesen als das äußerste und letzte aller Übel, das uns lehrt, alles andere zu verachten, das einzig Sichere auf Erden, das für uns alle einmal jedem Unglück ein Ende machen wird. Ein zweites Mittel ist, auf mehrere Dinge zugleich deine Existenz zu stützen, so daß du, wenn das eine zugrunde geht, nicht fallest noch der Sklave deiner Verhältnisse werdest. Drittens sollst du die Dinge nicht nach ihrer Quantität, sondern nach ihrer Qualität beurteilen. Denn wisse, daß die kleinen Anfänge großer Dinge jenen großen Dingen vorzuziehen sind, die ihrem Wesen nach geringeren Wert besitzen. Ferner darfst du, wenn du mehrerer Dinge bedarfst und doch nicht alle zugleich zum guten Ziele führen kannst, dich an keines von ihnen allzusehr hängen, sondern nur, soweit es nötig und dir von sicherem Vorteil ist. Ebenso darfst du auch nicht alles Guten auf gleiche Weise dich bedienen, sondern jedes einzelnen

nach Verhältnis und Maß. Achte vor allem auf die Tugend, die keiner fremden Hilfe bedarf, und auf jene Mittel, die allen dienlich sind. Sechstens vermag bei Kindern auch die Erziehung nach dieser Seite hin sehr viel auszurichten. Wenn nun aber von all dem nichts geholfen hat, wenn etwa deine Kinder von Natur böse oder dumm oder in ihrem wilden Freiheitsdrang allzu widerspenstig, vielleicht sogar geistig schon zu weit vorgerückt, zu träge und nicht mehr zu bilden sind, und wenn du etwa nur ein einziges Kind hast und selber schon ein Greis bist, so ist dir das größte aller Übel zuteil geworden, vollends wenn du noch Armut und ewigen Zank dazu nimmst, Vermögensverluste und schlechte Zeiten. (Siehe, all dies, das letzte ausgenommen, trifft heute auf mich zu!) Aber auch dann sage ich dir, es gibt noch Trost und Hilfe, neben all dem schon Gesagten. Einmal magst du bedenken, daß du noch mehr Armut littest, wenn dir gar nichts geblieben wäre. Und sodann rate ich dir, schleunigst hinzugehen und dir unter deinen Bekannten einen SCIPIO als Schwiegersohn oder Vetter zu finden. Schließlich ist ja nicht nötig, auch darin einen Irrtum zu begehen. Und so magst du dann, wie ein Neugeborener nach soviel Torheiten, dich ganz dieser Aufgabe widmen.
Und um mit dieser Sache zu schnellem Schluß zu kommen: sind schon so alle irdischen Dinge verschwindend klein und von geringem Wert, so ist außerdem alles, was mit lässig betriebenen Handlungen zu tun hat, im höchsten Grade von augenblicklichen Zufälligkeiten abhängig. Bei mir besonders ist dies der Fall; eine Reihe von Beispielen dafür könnte ich anführen, ein einziges mag deutlich genug sprechen: Es war im Jahre 1562, wenn ich mich nicht täusche, am 17. Oktober; ich war gerade in Mailand und eben im Begriff, nach Bologna zu reisen. Ungefähr sechs Tage vorher hatte der Riemen, womit ich die Hosen mit dem Brustlatz zusammenschnürte, seine Messingkappe verloren. Ich schenkte dem umsoweniger Beachtung, als eine Menge Geschäfte mich in Anspruch nahmen. Zufällig waren aber am Tag, ehe die Messingspitze verloren ging, sechs Bündel solcher Riemen, die ich nach Bologna mitnehmen wollte, gekauft worden. Tag und Stunde der Abreise waren gekommen. In dem Augenblick, da ich den Wagen besteigen will, kommt mir der Drang, mein Wasser abzuschlagen.

Ich verrichte das Geschäft, doch als ich die Hosen wieder fest=binden will, geht der Riemen der fehlenden Messingkappe wegen nicht durch die Ösen. Voll Ärger über die lästige Verzögerung laufe ich nacheinander in die Kaufläden, die um mein Haus stan=den — drei, wenn ich mich nicht täusche, waren in der Nähe, — mir einen neuen Riemen zu kaufen. Nirgends ist einer zu finden. Und wie ich nun überlege, was zu tun sei, fallen mir die sechs gekauften Bündel ein. Ich bitte meinen Schwiegersohn um den Schlüssel, er bringt ihn, ich öffne den großen Reisekoffer, dessen Schloß nach deutscher Art sehr schwer und nur durch einen Kunst=griff zu öffnen war, ich sehe die Riemenbündel und siehe — mit einem Male merke ich auch, daß der ganze Haufe meiner selbst=verfaßten Bücher im gleichen Koffer verborgen lag, so daß ich sie nun gleich mit mir auf die Reise nehmen konnte.

»Staunen faßt' mich, es stand mir zu Berge das Haar, und die Stimme
Klebt' mir am Gaumen.«

Ich nehme also die Bücher zu mir, bringe sie mit nach Bologna, beginne dort meine Vorlesungen. Anfang Dezember kommt ein Brief, der große Reisekoffer sei bei Nacht aufgebrochen und der ganze Inhalt ausgeraubt worden. Wäre die Sache mit dem Riemen nicht gewesen, so hätte ich meine Bücher nicht bei mir gehabt, hätte meine Vorlesungen nicht halten können, hätte mein Lehramt verloren und betteln müssen, die Bücher, mein ganzes Lebenswerk, wären vernichtet gewesen, und ich selbst wäre wohl aus Trauer darüber bald gestorben. Und all dies hing von der einen Zufällig=keit, der fehlenden Messingkappe, ab! O Menschenleben! Men=schenelend!

— Um die verschiedenen Charaktereigenschaften des Menschen, das Wesen und die letzten Ziele, ihre gesellschaftlichen Einrich=tungen kennen zu lernen, wirst du ihre natürliche Anlagen, ihre Gesetze und Gewohnheiten beobachten. Dann wirst du feststellen, daß die Ungebildeten einfältig und halsstarrig sind. Woraus sich erklärt, daß sie sich stets zwischen den Extremen bewegen; sind sie gut, so sind sie gleich sehr gut, denn sie lassen sich nicht leicht zu Bösem verführen; sind sie schlecht, so sind sie gleich ganz schlecht, denn mit Vernunft ist bei ihnen nichts auszurichten, und keine Überredungskunst vermag sie zu bewegen. In Sachen des

geschlechtlichen Lebens sind sie durchaus zügellos, und ungemein häßlich, wenn sie sich den Genüssen des Gaumens hingeben. Im Zorn sind sie furchtbar in ihrer Maßlosigkeit; und die Armen sündigen stets mehr aus Habsucht, die Reichen aus Ehrgeiz. Im ganzen aber sind sie alle träge, stumpfsinnig, mißgünstig und als solche bösartig und auch geizig. Leben solche Leute unter der Herrschaft eines Tyrannen, so richten die Mächtigen ihr ganzes Augenmerk darauf, fremdes Gut an sich zu raffen, die Armen, ihr eigenes sicher zu behalten; überall herrscht dann Habsucht, keine Liebe, keine Treue, kein Erbarmen. Kühnheit und Zorn machen die Menschen grausam, die Trägheit macht sie gemein und niederträchtig, vor allem, wenn sie mit den Lüsten des Geschlechts und des Gaumens verbunden ist. Arbeitsam werden sie nur unter dem Druck der Not oder aus Gewohnheit, dann aber weicht ihre Geistesarmut einer gewissen Erfindungskraft und Begabung. Wenn die Gesetze den Bürger von den Wissenschaften fernhalten, wenn das Handwerk geehrt ist und der gesunde Ehrgeiz Raum zur Entfaltung seiner Kraft hat, wie es unter einem Optimatenregime der Fall zu sein pflegt, dann blühen Handwerk und künstlerisches Gewerbe auf, vor allem, wenn der Boden an den mannigfaltigsten natürlichen Schätzen reich ist. In einer Republik aber und überall, wo nur das Streben nach Macht und Reichtum herrscht, wird auf keinerlei Weise für diese bürgerliche Ehre gesorgt. —

Ich habe vorhin ein Beispiel als Beleg für das Gesagte angeführt, nun will ich noch ein Erlebnis erzählen, wie es tausendmal vorkommen mag. Du lachst vielleicht darüber, und doch, so wenig entscheidet oft über Leben und Tod! Es ist mir dies heute begegnet, am 28. April des Jahres 1576. Ich will nach dem Forum fahren; und da ich unterwegs einen Juwelier, der in einer für den Wagen zu engen Gasse wohnte, besuchen will, steige ich aus und sage meinem Kutscher, einem stumpfsinnigen Menschen, er solle indes zum Campo Altovitaro fahren und mich dort erwarten. Er sagte ja, er werde dorthin fahren, versteht aber etwas anderes und begibt sich irrtümlicherweise dorthin. Ich komme nun zur verabredeten Stelle und finde ihn nicht. Ich denke, er ist vielleicht zum Platz bei der Burgwache gefahren und begebe mich dorthin, mit Kleidern beladen, da ich ja vorher im Wagen gefahren war [siehe

auch oben S. 21]. Unterwegs begegne ich dem Musiker VINCENZO aus Bologna, meinem Freund, der sieht, daß ich ohne Wagen bin. Ich gehe weiter und komme nun vor die Burgwache, finde aber auch hier Wagen und Kutscher nicht. Nun befällt mich sofort die größte Sorge und Unruhe, denn nun mußte ich ja wieder über die Brücke nach der Stadt zurückgehen, abgehetzt und müde, nüchtern und hungrig, in Schweiß gebadet. Ich hätte nun zwar vom Kommandanten der Engelsburg einen Wagen erhalten können, aber auch dann drohten mir noch viele Fährlichkeiten. So befehle ich mich denn in Gottes Hände und sage mir, daß nun Klugheit und Geduld vonnöten sind. Ich gehe also wieder über die Brücke zurück, in der festen Absicht, weder zu ermüden noch auszuruhen. Aber wie ich am anderen Ende der Brücke bin, begebe ich mich nun doch zum Bankier ALTOVITO, unter dem Vorwand, wegen des Umwechselns neapolitanischen Geldes etwas zu fragen, was ich zu wissen wünschte. So kam ich doch wenigstens zum Sitzen. Der Bankier gibt mir gern Auskunft, inzwischen aber sehe ich den Kommandanten vorbeikommen, stehe deshalb sofort auf, gehe auf den Platz hinaus und sehe nun mit einem Male dort meinen Wagen stehen. Der Freund, den ich unterwegs getroffen hatte, war nämlich auf ihn gestoßen und hatte den Kutscher hierhergewiesen. Ich besteige den Wagen, bin aber noch ungewiß, ob ich des Hungers wegen nach Hause fahren oder meine Fahrt fortsetzen solle. Da finde ich in der Tasche drei große Zibeben, und so konnte ich denn meine vorhabenden Besorgungen in aller Sicherheit und mit Vergnügen ausführen.
Da siehst du nun, wieviel einzelne Zufälligkeiten hier zusammenwirken mußten: meine Begegnung mit VINCENZO, dann dessen Begegnung mit meinem Kutscher, mein Entschluß, zum Bankier zu gehen, sodann der Umstand, daß dieser gerade freie Zeit für mich hatte, das Vorübergehen des Kommandanten, infolge davon wieder mein Verlassen des Hauses, wobei ich den Kutscher traf, und endlich jene kretischen Traubenbeeren. Dies sind sieben Einzelheiten. Und wäre auch nur eine einzige dieser sieben Einzelheiten etwas früher oder etwas später eingetreten, etwa um soviel, als man an Zeit nötig hat, zwei Worte zu sprechen, so wäre ich vielleicht umgekommen oder hätte doch wenigstens die größten Unbequem-

lichkeiten und Unannehmlichkeiten gehabt. Ich leugne nicht, daß auch anderen Leuten mitunter solche Dinge zustoßen mögen; aber dann sind sie sicher nicht so ganz auf den Zufall aufgebaut, so voll von großen Fährnissen und so ganz überladen mit peinlichen Einzelheiten, die vielleicht ein anderer gar nicht empfinden würde.

## *Fünfzigstes Kapitel*

## REDENSARTEN, DIE ICH IM MUNDE FÜHRE, FERNERHIN BEOBACHTUNGEN UND LEBENSREGELN. ZURÜCKWEISUNG EINER FALSCHEN ANSICHT. TOTENKLAGE AUF MEINEN SOHN. EIN DIALOG ÜBER DEN WERT DIESER AUFZEICHNUNGEN

Stets sind solche Dinge zu tun, deren Erinnerung dir nie im Leben Reue bereiten wird; solche, die auszuführen dich die Fähigkeit früher als der Wille verläßt; solche endlich, deren Gedächtnis dir einst Beruhigung gönnen wird. Besser ist es auch immer, nur solches zu tun, wobei keinerlei wichtige Sorge außer Acht gelassen wird.

Wenn du zwischen zwei notwendigen Übeln zu wählen hast, so ziehe das vor, das bei längerem Gebrauch am wenigsten Nachteil bringt.

Sache eines Ehrenmannes ist es, wie SORANUS sagt, anzunehmen, wo etwas angeboten, und nichts zu verlangen, wo nicht gern gegeben wird.

In kritischer Lage wähle stets den von Natur aus bequemeren Weg. Du wirst den größten Nutzen davon haben; denn wählst du den besseren und stärkeren, so wird dir dadurch nur der Rückzug schwer, du wirst hilflos in deiner mißlichen Lage bleiben und dabei keine sehr gute Figur machen.

Wer bei seinem Tun auf keine Gründe hören will, ist nicht besser als ein Vieh. Entweder verdient er, Prügel zu bekommen, oder, daß du dich von ihm trennest. Denn wisse, es ist ein Vorzug des Menschen, sein Tun mit vernünftiger Rede zu begleiten und zu fördern.

Pedantische, ungefügige, plumpe und energielose Leute scheinen in manchen wichtigen Geschäften nicht ganz so unnütz zu sein, wie oft in vielen anderen; aber gerade darum sind sie noch mehr zu fliehen als alle anderen.

Den Mächtigen dieser Erde gegenüber darfst du, wobei du noch den Schein der Bescheidenheit wahrst, stets sagen: »Entweder ihr habt mir Unrecht getan, oder aber jedenfalls habe ich über erlittenes Unrecht zu klagen.« Und deinen Verwandten, die dich beerben werden: »Wollt ihr nicht auch nach meinem Tode so sorgsam über mein Vermögen wachen?« In beiden Fällen nämlich wirst du sie an ihrem wunden Punkte treffen.

Einem, der mir die geringe Zahl meiner Schüler vorhielt, gab ich zur Antwort, ein DONATUS [berühmter römischer Grammatiker][1] sei eben immer mehr gesucht als ein VERGIL. Und einem anderen, der mir einmal sagte, ich stünde mit meiner Ansicht allein, erwiderte ich, um so höher stehe ich, gleich dem Einhorn, im Wert.

Ein Rechtsgelehrter hielt mir einst die geringe Zahl meiner Hörer vor. Ich gab ihm zur Antwort: »Manche Schüler verschaffen ihrem Lehrer Ehre durch ihre Anwesenheit, andere viel mehr durch ihre Abwesenheit.«

Einem Arzt, der sich rühmte, mehr Kranke zu haben als ich, erwiderte ich: »Nicht darauf kommt es an; viel wichtiger ist die Frage, ob von deinen Patienten mehr geheilt werden als von den meinen.« Und einem anderen gab ich die schärfere Antwort: »Höchst schmählich ist es, daß soviele unter deinen Händen sterben müssen.«

Einem jungen Menschen, den ich von schlechter Gesellschaft abmahnen wollte, sagte ich, es sei mir ein Leichtes, ihm einen Apfel zu zeigen, den ein Haufe schlechter Äpfel verdorben; ihm aber werde es sehr schwer fallen, mir einen Haufen schlechter Äpfel zu zeigen, der einen einzelnen verdorbenen wieder besser gemacht habe.

Hielt man mir vor, daß ich soviele Knaben in meinem Hause

---

[1] DONATUS hieß man im ausgehenden Mittelalter jede Grammatik. – Der Sinn der Antwort ist der: die Schüler laufen gewöhnlich dem Lehrer nach, der die geringsten Anforderungen an ihr Verständnis stellt, und meiden den geistig anspruchsvolleren.

aufzöge, so gab ich zur Antwort: »Ich habe ein doppeltes Verdienst daran; erstens tue ich ein gutes Werk, und zweitens komme ich dafür auch noch in schlechten Ruf.«

Die Weisheit muß man wie andere Kostbarkeiten tief aus dem Schoß der Erde graben.

Zog einer einen Vergleich zwischen mir und anderen Gelehrten, so hielt ich ihm wohl das Wort VERGILS entgegen:

> »Wie? und sollte er gar im Wettsang mit Phöbus bestehen?«

Oft stellte ich den Satz auf, einzig und allein und soviel wie möglich solle stets darüber eine Betrachtung angestellt werden: was ist das Größere? was das Kleinere?

Ein großes Zeichen von Weisheit ist es, einen guten Freund zu haben.

Hielt mir einer mein hohes Alter vor, pflegte ich zu sagen: »Alt ist nur, wen Gott verlassen hat.«

Bist du in Not, so werden die, die deine Freunde sind, dir helfen, deine Schmeichler nur dir guten Rat geben.

Ein Übel ist durch ein Gutes, nicht durch ein anderes Übel zu heilen.

Ich weiß, daß die Seele unsterblich ist; wie dies sein wird, weiß ich nicht.

Mehr verdanke ich schlechten Ärzten, die meine Feinde zugrunde richteten, als guten, und wären diese mir noch so freundlich gesinnt.

Als man mir einmal vorwarf, ich hätte mich, da ich in einer Gesellschaft von schlechten und unerfahrenen Menschen etwas vorhersagen wollte, geirrt, gab ich zur Antwort: »Es wäre doch sonderbar, wenn ich in solcher Gesellschaft richtig hätte weissagen, noch überhaupt etwas Gutes hätte tun können.«

Wenn du etwas unternehmen willst, so denke daran, in welcher Lage du dich befinden wirst, wenn die Sache geschehen ist, mag sie nun gelingen oder nicht.

Ein trefflicher Mann soll dort leben, wo der Fürst thront.

Eure Freunde nehmt stets mit heiterer Miene auf, denn sie verdienen es; eure Feinde aber so, daß ihr die Überlegenen seid.

Leute, die Bücher schreiben ohne die Fähigkeit dazu zu haben, gleichen denen, die schwer verdauliche Speisen verschlingen:

einer kleinen Gaumenlust wegen nehmen sie die übelsten Magenbeschwerden auf sich.

Rechne stets damit, daß die Menschen nur solange treu sind, als es ihr Vorteil will, es sei denn, daß sie ihrem Charakter nach durchaus über die Sache erhaben wären.

Bei allem menschlichen Tun ist es die größte Aufgabe, Ziel und Ende zu finden.

Die besten Menschen ziehen sich heutzutage, weil sie nämlich einzig und allein am Gegenwärtigen und am Greifbaren kleben, den Vorwurf der Pflichtvergessenheit, der Undankbarkeit und der geistigen Beschränktheit zu. [?]

Als ich einst einen Diener wegjagte, sagte ich ihm: »Du genügst zwar mir, ich aber nicht dir, darum siehst du dich gezwungen, mich zu verlassen.«

Jemand sagte mir einst: »Warum sind denn deine Söhne so töricht, da du doch so weise bist?« – »Eben weil ich nicht so weise bin, als sie töricht.«

Vom Glück begünstigte Leute gleichen Knaben, die über die Stufen der Treppe herunterspringen; je mehr Stufen einer überspringen kann, desto lustiger ist er, und doch muß er dabei mit stets wachsender Gefahr und größer werdendem möglichem Verlust rechnen.

Besser ist es, hundertmal nicht zu reden, wenn man hätte reden sollen, als einmal zu reden, wo man hätte schweigen sollen.

Man soll die Knaben immer dazu anhalten, rasche Antworten zu geben; denn wenn sie auf das Gefragte nicht leicht und kurz antworten, vergessen sie darüber alles andere.

Als mich einmal einer frug, was man denn in Rom treibe, sagte ich: »Das, was sich eben für die Herrin aller Städte und allen menschlichen Daseins schickt.«

»Du warst einmal im Gefängnis?« frug mich einer. »Willst du auch hingehen?« frug ich ihn wieder. Und einem anderen, etwas blöderen Frager gab ich die deutlichere Antwort: »Was hast du denn angestellt, daß du Furcht hast, hineinzukommen?«

Man sollte nichts in seine Bücher hineinsetzen, was nicht abgeschlossen oder in keiner Weise lesenswert ist.

Wenn du irgend etwas Boshaft-Witziges sagen willst, so mußt

du eine dicke Haut haben; wenn du solches hörst, so glaube, sie zu haben. [?]
Beim praktischen Arbeiten ist es anders als beim wissenschaftlich-theoretischen; hier genügt nicht ein allgemeines begriffliches Wissen, sondern nur die konkrete, gegenständliche Kenntnis. Wir können zwar einem Kranken, der am Tertianfieber leidet, durch eine Dosis Rhabarber auch dann helfen, wenn wir über die nötige Quantität keine exakte Kenntnis haben; aber es ist im allgemeinen immer besser zu schweigen oder einen Kranken gar nicht zu besuchen, solange man sich über die Art der notwendigen Behandlung im wesentlichen unklar ist.
Die Tränen sind die Arznei gegen den Schmerz, der Zorn oder noch mehr der äußere Zwang die gegen das Mitleid; die Praxis hat dies jederzeit bestätigt. Im allgemeinen aber ist es immer gut, bei allem etwas Zeit verstreichen zu lassen.
Wenn es sich um deine eigene Sache handelt, so setze keck auf jedes Laster, das dir entgegentritt, ein anderes; auf Stumpfsinn antworte mit Händelsucht und streitbarer Geschäftigkeit, auf Hartnäckigkeit mit heftigem Zorn, auf Hochmut mit offener Beleidigung und mit Gewalttätigkeit, und schlage lieber mit Fäusten drein, als daß du viele Worte machest. Wenn du mit Mächtigen zu tun hast, so wähle dir die Rücksichtslosigkeit zum Boten. [?]
Wenn du dich waschen willst, so halte zuvor ein Tuch bereit, dich abzutrocknen.
Willst du ein altes Weib zur Magd nehmen, so frage sie zuerst, ob sie nähen, waschen, backen könne; dann lasse sie vor deinen Augen gehen und heiße sie, Feuer zünden. Auch tust du gut, zu klagen, man müsse dir Wein gestohlen haben, und sie zu fragen, ob sie Verwandte habe (und zwar so, als bedürftest du dieser) und Freunde, und wie sie dazu gekommen sei, ihren früheren Herrn zu verlassen; und wie viel Männer und wie viel Kinder sie gehabt habe. Und dann dinge sie ja nicht, jedenfalls aber triff gleich gute Vorsichtsmaßregeln.
Beim Schwatzen ist Schnelligkeit stets vom Übel, beim Handeln ist sie mitunter notwendig; beim Nachdenken und Überlegen aber sei weder zu langsam noch zu rasch.
Verlange nie, was von rechtswegen einem anderen, namentlich

wenn es einem Herrn gehört. Und was dir gehört, das verlange nicht vertragsmäßig zugesichert zu bekommen, sondern gebrauche es gleich nach deiner Willkür, bescheiden und mit Maß freilich.

Bist du in Gesellschaft, so sage nie, was du denkst, sondern achte vielmehr darauf, stets auch zu empfangen, wo du gibst. [?]

Da Gott in der Ewigkeit wirkt, bildet die Zeit nur seinen Schatten; aber auch so ist sie, des Wechsels wegen, nur ein Unvollkommenes.

Bei gefährlichen Dingen und wo irgendwelche Schikanen drohen, ist es immer besser, unbeteiligt zu bleiben, einmal schon der Sache wegen, dann auch deinetwegen, wenn du nämlich deiner Sache nicht ganz sicher bist und dein Sprüchlein nicht wirst absolvieren können. Auf diesem Gebiet sündigen viele, die sich überall einmischen, weil sie nämlich allzu gierig auf den Ruhm bedacht sind, alles zu wissen und bei allem dabei gewesen zu sein.

Hüte dich, deine Sache je in die Hände eines Mannes zu geben, der dir freundlich tut. Er mißbraucht sie. Und verlangst du sie zurück, so ist die Gefahr nahe, daß du mit ihm in Streit und Feindschaft gerätst. Jedenfalls aber hast du dich von ihm abhängig gemacht.

Sorge dafür, daß ein Buch der praktischen Nutzbarkeit Genüge tut und diese wieder das Buch formt und beherrscht. Nur ein solches und kein anderes Buch ist vollkommen.

Sagte mir einer: »Ich habe Mitleid mit dir«, so gab ich ihm zur Antwort: »Mit Unrecht.«

Das Böse ist nur ein Fehlen des Guten, das Gute aber hat eigenes Sein und Wesen; es ist eine bestimmte Fähigkeit, die in unserer Macht liegt und in gewissem Sinne Bedürfnis ist.

Wenn du Reichtümer, Kinder, Freunde nie besessen hast, aber anderes besitzest, so bist du noch immer glücklich; wenn dir aber auch alle anderen Güter fehlen, so wirst du auch damit bald fertig werden.

Viele Künste gibt es, eine aber ist die Kunst aller Künste: mit Hilfe der klaren Grundbegriffe so sprechen zu können, daß man mit wenigen Worten viel, daß man dunkle Dinge deutlich, von ungewissen Dingen das Gewisse zu sagen weiß. Dreierlei aber ist dazu nötig: einmal, daß alle diese Grundbegriffe einheitlich

gefaßt und aufeinander eingestellt sind, sodann, daß man klar den Inhalt der Begriffe feststellt und Fremdes ausscheidet, und endlich, daß man die einzelnen Begriffe streng und genau nur innerhalb ihres eigenen Gebietes anwendet. Das hat ARISTOTELES außer Acht gelassen; das dürftige wissenschaftliche Material seiner Zeit mag die Schuld daran tragen. — Dabei ist nicht zu vergessen, daß man auch auf die Zierlichkeit der äußeren Form einiges geben darf, wie zum Beispiel in der Geschichtsschreibung.

Mit Unrecht klagen die meisten Menschen darüber, daß die Tüchtigkeit in der Sklaverei des Glückes stehe. Und ebenso mit Unrecht meinen andere, sie sei die Herrin des Glückes, und zitieren dafür Verse, die eines hochmütigen Menschen würdig sind:

»Siegerin über das Glück ist die Weisheit. Wir aber sagen:
Denen auch lacht das Glück, die des Lebens Mühen und Lasten
Ruhig zu tragen gelernt usw.«

Ein doppelter Fehler liegt in dieser Auffassung: erstens ist die Meinung irrig, daß die Weisheit — worunter diese unsere menschliche Weisheit zu verstehen ist, stärker sei als das Schicksal; erfahren wir doch täglich das gerade Gegenteil. Und dies letztere ist durchaus verständlich. Das Schicksal nämlich wirft sich immer ganz in die Wagschale und entfaltet in jedem einzelnen Fall alle seine Kräfte, während wir immer nur einen kleinen, schwachen armseligen Schößling dessen einzusetzen haben, was man die Weisheit nennt. So ist zwar also das Schicksal gewiß nicht stärker als die Weisheit, andererseits aber ist unsere Weisheit noch viel weniger Siegerin über das Schicksal. Vielmehr ist zu sagen, daß das Schicksal durchaus jenseits der göttlichen Weisheit wirkt, ja nicht einmal den Fuß dorthin zu setzen wagt, wo es auch nur riecht, daß die göttliche Weisheit einmal vorübergegangen ist. Für irrig halte ich auch die Worte des sterbenden BRUTUS:

»Unheil birgt die Tugend, mit Worten nur weiß sie zu helfen.
Warum wandelt dein Tun nicht auf den Pfaden des Glücks?«

PLUTARCH führt zwar ein Wort des ANTONIUS über BRUTUS an, wonach dieser allein den CAESAR nur aus reiner Ruhmbegierde, die anderen ihn dagegen aus Neid erschlagen hätten. Dies mag aber

auch andere Gründe gehabt haben als die Gesinnung, die aus den zitierten Versen spricht. Wir wissen ja aus den Briefen CICEROS an ATTICUS, daß BRUTUS über viele der damaligen Verhältnisse verstimmt war und dann auch später über die Folgen seiner Tat das größte Mißbehagen fühlte. Dies wäre aber unverständlich, wenn der einzige Zweck seines Tuns der Ruhm gewesen wäre. Mit Unrecht aber klagt BRUTUS darüber, daß ANTONIUS, der sein ganzes Leben im Waffenhandwerk verbracht, vom Schicksal ihm vorgezogen worden sei, der in stiller Arbeit der Beredsamkeit sich gewidmet. Starker Männer Worte mögen ungehobelt und ungeschliffen sein, ihr Empfinden und ihr Tun aber ist stark und kraftvoll. Dies gilt auch gegenüber dem, was TACITUS von NERO sagt. Es war also durchaus töricht von BRUTUS, in seiner wildbewegten Zeit Platz für die Tugend zu suchen. Man wird schon in einer von Feinden umringten Stadt keinen glücklichen Menschen finden können, wieviel weniger in einer Stadt, in der Empörung und Aufruhr herrschen. Und auch gesetzt den Fall, das Glück liege nicht im Schicksal, sondern in der Tugend begründet, so vermag doch, wenn beide miteinander im Kampfe liegen, das Schicksal mehr zu vereiteln, als die Tugend leisten kann.
Drei Dinge vor allem ändern den Charakter: das Alter, das Glück und die Ehe — darum sei vorsichtig! — des weiteren auch der Umgang mit Menschen. Nichts ist wertloser, als das glänzende Eisen, solange nur die Hand es bearbeitet; erst wenn es unter den Schlägen der Hämmer gelegen, bringt es dem Schmied Gewinn, den andern Nutzen.

## TRAUERGESANG AUF DEN TOD MEINES SOHNES

Ach, wer hat dich dem Vater entführt, du liebster der Söhne?
Gab es so hart ein Herz, dem greisen Haupte der Trauer
Vollgerütteltes Maß zu reichen? Du grausames Schicksal,
War es dir Lust, mir die fruchtverheißende Blüte zu brechen?
Sohn, nicht Calliope, nicht Apollo hat dich gerettet.
Weg drum mit Zither und Lied und mit den klingenden Rhythmen,
Die mir ums liebe Kind nur neue Tränen entlocken,
Denk' ich daran, wie auch er manch süßes Lied einst gesungen. —
Nützte dir nun dein medizinischer Lorbeer, dein reiches
Wissen und deines Latein so selt'ne, beredsame Kenntnis,
Wenn so schnell dir die Frucht der fleißigen Jahre dahin fährt?

Nützte es mir, dem spanischen Herzog, den vornehmen Bürgern
Heilend das Leben gerettet zu haben, wenn Bürger und Herzog
Ruhig durch Urteil und Spruch dem blutigen Beile dich opfern?
Hilflos steh' ich, du Liebster, mir schwinden die Sinne, gedenk' ich
Deines bittern Geschicks in stiller, einsamer Stunde.
Und mir ist es verwehrt, mit Tränen ein Büchlein zu füllen —
Grausame Welt, du nimmst mir den Sohn, und ich soll nicht weinen?
Weihte ich dafür der Asche, was ewigen Ruhm mir verheißen,
Daß man mich zwingt, zu deines Todes Unrecht zu schweigen?
Dein Verbrechen war nur, daß du die Gesetze umgehend
Unheil über dich nahmst nach der Alten schrecklichem Beispiel,
Sühntest mit eilender Hand der Ehebrecherin Sünden.
Künftig wird jeder in Ruhe und Lust unser Eh'bett besudeln,
Trifft die sühnende Hand des edlen Jünglings die Strafe.
Liebling, du schönstes Abbild dessen, was gut war am Vater!
Würdig dachte ich dich, des Lebens dich ewig zu freuen.
Doch dir war's nicht vergönnt. Es reißen empor zu den Sternen
Unerbittlich die Parzen, was glänzt auf der schmutzigen Erde.
Heil dir, Jüngling, adlig im stolzen Geist wie im Blute
Eifertest du, den Ruhm mit Ahn' und Vater zu teilen!
Doch der König ist fern, die sichere Hoffnung entschwunden,
Phöbus entzieht, es entzieht der Mond der Erde sein Leuchten,
Und kein blinkender Stern strahlt nieder vom heiteren Himmel,
Daß nur keiner das Haus, das mordgeschändete, sehe.
Wohin wend' ich den Schritt? Hat den zerstückelten Gliedern,
Ach, die Erde kein dürftiges Grab? Und blieb mir, mein Liebling,
Nichts sonst von dir zurück? Sieh', ich folgte dir über die Meere. —
Treffet doch mich, wenn ihr Mitleid habt, Grausame, und richtet
Alle Geschosse auf mich! Mich treffe zum ersten der Mordstahl!
Oder doch, himmlischer Vater, erbarme dich du des Gequälten,
Triff dies verhaßte Haupt und schicke hinab mich zum Orkus,
Soll ich nicht anders mir selbst das bittere Leben verkürzen.
War es denn so mit Arglist gemeint, als einstens dem Vater
Väterlich Glück verheißend erstrahlte? So wütet die Liebe?
Sie, ach, nahm mir den Sohn. Und du, glückselige Gattin,
Glücklich, daß du tot und diesen Jammer nicht schautest!
Du aber, Sohn, verzeih'! Denn bitter rächt sich des Vaters
Schuld nun an dir: weil Herd und Heimat schnöd' ich verlassen,
Zahl' ich dem Vaterland heut' und dem Haß der Meinen die Sühne.
Tausendfach gäbe ich gern dem Tod die schuldige Seele —
Doch dem lebenden Auge erfüllt sich bitter das Schicksal!
Dir aber, herrlicher Sohn, dir lebe ein ruhmvoller Name
Stolz in ewige Zeit! Schon reicht er nach fernesten Ländern.
Sterben mußtest du uns, der ganzen Erde zu leben!

Wir alle sterben, einer wie der andere; was uns überlebt, wie HORAZ einmal sagt, das ist nur der herrliche Ruhm, ein würdiger Herold und ein heiliger Sänger unserer Trefflichkeit. Darum wünschte sich ALEXANDER einen HOMER. Denn in der Geschichte verdunkeln neue glänzende Taten den Ruhm der Ahnen. Die Dichter freilich fabulieren nur, und so verfallen sie durch sich selbst der Verachtung. Ein großes Wunder ist es, daß HORAZ auch ohne Geschichtsschreibung zu hoffen wagte, seinen Namen kommenden Jahrhunderten zu erhalten. Denn nur auf dem Wege der Geschichte war es ja möglich, spätere Menschen zu ergötzen, wie er es selbst für seine Aufgabe hält:

»Spaß zu bereiten dem Leser, ihn gleicherweise zu bessern.« –

Aber was einem andern geschadet hätte, der rasche Zerfall der Reinheit der lateinischen Sprache, das ward dem HORAZ zum Heil: der außerordentlich seltenen sprachlichen Reinheit wegen war er um so begehrenswerter. Notwendig ist also, daß eine herrliche und berühmte Sache in ihrer Wirkung bestehen bleibe; daß sie in einem historischen Werke festgehalten und dazu von einem Dichter in poetischer Weise ausgestaltet werde, denn eine bloße Anführung der Tatsache würde die Sache nicht reizvoll genug machen; wie es ja auch heißt [HORAZ, ars. poet. 323]:

». . . den Griechen gab es die Muse,
Mit volltönendem Munde zu reden.«

Ferner, daß dieser Dichter Würde genug habe, diese schmückenden Fabeln passend anzubringen; endlich, daß dadurch der Nachwelt so viele gute Lehren überliefert werden, als kaum das umfangreichste Buch des ARISTOTELES umfassen kann. Treffen diese vier Dinge alle zu, so wird der Name des Betreffenden in Ewigkeit leben, sonst nicht.

»Aber wozu dies alles?« –

Damit wir wissen, was zu einem glücklichen Leben nötig ist! Damit wir erkennen, daß in diesem Leben für kein Glück Raum ist; damit wir nicht vergebens unsere Kraft vergeuden, es zu suchen, und so doppelt unglücklich werden. –

»Aber dies genügt nicht. Notwendig ist auch noch, daß wir wie alle anderen Handwerker auch wissen, was Aufgabe und Inhalt dessen ist, was wir suchen. Der Schmied weiß und lehrt, wie man

Nagel und Riegel, Amboß und Hammer macht; er weiß aber auch, wozu man sie gebraucht: den Nagel, um Bretter zusammenzuheften, den Riegel, die Türen zu schließen, den Amboß, die Hammerschläge aufzufangen. Du aber, so könnte man dir sagen, lehrst nichts dergleichen. Unbekannt bleibt, was überhaupt das Glück ist, und auch du erklärst es nicht. Du sagst auch nicht, wie es zu gebrauchen. Die Sache ist freilich überaus schwierig. Und da du darüber schweigst und nichts zu sagen weißt, so wissen wir nicht, ob du mit dieser deiner Anschauung mehr gewonnen hast als die andern, ob in Wirklichkeit etwas Greifbares hinter all diesen Ausführungen liegt. Darum möchten wir nun hören, ob die Sache überhaupt einen Wert und welchen, und welchen Zweck sie hat. Bietet sie nämlich gar keinen Nutzen, was hat es dann für einen Sinn, zu schreiben, zu lehren und zu lernen?« —
Die Sache bietet einen Nutzen und bietet keinen. Der erste Nutzen ist der, daß wir, wie ich schon gesagt habe, wissen, daß das Unglück größer ist als das Glück, ja daß dies letztere verschwindend klein ist; daß es aber doch in der Öde dieses Lebens mitunter ein Glück gibt, so klein und kurz es sein mag; daß ferner alles darauf ankommt, daß wir wissen, dies kleine Glück zur rechten Zeit zu fassen und dem Unglück aus dem Wege zu gehen. Daß wir endlich verstehen, was uns an Unglück begegnen will (vorausgesetzt, daß es nach menschlichem Ermessen nicht ein übergroßes Unglück ist — denn es kann sehr wohl ein solches sein —, daß es vielmehr an sich weder groß, noch auch nur mittelmäßig, geschweige denn ein größtes und äußerstes Unglück ist) — daß wir, meine ich, dies Unglück zu verjagen und zu vertreiben wissen. Verstehst du dies aber nicht, so wirst du stets unglücklich sein. —
»Wie ich sehe, ist also der Nutzen solcher Ausführungen ein fünffacher. Erstens erleichtern wir damit das Unglück, vorausgesetzt, daß es nicht allzu stark ist. Zweitens mehren wir jenes kleine Maß von Glück, dessen die menschliche Natur sich erfreut. Drittens füllen wir die glückleere Öde dieses Lebens doch mit einem bescheidenen Glück, wenn wir es zur rechten Zeit zu fassen wissen. Viertens wissen wir, daß es doch überhaupt wenigstens ein Glück gibt, sei es auch noch so arm und kurz, und daß das Glück

allein in der menschlichen Tüchtigkeit beruht, solange diese nicht durch allzu großes Unglück gehemmt ist. Fünftens endlich, daß es in unserer Hand liegt, uns ein derartiges Glück doch einigermaßen zu mehren und zu verlängern, weil eben der Gegenstand dieses Glückes und sein Gebrauch in einzelnen Fällen vergrößert und ausgedehnt werden kann – immer verglichen mit der Kürze des menschlichen Lebens. Wenn aber das menschliche Leben 500 oder 600 Jahre zählte, so würden alle in Verzweiflung ihr Leben enden. Und so ist es auch bei einem Glück, das rasch entschwindet.« [?] –
Ganz vortrefflich gesagt! Und ich danke dir dafür, daß du die Sache weit besser erklärtest, als ich sie vorzustellen wußte. Nur noch eines will ich hinzufügen, daß nämlich dieses Glück, so klein und ärmlich, wie ich schon sagte, es auch ist, ja obwohl es, um ganz offen zu reden, eigentlich gar nichts ist, vier verschiedene Stufen hat. Die erste Stufe ist die seiner wirklichen Gegenwart; die geht zwar sehr rasch vorüber, scheint aber immerhin etwas zu sein, obschon sie so gut wie nichts ist. Denn die allgemeine Ansicht der Philosophen geht dahin, daß sie nur in einer Art Freisein vom Schmerz besteht. Die zweite Stufe ist die, da uns das Glück eben verlassen hat; noch bleibt sein äußerer Gegenstand und seine Wirkung, so daß das Glück selbst noch gegenwärtig zu sein scheint. Die dritte tritt ein, wenn das Glück weit hinter uns liegt, uns aber noch eine gewisse Erinnerung daran geblieben ist. Die freilich ist ganz schattenhaft und hat nichts von Wirklichkeit an sich. Die vierte Stufe ist die, daß uns von all den Dingen, wie etwa den alltäglichen Ereignissen, gar keine Spur mehr geblieben und jedes Erinnern daran erloschen ist, oder daß, wenn wir doch noch daran denken, diese Erinnerung keinerlei Eindruck mehr auf unser Gefühl macht. Aus all dem geht klar hervor, daß es uns in diesem Leben genügen muß, es ohne allzu großes Unglück verbracht zu haben.

*Einundfünfzigstes Kapitel*

## WORIN ICH GLAUBE GEFEHLT ZU HABEN

Spät lernen die Dummen, unmöglich ist es, keinen Fehler zu machen. Viele Fehler machen aber mit Notwendigkeit die, die nur dem Vergnügen zu dienen entschlossen sind.

Meinen größten Fehler beging ich in der mangelhaften Erziehung meiner Kinder; denn eine gute Erziehung vermag sehr viel zu wirken. Mir aber fehlten die Mittel, kluge Kinder, fehlten Brüder oder Schwestern, Verwandte, Freunde, Vermögen, Macht und Ansehen, treue Diener. Ich hätte in jeder Hinsicht in meinem Leben mehr Erfolge haben können, hätte ich es über mich gebracht, etwas sparsamer zu sein im Schriftstellern, meiner Natur mitunter Zwang anzutun, meine Vergnügungssucht zu zügeln, etwas sorgsamer zu sein in der Wahl und Pflege meiner Freundschaften, damals [?] die Entscheidungen des Senats von Bologna abzuwarten — wenn es schon gut war, nicht zu bitten, wie viel mehr, nicht zu drängen? In solchen Fällen, wo alle deine Widersacher wider dich arbeiten und deine Freunde machtlos dagegen sind, ist es stets das beste, alles dem Zufall zu überlassen.

Ich urteile auch nicht allzu streng über meine leidenschaftliche Hingabe an das Schachspiel. Ich halte es mit HORAZ, der sagt:

»Ich hab' gelebt. Mag schwarz der Himmel
Morgen bewölket uns drohn, die Sonne
Erstrahlend glühn . . . .«

mit dem Zusatz etwa: »vorausgesetzt, daß künftiger Lust nichts im Wege steht.« Ich habe darauf auch weniger Geist und Mühe verwendet als auf irgend etwas anderes, außer etwa darauf, daß ich Maß im Essen hielte und im täglichen Umgang mich zierlicher Ausdrücke bediente. Also ist es nicht der Rede wert. Und wem hätte es gedient, wenn ich bei jeder einzelnen Handlung sieben Grundsätze beachtet hätte? Auf meine literarische Bildung habe ich freilich Zeit und Mühe über die Maßen verschwendet, und es wäre vielleicht gut gewesen, hätte ich mich mit ähnlicher Beharrlichkeit auch allen anderen Geschäften gewidmet. Dann wäre das eine nicht gar so bewundernswert erschienen.

Mehr als genug war mir, daß mir so vielerlei fehlte: ich hatte kein

gutes Gedächtnis, keine Kenntnis des Lateinischen, wenigstens in jüngeren Jahren, eine schwache Gesundheit, keinen Nutzen von Freunden und Familie, ein langjähriges geschlechtliches Unvermögen, keinerlei sympathische Züge, nicht die geringste gewinnende Anmut, Kinder, die nicht einmal das Mindestmaß an gesundem Menschenverstand besaßen. Dafür war ich nun beglückt mit einem furchtsamen Charakter, mit ewigen Prozessen und Streitereien, kränklichen Eltern; und lebte zu einer unruhvollen Zeit der Kriegswirren und Ketzereien. — Aber sovieler glücklicher Erfindungen konntest du dich doch erfreuen? Die Wahrheit über alles: anderer Leute Erfindungen fand ich in den meisten Fällen bald als fehlerhaft oder verstand sie nicht, so daß ich von all dem keinen Nutzen hatte. Was ich selbst erfand, das nützte mir freilich mehr, aber es kam zu spät. Wäre mir in früheren, zeitigen Jahren vergönnt gewesen, zu erfinden und zu besitzen, was ich jetzt habe, oder wäre mir zur rechten Zeit das bekannt geworden, was andere mit Eifer suchten und fanden, so hätte ich vielleicht nicht soviel zu leiden gehabt.

Und trotz alledem — es ist mir noch soviel geblieben, daß, wer es besäße, sich gerne glücklich priese: ein reiches Wissen, eine trotz allen Wunden gesicherte Nachkommenschaft, viele Bücher, die ich veröffentlicht habe und noch zu veröffentlichen gedenke, Name, Stand und Würde, ein anständiges Vermögen, einflußreiche Freunde, manches liebe Geheimnis, und was das beste ist, Frömmigkeit und Gottesfurcht. Und es kann ja, wie ich es schon gesagt habe, nicht einer alles besitzen, noch einer in allem der Erste, noch auch nur, und gäbe er sich die größte Mühe, im einen oder anderen vollkommen sein.

Was suchst du also gerade bei mir, was noch nie ein Mensch besessen hat? Was wunderst du dich, bei mir Fehler anzutreffen, da doch auch alle anderen Menschen fehlen?

*Zweiundfünfzigstes Kapitel*

## WIE ICH MICH IM LAUFE DER JAHRE ÄNDERTE

Das zunehmende Alter verändert den Charakter, die Körperformen, das Temperament und die ganze äußere Erscheinung.

In meiner Kindheit war ich, wie ich gehört habe, fett und rot, im Knabenalter mager mit länglicher Gesichtsform und weiß-rötlicher Hautfarbe. Ich wuchs sehr rasch, so daß im 16. Lebensjahre mein Wachstum so gut wie völlig abgeschlossen war und ich so groß aussah, als ich jetzt bin. Mein Temperament war ein melancholisches. In den Jünglingsjahren war ich fuchsrot, in meinem Benehmen lag durchaus nichts Hervorstechendes, ich war erregbar, wie schließlich jeder anderer auch, heiter, allen Vergnügungen, der Musik in erster Linie, leidenschaftlich zugetan. Auch im reiferen Alter, so etwa vom 30. bis zum 40. Jahre, zeigte ich keine anderen Charakterzüge; doch hatte ich allmählich vieles, was mich verstimmen konnte: meine Armut, Sorgen um Frau und Kinder, eine stets schwankende Gesundheit und viele erbitterte Feinde und Rivalen. So geschah es eines Tages, nachdem ich eine vornehme Dame, BARTOLOMMEA CRIVELLI, und nach ihr auch ihren Bruder geheilt hatte, daß dieser letztere, noch kaum genesen, mich verhöhnte. Ich erwiderte ihm: »Was hättet ihr alle getan (es waren nämlich noch einige dabei, die mit ihm lachten), wenn er nicht gesund worden wäre?« — Was durfte ich also nicht alles erhoffen, als ich endlich, nicht vor meinem 39. Lebensjahre, zu Atem kam? Und doch habe ich in den nächstfolgenden vier Jahren, nämlich vom 1. September 1539 bis zum 1. November 1543, gar nichts unternommen, weder privat noch öffentlich; den einzigen Vorzug, den ich genoß, war, daß ich meiner ärztlichen Sorgen los und ledig war und doch in geehrtem Ansehen stand.

Das erste Jahr, das in meinem Leben eine entscheidende Wendung zum Besseren brachte, war das Jahr 1543. Von diesem Jahre bis zum Jahre 1570, also in fast 27 Jahren — gerade die Dauer des peloponnesischen Krieges — verfaßte ich die Mehrzahl meiner Werke; denn in den vier Jahren von 1571 bis 1575 schrieb ich nur 12 Werke in zusammen 18 Büchern. Der größere Teil meiner

Werke ist freilich erst noch im Druck herauszugeben, und davon stammt ein Teil aus der früheren, der andere aus späterer Zeit.
In dieser ganzen Zeit habe ich mich 7 Jahre lang nur Vergnügungen hingegeben, der Musik und anderen Dingen, dem Spiel und vor allem dem Fischfang. Dann bereitete ich mich auf meine Vorlesungen und Disputationen vor. Damals befand ich mich auch körperlich schlechter als sonst; die Zähne taten mir weh, und einige von ihnen fielen aus. Auch das Podagra befiel mich damals; doch quälte es mich nicht allzu stark, nur während 24 Stunden steigerten sich bei einem Anfall die Schmerzen, dann begannen sie wieder langsam nachzulassen. Bis zu meinem 60. Jahre ließen meine Kräfte in keiner Weise nach, so daß es offensichtlich ist, daß, was sie schließlich minderte, mehr seelische Schmerzen waren als das Alter. Von diesem Jahre an begann ich auch endlich für meinen Haushalt Sorge zu tragen; aber immer und immer wieder kamen Mißgeschicke aller Art, so daß es eigentlich ein Wunder ist, daß ich noch heute lebe. Wenn einer all die Mühen und Sorgen zählen möchte, die auf mir lasteten, die Trauer, die Schmerzen, meine Irrtümer bezüglich meiner Lebensweise, die Zwischenfälle und Sorgen meines häuslichen Lebens, die Angst vor Armut, die Nachtwachen, die Magenbeschwerden, die schweren Verdauungsstörungen, das Jucken und auch die Läusesucht, den Leichtsinn meines Neffen, die üblen Taten meines Sohnes — wer sollte sich da nicht wundern, daß ich noch immer am Leben bin? Auch fielen mir allmählich die meisten Zähne aus, so daß mir nur noch 15 geblieben sind, und auch die sind nicht alle gesund noch fest. Dazu die ewigen Verfolgungen, die ewigen Fallen und Nachstellungen, diebische alte Weiber, betrunkene Kutscher, überall nichts als verlogene, feige, treulose, hochmütige Menschen! Niemanden hatte ich, der mir Stütze gewesen wäre, nur einen, der mir einigermaßen half. Sechsmal ungefähr habe ich beim Schlafengehen ob all dieses Unglücks oder auch eines Fehlers in der Diät wegen geglaubt, nicht mehr aufzustehen; zweimal war ich überzeugt, noch in der gleichen Nacht sterben zu müssen. Und doch hatte ich das Testament, das mein letztes sein sollte, noch nicht abgefaßt.
Du wirst fragen, wie ich aus all dem schließlich entrann? Der

Schmerz war die Arznei meines Schmerzes; den Unmut heilte ich mit Zorn, meiner ungesunden Liebe zu den Meinen begeg= nete ich mit ernsten Studien. Schmerzen kleinerer Art vertrieb ich durch das Schachspiel; über große halfen mir falsche Hoffnungen und phantastische Gedanken hinweg. Ich pflegte nicht zu früh= stücken, sondern hatte es soweit gebracht, mit einem gekochten Apfel oder mit 15 Zibeben zufrieden zu sein; ich trank fast nie Wein noch Wasser oder beides nur sehr wenig. In den letzten Jahren habe ich mich an ein Frühstück gewöhnt, das mir Freude macht und, wie ich hoffe, auch gesund ist: ich esse die sogenannte weiße Suppe des GALEN und darin gut weichgekochtes Brot; sonst nichts. Reichlicher dagegen ist meine Abendmahlzeit.
In allen trüben Stunden aber lasse ich mir die Gedanken durch den Kopf gehen, die ich in meinem Buch »de optimo vitae genere« niedergeschrieben habe. Ich denke daran, wie es einst dem Sohne des SULLA gegangen, den CAESAR mit seiner Gattin, weil diese eine Tochter des POMPEIUS war, hat töten lassen. Und wie ging es einst dem QUINTUS CICERO? Wie seinem Bruder MARCUS? Seine Tochter starb ohne Leibeserben noch zu seinen Lebzeiten, worüber er in Wahnsinn fiel. Ein Sohn, der ihn zwar überlebte, hatte weder Sohn noch Tochter. So hat die unglückliche TERENTIA mit ihren hundert Jahren all die Ihrigen, auch ihren einst so hochberühmten Mann, überlebt. O menschliches Schicksal! Und wie erging es den herrlichen und so nützlichen Werken eines THEOPHRAST? — Zu Abend speise ich nach lang erprobter Gewohnheit große, aber leichte Fische; sollen sie nahrhaft und leicht verdaulich sein und eine kräftige Speise bilden, so müssen sie gut gekocht sein. Karpfen ziehe ich anderen Fischen vor; doch gibt es diese hier in Rom nicht. An ihrer Stelle esse ich den Stachelflunder und die Stein= butte, auch Hechte, die etwa 9 Zoll lang und anderthalb Pfund schwer sein müssen, auch andere leichte, breite Fische, wie etwa die Steinbarbe. Karpfen, die nicht im fließenden, sondern im stehenden Wasser leben, die sogenannten »scardea«, liebe ich nicht, aus Gründen, die ich anderswo angeführt habe. Sehr gerne esse ich dagegen Mangoldsuppe mit Knoblauch, auch Suppe aus Gienmuscheln, Austern oder Schnecken mit frischen grünen Lor= beerblättern, oder statt Mangoldsuppe liebe ich auch ein Gericht

Salat aus Gänsedisteln, aus Wurzeln der Endivie, aus der Wurzel und den kräftigen Blättern des Gurkenkrauts. An Stelle einer dieser Speisen esse ich auch gerne ein paar frische Eidotter; oft bin ich auch mit einem einzigen zufrieden. Auch die weißen Fleischteile esse ich gern, aber ohne Blut und gut gekocht, desgleichen auch Kalbsfüße, vom Huhn und der Taube die Leber, das Hirn und die anderen blutreichen inneren Teile. Am Spieß gebratenes Fleisch, fein und zart zerschnitten oder mit dem Messerrücken zerklopft und dann lang in Bockfett getaucht und mit der Suppe im Topf gekocht, ziehe ich allem andern vor.

Sind meine Füße kalt, so wasche ich sie; denn dann frieren sie nicht mehr so sehr. Auch nehme ich nur dann Speise zu mir, wenn mein Körper an allen Stellen warm und trocken ist. Nach dem Frühstück gehe ich nicht, noch viel weniger nach der Hauptmahlzeit.

Seelisch bin ich ruhiger und sicherer geworden, aus Erkenntnis, nicht aus Selbstzucht. Und da mir der Tod mit Recht zu fürchten zu sein scheint, hasse ich ihn. Die anderen, die vor seinem Kommen nicht zittern, lassen wir beiseite wie die Ochsenhirten. Laufe ihm doch entgegen, wenn du ihn nicht erwarten kannst!

Doch ich kehre zum Thema zurück. Im Laufe der Jahre habe ich oft in all meinen Dingen, auch bei den verstecktesten, so große Veränderungen gesehen, daß ich oft glauben wollte, ein böser Geist sei da, der alles untereinanderbringt: oft war mein Geld verschwunden, dann war es plötzlich vermehrt, dann wieder wie weggeblasen. Damit du nicht glaubst, ich fabuliere nur oder hätte kein Gedächtnis mehr, will ich dir erzählen, was mir gestern begegnet ist und heute noch anhält; ich weiß nämlich sehr wohl, wieviel man gegen Dinge, wie ich sie eben sagte, einwenden kann. Ich speiste ziemlich heiter zu Abend; und nach der Mahlzeit befiel mich plötzlich ein so großer Haß gegen alle Bücher, solche von anderen, wie meine eigenen, nämlich die schon herausgegebenen, daß ich es nicht aushielt, daran zu denken, geschweige denn, sie anzusehen. Denke ich nun vernünftig darüber nach, so erkenne ich, daß der Grund in mir, in einer Art von Melancholie liegen muß, vor allem, da es sich gerade um meine besten Bücher handelt. Aber anders ist es bei der Sache mit dem

Geld: keinerlei Hinterlist, keine Dummheit, kein Irrtum spielte herein, niemand hat es weggenommen — was war es also anderes als eine heimliche Gewalttat?

## *Dreiundfünfzigstes Kapitel*

## MEINE ART IM VERKEHR MIT ANDEREN

Ich weiß sehr wohl, daß ich im Verkehr mit anderen aus vielen Gründen stets nur wenig gute Eigenschaften gezeigt habe, am wenigsten heute in meinen alten Tagen. Vor allem liebe ich eben die Einsamkeit, und nie bin ich enger mit denen zusammen, die ich so innig liebe, als wenn ich allein bin. Denn die ich liebe, das sind nur Gott und mein guter Schutzgeist. Und wenn ich dann allein bin, so betrachte ich diese beiden, Gott, das unermeßliche Gut, die ewige Weisheit, Anfang und Quelle alles reinen Lichtes, die wahre Freude in uns, bei der wir nicht fürchten müssen, daß sie uns einmal verlasse, den Grundstein der Wahrheit, die willige Liebe, den Schöpfer aller Dinge, der in sich selbst selig und allen Seligen Schutz und letzte Sehnsucht ist, die tiefste und erhabenste Gerechtigkeit, die für die Toten sorgt und der Lebendigen nicht vergißt. Und dann betrachte ich meinen guten Geist, der auf Gottes Geheiß mich schützt, den stets Barmherzigen, den guten Berater, den Helfer und Tröster in den Trübsalen meines Lebens. — Und nun zeige mir einen Menschen, welches Standes er auch sei, der nicht einen Sack voll stinkenden Kotes und einen Nachttopf voll Urin stets bei sich im lebendigen Leibe führte! Und die meisten Menschen, auch die allerbesten unter ihnen, haben den Bauch voll Würmer; viele, Männer und — um ganz gerecht meine Höflichkeiten auszuteilen — auch Damen, und zwar solche, die zu gefallen pflegen, starren von Läusen und Flöhen; andere stinken aus den Achselhöhlen, andere aus den Füßen, die meisten aus dem Munde. Und denke ich an solche Dinge, welchen Sterblichen sollte ich dann (ich meine hinsichtlich seines Leibes) lieben können? Ist ja doch ein Kätzchen oder eine kleine Ziege viel reinlicher und schöner. Und soll ich etwa der Menschen Seele lieben, da doch kein Tier heimtückischer, niederträchtiger, ver-

logener ist als der Mensch? Und weiter, lassen wir jene Teile der Seele, die von leidenschaftlichen Wallungen beherrscht sind, und setzen wir den Fall, ich wolle den Verstand lieben. Gibt es denn, wende ich hier ein, einen Verstand, der die Wahrheit fassen und lehren kann, ruhiger, reiner, höher und sicherer als der göttliche? Die Bibliotheken freilich füllen sich mit Büchern, die Geister aber werden immer ärmer an Bildung. Man schreibt nicht mehr, man schreibt ab; an Geist freilich fehlt es nicht mehr, es fehlt an anderen Dingen.

Was ist es also, das ich aus dem Zusammensein mit Menschen erhoffen dürfte? Schwätzer sind sie alle, Geizkragen, Lügner, Streber nach Ehre und Macht. Zeige mir einen, der in diesem blühenden Jahrhundert, da man die so nützliche Kunst der Buchdruckerei erfunden, auch nur den hundertsten Teil von dem, was ein THEOPHRAST, erfunden hat, und ich reiche ihm die Hand. Aber mit ihren Lappalien und Kindereien, ihrem *οὐ* oder *ὄν*, stören und schädigen sie nur die schönen Erfindungen unserer Zeit. Aber das ist nicht alles. Erfindungen nämlich bedürfen der ungestörten Ruhe, des stillen, beständigen Nachdenkens und eifrigen Erprobens, und all dies gibt nur die Einsamkeit, nicht die Gesellschaft der Menschen, wie wir es ja auch an ARCHIMEDES sehen. Was mich persönlich betrifft, so verdanke ich von den ungefähr 60 Erfindungen, die ich gemacht habe, auch keine 20 der Anregung durch andere oder dem Verkehr mit anderen. Ich will nicht, daß man sagt, ich hätte gelogen, wenn es etwa noch weniger sind. In der Mathematik, gestehe ich, habe ich einiges, aber recht wenig dem Bruder NICCOLÒ [TARTAGLIA, s. o. S. 165] zu danken. Doch wie viel davon ging wieder verloren? Und eine große Menge verdanke ich anderen Gründen, vor allem auch jenem verborgenen inneren Glanze [s. o. S. 120] oder einem noch Besseren [seinem Schutzgeist].

Wozu also brauche ich die Menschen? Die Glücklichen wollen meine Gesellschaft nicht, und der Elenden Gesellschaft wiederum bedarf ich nicht. Schmeichle ich den anderen, so bessere und heile ich sie nie; sage ich ihnen offen und grob die Wahrheit, so fassen sie es gleich von der übelsten Seite auf. Und überdies sind sie alle nichts als launische Greise, jammernd, winselnd und dabei voll

Schelsucht. Habe ich denn von ihrem Geschwätz auch nur den geringsten Nutzen? Und wie eng ist uns die Zeit bemessen! »Des Menschen Tage währen 70, wenn es hoch kommt, 80 Jahre.« Wie wenig Zeit bleibt da für die Lappalien geselliger Unterhaltung! Die Zeit dafür müßte ich anderem, besseren Tun entziehen. Und welchem? Der Betrachtung? Das wäre ungerecht und gottlos. Meinen wissenschaftlichen Arbeiten? Töricht wäre es, zu den Plackereien zurückzukehren, denen ich mit Mühe nur entfliehen konnte, den Mördern meiner freien Zeit. Oder etwa meinen Leibesübungen? dem Schlaf? meinen häuslichen Geschäften?
Und dann: mit wem soll ich plaudern? Mit meinen Freunden? Die wollen von mir Arbeit, nicht Unterhaltung. Mit anderen Leuten? Wozu? Mit Erfahrenen? Die werden vielleicht vorher schon viel mehr zu wissen glauben, als ich ihnen sagen kann. Und wissen sie es tatsächlich schon, so wird das Resultat nur Streit oder Zank sein. Soll ich etwa von anderen lernen? Wozu denn? Oder soll ich andere zu belehren suchen? Schamlose Verschwendung wäre es, das Seinige zu vergeuden, um nichts anderes dafür einzutauschen als Haß. Soll ich mit einem allein, soll ich mit vielen zugleich verkehren? Wenn mit vielen, wo wird dann die Grenze sein? Wenn nur mit einem, soll der allein dir Gott sein? Auch würde ich dadurch bei anderen nur den Neid erregen und von neuem in ein Meer von Streit und Hader sinken. Auch sprechen oft mehrere zugleich, und dann wieder lachen sie im Stillen über dich. Zahllosen peinlichen Gelegenheiten setzt man sich aus, ohne den allergeringsten Nutzen. Und endlich, was das wichtigste ist: in der Unterhaltung bedarf es gefälliger Anmut, im Gespräch heiterer Liebenswürdigkeit, und beides ist mit Natur und Charakter eines alten Mannes unvereinbar. Für all dies zitiere ich keinen anderen Zeugen als den ARISTOTELES.
Aus all diesen Gründen war ich in der geselligen Unterhaltung immer unbrauchbar. Und dies war auch eine von den Ursachen, daß ich nie zu größeren Gelagen ging. Gute und anständige Leute freilich wies ich nie vom Verkehr mit mir zurück, noch weniger Arme oder solche, die sich um mich verdient gemacht, noch auch vernünftige Menschen.
Aber du wirst mir entgegenhalten: der Mensch ist ein geselliges

Wesen, und was wirst du tun, da du doch auf diese Weise jeden Einfluß auf Dinge dieser Welt aufgibst und auf alle Freunde Verzicht leistest? Was vermagst du so zu leisten? Du rühmst dich, mächtige Freunde zu besitzen. Dies ist vielleicht nur leere Prahlerei, und wenn nicht, wo ist der Gewinn, der dir daraus wird? Und wenn es andere Leute gibt, die deinen Freunden beim geselligen Schmaus, bei Scherz und Spiel mehr gefallen als du, wer bürgt dir, daß deine Freunde jene lassen und dir, dem Ungeselligen, in Liebe treu bleiben? Und was nützen dir deine wissenschaftlichen Studien, die du vor den anderen voraus hast, wenn die Freunde sie dir nicht glauben?

»Wissen ist nichts, wenn nicht, daß du weißt, alle anderen wissen.«

Und schließlich wirst du, wenn du diese natürlichen menschlichen Bedürfnisse vernachlässigst, nur Schaden davon haben. — Ich weiß, daß mir dies entgegengehalten werden kann. Ich weiß aber auch, daß es viele Dinge gibt, die auf den ersten Anblick hart und absurd erscheinen, aber, wenn sie gelebt werden, ein anderes Gesicht bekommen; und auch umgekehrt, manches erscheint zunächst ganz angenehm, vernünftig und nützlich, was in Wirklichkeit hart und absurd ist. Und meine Art, mich zu benehmen, ist in den meisten Fällen hinreichend, mir die wenigen zu erhalten, die mir einmal ihre Freundschaft geschenkt haben. Und diese wenigen genügen mir; sie sind auch mehr von Nutzen und zuverlässiger als eine große Menge.

## *Vierundfünfzigstes Kapitel*
## UND ZUGLEICH NACHWORT

Ich glaube nunmehr sicher zu sein vor dem Verdacht der Lüge. Ein Mann wie ich, der alt geworden ist im Streben nach Wahrheit, bei dem Gottesliebe und Ewigkeitshoffnungen verbunden sind mit dem Besitz so weitumfassenden Wissens und dem Genuß ruhiger Weisheit, der will auch nicht durch eine einzige Lüge alles, was er gewonnen, aufs Spiel setzen. Das überlasse ich denen, die in ihrer Ungeschicklichkeit sich selbst betrügen, oder denen es Freude macht zu lügen und das, was sie gehört, gelesen oder

vielleicht auch erlebt haben, zu übertreiben, in der Hoffnung, die anderen hinters Licht führen zu können. Und fest auf diese Hoff= nung bauend, maßen sie sich Dinge an, von denen sie selbst nicht eines glauben, und wenn man ihnen auch tausende bezeugte.
Meine Feder also hat nur die Wahrheitsliebe geführt. Die Men= schen freilich sind ganz anders; wie Raubvögel sind sie; die einen, schmutzig und gemein wie Raben und Krähen, leben nur von Geilheit, Raub, Hinterlist und Grausamkeit, die anderen, etwas vornehmer, brennen wie Adler und Falken vor Hochmut und Leidenschaft. Was Wunder, daß sie für solche Dinge kein Ver= ständnis haben. Und doch sind mit Beispielen derart alle Bücher von weltlichen wie geistlichen Geschichtsschreibern voll. An ihrer Statt, die uns befehden, habe ich den Beifall Gottes und des ganzen Reiches der Seligen und Weisen: eine Unendlichkeit statt einer kleinen Zahl, Wahrhaftige statt Lügner, Weise statt Toren!
Darauf vor allem sollten die Obrigkeiten sehen: nach dem Bei= spiel der Alten die mit gerechten Strafen zu belegen, die gegen rechtschaffene und gelehrte Männer sich vergehen. Versäumen sie dies, so wird einer von allen und für alle dafür und auch, weil sie ihre Macht mißbraucht, Rechenschaft von ihnen fordern.
So habe ich denn in diesem Sinne oben die wissenschaftlichen Zeugnisse über mich angeführt, nicht mir zum Lob (oder glaubt man, ich sei so töricht, auf diese Weise zu alten Sünden zurück= zukehren?), sondern daß die Leser sehen, daß ich der bin, für den ich mich ausgebe, ein wahrheitsliebender und rechtschaffener Mann und stark durch göttlichen Geistes Hilfe, und daß sie aus diesen Zeugnissen die Wahrheit entnehmen können. — Alle menschlichen Handlungen geschehen mit Hilfe der äußeren Er= fahrung, des Verstandes, der Überlegung und fremder Ratschläge, göttlicher Eingebung und äußerer Anlässe, durch leidenschaft= liche Triebe und Zufälligkeiten. Die äußere Erfahrung ist sicher und brauchbar in Dingen wie etwa im Schmiedehandwerk; der Rat, den Menschen dir geben, hängt von Willkür ab, denn diese, wenn sie nicht deine Freunde sind, können, wie der Erfolg lehrt, durch keine Wohltaten, noch auch durch Proben plötzlicher Grausam= keit, gebessert werden. Die göttliche Eingebung ist ein seltener Vogel und hat nie jedermann in allen Fällen recht getan. Die Ge=

legenheit, namentlich wenn sie vorherbedacht ist, ist gut, aber sie leuchtet nicht immer zur rechten Zeit auf. Und wie der Verstand stets das sicherste und am meisten erprobte Mittel ist, so ist der Zufall ein schlechtes, der leidenschaftliche Trieb aber das aller⸗schlechteste Mittel, weil er töricht ist und dich oft in Streit ver⸗wickelt. In den verstandesmäßigen Dingen entscheidet die frei ge⸗wollte Tat [?], in den sonderbaren Schicksalsfügungen jener innere Glanz, der nur angedeutet, nicht beschrieben werden kann, in den
ganz über sterbliche Art hinausgehenden Dingen aber
mein Schutzgeist, der weder beschrieben noch
auch nur angedeutet werden kann
und der außerhalb meiner
Macht steht.

# CHRONOLOGISCHE ÜBERSICHT ÜBER DAS LEBEN CARDANOS

1501. GIROLAMO CARDANO geboren am 24. September zu Pavia als Sohn des Rechtsgelehrten FAZIO CARDANO und der CHIARA MICHERIA.

1501—1504. CARDANO in Moirago.

1504—1519. Bei seinen Eltern in Mailand. Väterlicher Unterricht. Erste schriftstellerische Versuche auf dem Gebiete der Geometrie.

1520—1521. Auf der Universität zu Pavia.

1522—1523. In Mailand, da die Universität der Kriegswirren wegen geschlossen bleibt. Mathematische und medizinische Studien.

1524. CARDANO besucht die Universität zu Padua. Im August kurzer Aufenthalt in Mailand. Am 28. August stirbt sein Vater FAZIO CARDANO. Öffentliche Disputation und Fortsetzung seiner Studien zu Padua.

1525. Rektor der Universität zu Padua. Aufenthalt in Mailand und am Gardasee.

1526. Nach zwei mißglückten Versuchen Promotion zum Doktor der Medizin in Padua. Läßt sich am 24. September zu Sacco nieder.

1526—1532. Zu Sacco. Ärztliche Praxis und medizinische Schriften. 1529 vorübergehender Aufenthalt in Mailand.

Ende 1531. CARDANO heiratet LUCIA BANDARINI aus Sacco.

1532. Februar. Siedelt nach Mailand über. Streitigkeiten mit dem Kollegium der Ärzte.

1533. April. Übersiedelung nach Gallarate; lebt dort in äußerster Armut. Schriftstellerei. »Liber de fato«.

1534. 14. Mai. Sein ältester Sohn, GIANBATTISTA CARDANO, geboren. Ende des Jahres Rückkehr nach Mailand. Durch FILIPPO ARCHINTI's Vermittlung Arzt am städtischen Armen- und Krankenhaus. Vorlesungen über Mathematik, Geographie und Architektur. Ärztliche Praxis.

1535. Medizinische und mathematische Schriften.

1536. Lehnt einen Ruf nach Pavia ab. Astrologische Studien. Geburt seiner Tochter CHIARA. Reise nach Piacenza.

1537. Moralphilosophische Schriften (»de consolatione« und »de sapientia«). Verhandlungen mit dem Mailänder Ärztekollegium. Am 26. Juli Tod seiner Mutter. Zunehmende ärztliche Praxis.

1538. Mathematische Schriften (»practica arithmeticae«).

1539. Auseinandersetzung mit NICCOLÒ TARTAGLIA. Aufnahme in das Kollegium der Ärzte in Mailand. Allmähliche Verbreitung seines Ruhmes als Mathematiker und Arzt.

1540. Ärztliche Praxis. Schach- und Würfelspiel.

1541. Rektor des Kollegiums der Ärzte. Griechische Studien. Abhandlungen über Schach- und Würfelspiel.

1542. In den dürftigsten Verhältnissen. Spiel. Musik. Reise nach Florenz und Siena.

1543. 25. Mai. Sein zweiter Sohn, ALDO CARDANO, geboren. Liest in Mailand über Medizin. Veröffentlicht astrologische und andere Schriften. Erhält einen Ruf als Professor der Medizin an die Universität zu Pavia.

1544. Verhandlungen mit der Universität zu Pavia. CARDANO nimmt die Professur an und siedelt nach Pavia über.

1545. Mathematische, namentlich algebraische Studien. Veröffentlicht sein algebraisches Hauptwerk »ars magna«. Wachsende Berühmtheit. Rückkehr nach Mailand, da ihm in Pavia sein Gehalt nicht ausgezahlt wird. Schriftstellerische Tätigkeit.

1546. Lehnt Angebote vom Papst PAUL III. und König CHRISTIAN III. von Dänemark ab. Freundschaft mit Kardinal MORONE. Ende 1546 Tod seiner Frau.

1547. Erneute Übernahme der Professur in Pavia zu besseren Bedingungen. Reise nach Genua. Neue Freunde (ALCIATI u. a.)

1548–1549. In Pavia.

1550. Erneute Unterbrechung der Tätigkeit in Pavia wegen mangelnder Bezahlung. Aufenthalt in Mailand. Schriftstellerische Tätigkeit.

1551. Wiederaufnahme der Vorlesungen in Pavia. Veröffentlichung der Bücher »de subtilitate.« Gegen Ende des Jahres verlassen alle Professoren drohender Kriegsgefahren wegen die Universität von Pavia. CARDANO in Mailand.

1552. Reise nach Schottland über Lyon und Paris; Rückreise über

London, die Niederlande, den Rhein und die Schweiz. Auf der Höhe seines Ruhmes.

1553–1560. CARDANO in Mailand. Schriftstellerische Tätigkeit und ärztliche Praxis.

1555. Kontroverse mit JULIUS CAESAR SCALIGER über das Buch »de subtililate«.

1556. GIANBATTISTA CARDANOS Promotion zum Doktor der Medizin. CARDANOS Tochter CHIARA heiratet den Mailänder Patrizier BARTOLOMMEO SACCO.

1557. GIANBATTISTA CARDANO heiratet gegen den Willen seines Vaters die BRANDONIA SERONI.

1560. Wiederaufnahme der Professur in Pavia. Verhaftung des GIANBATTISTA. CARDANO kehrt nach Mailand zurück. Verteidigungsrede für seinen Sohn. Am 7. April GIANBATTISTAS Hinrichtung. Todesfälle in der Familie. Rückkehr nach Pavia.

1561. In Pavia. Moralphilosophische Schriften (»de morte« u. a.).

1562. Verzichtet endgültig auf die Professur in Pavia. Aufenthalt in Mailand. Verhandlungen mit Bologna. Ärztliche Praxis in Mailand. Übernimmt eine Professur für Medizin an der Universität zu Bologna.

1563–1570. Professor in Bologna. Ärztliche und schriftstellerische Tätigkeit. Dauernde Besserung seiner wirtschaftlichen Lage.

1570. Am 13. Oktober Einkerkerung wegen Unglaubens und Ketzerei. Durch Vermittlung der ihm befreundeten Kardinäle befreit. Verbot von Vorlesungen und fernerer Publikation von Schriften.

1571. CARDANO erhält eine Pension vom Papst. Siedelt nach Rom über.

1571–1576. CARDANO in Rom. Ärztliche Praxis und schriftstellerische Tätigkeit.

1575–1576. Abfassung der Selbstbiographie.

1576. CARDANO stirbt am 20. September.

## INHALTSVERZEICHNIS

GEDRUCKT BEI DIETSCH & BRÜCKNER / WEIMAR

LEONARDO DA VINCI, DER DENKER, FORSCHER UND POET. Herausgegeben von Marie Herzfeld. 6. Tausend. brosch. M 10.—, in Halbperg. geb. M 12.—
Leonardos Persönlichkeit wird in ihrem ganzen Umfange aus seiner schriftlichen Hinterlassenschaft lebendig gemacht. Der Band enthält Aufzeichnungen: Über die Wissenschaft / Von der Natur, ihren Kräften und Gesetzen / Sonne, Mond und Erde / Menschen, Tiere, Pflanzen / Philos. Gedanken / Aphorismen, Allegorien / Entwürfe zu Briefen, Gutachten, Beschreibungen, Erzählungen / Allegorische Naturgeschichte / Fabeln / Schöne Schwänke / Prophezeiungen.

---

FRANZ M. FELDHAUS, LEONARDO DER TECHNIKER UND ERFINDER. Mit 9 Tafeln und 131 Abbildungen im Text. brosch. M 7.50, Halbfr. geb. M 10.—, Leder geb. M 15.—
Leonardos technische Leistungen, eine der wichtigsten Seiten seines Lebenswerkes, sind hier zum erstenmal gemeinverständlich dargestellt. In vielen Stücken, z. B. der Flugmaschine, hat er erst jetzt Nachfolger gefunden.

---

LEONARDO DA VINCI, TRAKTAT VON DER MALEREI. Herausgegeben von Marie Herzfeld. 2. Tausend. brosch. M 10.—, in Halbperg. geb. M 12.—

---

MICHELAGNIOLO BUONARROTI, DICHTUNGEN. Übers. von H. Nelson. 3. Tausend. br. M 5.50, Perg. geb. M 8.—
Hermann Hesse: Wer irgendein Verhältnis zu Michelangelo hat, dem müssen seine Gedichte ein Erlebnis werden. Ein glühender Mensch stürmt einsam durch ein dunkles Leben, in ewiger Flucht und Ungenüge, allen Täuschungen des Denkens und der Liebe brennend hingegeben, und über all dem Harme schwebt heilig ein gottnaher Geist, der die Leidenschaft zur Größe und die Treue zur Andacht erhebt. (März)

---

DIE FRÜHRENAISSANCE DER ITALIENISCHEN MALEREI. 200 Nachbildungen mit geschichtlicher Einführung und Erläuterungen von Prof. Dr. Richard Hamann. (Die Kunst in Bildern Bd. II.) Pappb. M 6.—, Lwd. geb. M 7.—, Kalbl. M 12.—
Der Bilderteil bietet eine erschöpfende Auswahl aus der Malerei des Quattrocento, der Text stellt in origineller Weise die Frührenaissance (1470 bis 1500) sowohl der Hochrenaissance wie einer besonderen Vorrenaissance (Masaccio, Lippi, Mantegna u. a.) gegenüber; Eigentümlichkeit der Frührenaissance ist ein Zurückgreifen auf gotische Traditionen.

---

WALTER PATER, DIE RENAISSANCE. Studien in Kunst und Poesie. 3. Auflage. brosch. M 6.—, Halbfr. geb. M 8.—
Inhalt: Zwei frühe französische Fabeln / Pico della Mirandola / Sandro Botticelli / Luca della Robbia / Die Dichtung des Michelangelo / Leonardo da Vinci / Die Schule des Giorgione / Joachim du Bellay / Winkelmann.

